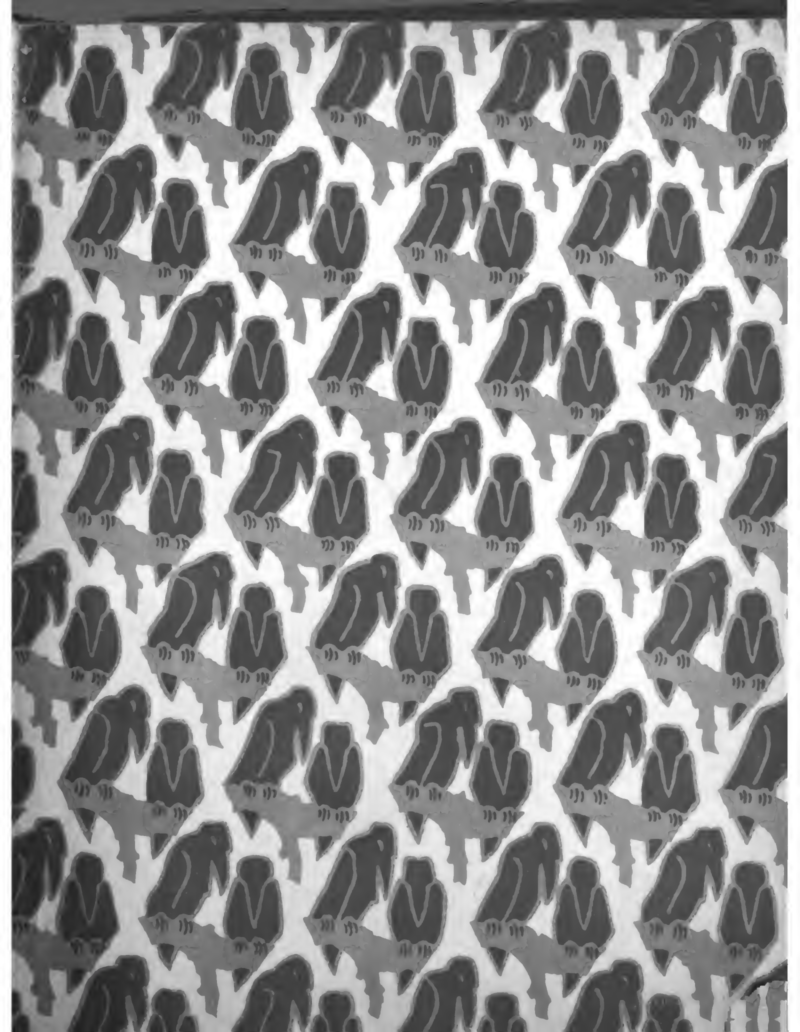


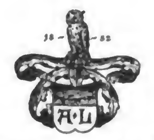
Niedersachsens Sagenborn

Karl Henniger, Johann Harten, J von Harten



Niedersachsens Sagenborn

Eine Sammlung der schönsten Sagen und Schwänke aus dem südlichen Niedersachsen, ausgewählt und zusammengestellt von K. Henniger und J. von Harten ▪ ▪ ▪ ▪ ▪ ▪
Buchschmuck von A. Busch-Breslau



▪ ▪ ▪ Hildesheim 1907 ▪ ▪ ▪
Druck und Verlag von August Lax

Unserm lieben Landsmann

dem niedersächsischen Heimatsdichter

Heinrich Sohnrey

in herzlicher Verehrung

gewidmet

von den Herausgebern.

Vorwort.

Tief im Waldesschatten deutscher Volksdichtung sprudelt seit uralten Zeiten ein immer frischer Born. Mächtige Baumriesen und zarte Blaublümelein spiegeln sich in seinem klaren Gewässer. Liebliche Vöglein fliegen keck herzu, tauchen ihr Schnäblein hinein, netzen ihr Gefieder und singen zum Dank dort ihre süßesten Weisen.

Unaufhaltsam aber rinnt und rieselt der Born und sendet sein lauteres Wasser durchs Waldtal fort ins Land der Menschen. Der Wanderer freut sich des munteren Gesellen und lauscht gern seinem traulichen Plätschern, das ihm klingt wie ein Sang aus goldner Zeit, und bezaubert von dem geheimnisvollen Rauschen läßt er sich träumend am Ufer nieder. Da steigen gar seltsame Gestalten empor, Nixen und Elfen, Riesen und Zwerge, kühne Recken und zarte Jungfräulein, wundersame Mären kündend. Immer bekannter erscheinen ihm die Gesichter, Helden aus der deutschen Geschichte und Schelmen aus Großvaters Jugend blicken ihn an, bis er zuletzt auf des Bornes tiefunterstem Grunde sein eignes Bild erschaut. —

So rauscht die deutsche Sage, aus der Tiefe des deutschen Gemüts geboren, fort und fort von der fernsten Vorzeit bis in unsere Tage. Wohl achten nur wenige noch dieses köstlichen Quickborns, der abseits von der breiten Heerstraße dahinrieselt. Und doch ist die Sage ein heiliges Vermächtnis unserer Väter, das es verdient, nicht nur von Kindern und Dichtern gewürdigt zu werden. Wer Leben und Glauben, Sitten und Gebräuche seiner Vorfahren aus frischer Quelle kennen lernen möchte, der schaue hinein in seines Volkes stets lebendigen Sagenborn. Nirgend sind die dem deutschen Geiste von jeher nachgerühmten Tugenden bestimmter und anschaulicher ausgeprägt als in den von dem

dichtenden Volksgeist selbst geschaffenen Sagen, und neben den Großtaten des deutschen Volkes in unserer Zeit sind sie vor allem geeignet, eine echt deutsche Gesinnung zu schaffen. Von ganz besonderer Bedeutung aber für uns und unsere Kinder ist die heimatliche Sage. Sie ist gleichsam Milch aus heimatlicher Mutterbrust und darum zu allererst geeignet, die Liebe zur heimatlichen Scholle und damit auch zum großen Vaterlande wachzurufen.

Zwar sollte die Sage, wie schon ihr Name andeutet, eigentlich erzählt und gehört werden; aber weil in unserer nüchternen Zeit die mündliche Sagenüberlieferung fast verstummt ist, so muß das Buch den sagenkundigen Großvater ersetzen. Leider fehlte es bisher an einer schönen und zeitgemäßen Sammlung niedersächsischer Sagen. Die guten alten Sagenbücher von Harrys (1840), Kuhn und Schwartz (1848), Colshorn (1854), Schambach und Müller (1855) sind seit ihrem Erscheinen nicht wieder aufgelegt und zur Zeit sämtlich vergriffen. Die vierbändige Sammlung „Hannoversche Geschichten und Sagen" von Dr. Weichelt (1878) bietet eine Verquickung von Geschichtsbildern und Einzelsagen, die dem sonst verdienstvollen Werke nicht zum Vorteil gereicht. Einheitlicher in Form und Inhalt sind die Sagenbücher einzelner Landesteile Niedersachsens, unter denen Weddigen und Hartmanns Sagenschatz Westfalens (1884), Seifarts Sagen, Märchen, Schwänke und Gebräuche aus Stadt und Stift Hildesheim (2. Aufl. 1889), Günthers Sagenschatz der Harzlande (1893) und Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig (1895) besonders hervorragen.

Aus allen diesen und vielen andern Quellen, zum Teil auch aus bisher noch nicht veröffentlichten heimatlichen Sagenstoffen, galt es nun ein einheitliches Werk zu schaffen in zeitgemäßem Gewande. Des Stoffes fand sich bald so viel, daß eine sorgfältige Auswahl dringend geboten war. Volkstümlichkeit, dichterischer und kulturgeschichtlicher Wert waren dabei in erster Linie maßgebend. Wo es irgend ging, wurde die ursprüngliche Fassung aus ältester und bester Quelle gewahrt; doch waren im Interesse der Einheitlichkeit bei manchen Sagen geringe Überarbeitungen erforderlich. In Erwägung des hohen poetischen Gehalts vieler Sagen und ihrer Bedeutung für

unsere Dichter wurden auch hin und wieder sagenhafte Stoffe unserer Heimat in gebundener Form aufgenommen. Mit besonderer Vorliebe wurde unseres heimatlichen Volkshumors gedacht, wie er sich in der manchen Sagen und sagenhaften Schwänken innewohnenden Spott- und Necklust, in Scherz- und Schelmenstreichen offenbart. Um zugleich auch unserer lieben niedersächsischen Muttersprache mit ihren mancherlei Mundarten ein bleibendes Denkmal zu setzen, wurden für einzelne Gegenden besonders originelle Stücke in heimischem Dialekt geboten. Überall aber kam es uns mehr auf gute Darstellung der einzelnen Sagen als auf eine doch nie zu erreichende Vollständigkeit der Sammlung an. Trotzdem glauben wir, alle Perioden der heimatlichen Geschichte, sowie das für den vorliegenden I. Band gewählte Gebiet des Harz-, Leine- und Weserberglandes durch die schönsten Sagen ausreichend bedacht zu haben. Die Sagen des niedersächsischen Tieflandes bleiben einem 2. Bande vorbehalten.

Zu einem guten Volksbuch gehört aber neben dem volkstümlichen Inhalt auch eine schöne Ausstattung. Der Verlag hat kein Opfer gescheut, den Sagenborn in würdigem Gewande erscheinen zu lassen, und ein heimatlicher Künstler — Arnold Busch aus Alfeld a. d. L., z. Zt. in Breslau — hat das Buch mit charakteristischen, echt niedersächsischen Zeichnungen geschmückt, die bezeugen, daß die Sage ein fort und fort frischquellender Goldborn für Poesie und Kunst ist. Möge sie auch — was noch höher zu achten — eine frischlebendige, unverwüstliche, sittliche und sittigende Volkskraft für uns und unsere Nachkommen bleiben!

So übergeben wir denn diese mit Lust und Liebe gesammelten Sagen dem Volke Niedersachsens und seiner heranwachsenden Jugend als einen edlen Born. Und nun, ihr lieben Landsleute jung und alt, wen nach einem stärkenden Trunk frischen, heimatlichen Quellwassers dürstet, der erquicke sich an

Niedersachsens Sagenborn!

K. Henniger und J. v. Harten.

Heinrich der Vogler.

Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgemut.
Aus tausend Perlen blinkt und blitzt
Der Morgenröte Glut.

In Wies' und Feld, in Wald und Au,
Horch, welch ein süßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die süße Nachtigall!

Herr Heinrich schaut so fröhlich drein:
„Wie schön ist heut die Welt!
Was gilt's? Heut gibt's 'nen guten Fang!"
Er lugt zum Himmelszelt.

Er lauscht und streicht sich von der Stirn
Das blondgelockte Haar:
„Ei doch, was sprengt denn dort herauf
Für eine Reiterschar?"

Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt,
Es naht der Waffen Klang.
„Daß Gott! Die Herrn verderben mir
Den ganzen Vogelfang!"

Ei nun, was gibt's? Es hält der Troß
Vorm Herzog plötzlich an.
Herr Heinrich tritt hervor und spricht:
„Wen sucht ihr Herrn? Sagt an!"

Da schwenken sie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: „Unsern Herrn!
Hoch lebe Kaiser Heinrich! Hoch
Des Sachsenlandes Stern!“

Dies rufend, knien sie vor ihn hin
Und huldigen ihm still
Und rufen, als er staunend fragt:
„'s ist deutschen Reiches Will!“

Da blickt Herr Heinrich tiefbewegt
Hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabst mir einen guten Fang!
Herr Gott, wie Dir's gefällt!“

J. N. Vogl.



Die Gründung Goslars.

Bei dem Orte Bargdorf am nördlichen Fuße des Rammelsberges hatte Herzog Heinrich von Sachsen, ein Freund der Jagd und des Vogelsanges, sich ein Jagdhaus errichten lassen. Seine Pfalz Werla auf dem Kreuzberge bei Burgdorf an der Oker lag nur wenige Stunden von diesem Jagdhause entfernt. Hier soll es auch gewesen sein, wo ihn die Gesandten des Reichs suchten, als er im Jahre 919 zum König der Deutschen gewählt worden war.

Als die wilden Horden der Ungarn die vaterländischen Gaue verheerten, schloß sich König Heinrich, zur offenen Feldschlacht zu schwach, notgedrungen in die Burg Werla ein und lieferte von diesem festen Bollwerk aus dem grimmen Feinde kleine Gefechte. Dabei gelang es ihm, den Häuptling der Ungarn, Zoltan mit Namen, hier im nahen „Steinfelde" gefangen zu nehmen und durch dessen Freilassung einen neunjährigen Waffenstillstand herbeizuführen. Während dieses Waffenstillstandes wurde König Heinrich I. der „Städtegründer". Mit großer Eile ließ er im Reiche feste Plätze anlegen, vor allem in seinem sächsischen Erblande. So entstanden die Anfänge der Städte Meißen, Merseburg, Quedlinburg und Nordhausen. Auch dort, wo sein Jagdschloß am rauschenden Gosebach lag, ließ er drei Ortschaften: Bargdorf, Warsleb und Sudburg, vermittelst Wall und Graben zu einer Stadt vereinen. Die neue Gründung aber ward Goslar, d. h. Lager an der Gose genannt.

Unter Kaiser Otto I. erlangte die junge Stadt ganz unerwartet große Vorteile und eine ansehnliche Vermehrung ihrer Einwohner durch die Entdeckung der Erzadern des Rammelsberges. Wie die Sage erzählt, sandte Kaiser Otto, der gern auf der Harzburg weilte, einst seinen Jäger Ramm aus, ihm ein Wildbret zu erjagen. Es war aber zur Winterszeit, und als Ramm an den steilen Rammelsberg kam, den damals noch dichter Urwald bedeckte, konnte er zu Pferde nur langsam vorwärts kommen. Er wäre aber gern einer frischen Wildspur gefolgt, die den Berg weiter hinanführte. Des-

halb band er ſein Pferd an einen Baum und ſetzte die Jagd zu Fuß fort.

Das mutige und einſam zurückgelaſſene Roß wurde aber bald des Wartens überdrüſſig, und voll Ungeduld fing es an, mit den Vorderfüßen Moos und Erde wegzuſcharren. Wie ſtaunte der Jäger, als er nach einigen Stunden zurückkehrte! Sein Pferd



hatte einen ſchönen Erzgang bloßgelegt, und glückverheißend blinkten ihm die reichen Silberſtufen entgegen.

Die Nachricht von dieſem Funde war die ſchönſte und beſte Jagdbeute, die Ramm ſeinem Herrn bringen konnte. Kaiſer Otto, hocherfreut ob dieſes ungeahnten Reichtums des Harzes, ſchenkte dem Entdecker eine goldene Kette im Werte von 1000 Dukaten, und um ſeinen Namen für alle Zeiten zu ehren, gab er dem Berge den Namen Rammelsberg.

Ramm, von Geburt ein Franke, zog aus seiner Heimat des Bergbaues kundige Landsleute zum Betriebe des Rammelsberger Bergwerks nach Goslar, die sich auf dem nach ihnen benannten Frankenberge ansiedelten. Es wurde nun der Bergbau mit Eifer und Geschick betrieben. Bald wurden aus dem gewonnenen Silber Münzen geschlagen, die man nach dem Namen des Kaisers Ottolinen oder Ottolien nannte.

Die Anlage des Rammelsberger Bergwerks war für Goslar von großer Bedeutung. Die Erträge der königlichen Domänen wurden nun nicht mehr in die Speicher von Werla, sondern in Goslar abgeliefert; hier entwickelte sich der Marktverkehr, der Handel. — Das Ansehen der Pfalz Werla sank, Goslar dagegen erblühte im Morgenglanz seiner Entstehung.

Nach Theod. Erdmann, Die alte Kaiserstadt Goslar
und Friedrich Günther, Aus dem Sagenschatz der Harzlande.

Die Teufelsgrube im Rammelsberge.

Unermeßliche Schätze hatte die rastlose Menschenhand schon seit einer Reihe von Jahren aus den Gruben des Rammelsberges zu Tage gefördert, und mit noch größerem Eifer wurde der Bau im Laufe der Zeiten fortgesetzt. Sachkundige Bergleute waren aus dem fernen Franken herbeigeeilt, die das blinkende Erz besser als die heimischen Sachsen zu schürfen wußten.

Einer dieser Fremdlinge saß einst vor Ort in einer Grube, die bisher zu den ergiebigsten gehörte, und schwang mit kräftiger Hand den Schlägel. Sein Körper war wie in Schweiß gebadet, so tapfer arbeitete er — und dennoch konnte er nichts schaffen: die Erzwand schien schier so hart wie Diamant zu sein. Er mochte das Eisen ansetzen, wie er wollte, es prallte stets zurück und löste so wenig, daß es sich kaum der Mühe lohnte. Wie das zuging, konnte sich der sonst so geschickte Knappe nicht erklären. Zuletzt meinte er, es müsse ihm angetan sein.

Der Steiger, ein Sachse, mochte ohnehin die Fremden nicht leiden; als er nun die geringe Menge Erz sah, die der Bergmann gelöst hatte, schalt er ihn heftig und drohte, ihn zu entlassen, wenn er das Versäumte nicht nachholen würde. Mit zitternder Stimme entgegnete der Gekränkte, daß es ihm unmöglich sei, in dieser Grube mehr Gewinn zu erzielen, und wenn er sich auch zu Tode arbeite. Hämisch rief der Vorgesetzte: „Dafür nehmt ihr euch schon in acht; man sieht an dem gewonnenen Erz, was für ein fleißiger Bursch ihr seid!“

Dem armen Bergmann blutete ob dieses neuen Hohnes schier das Herz. Um seinen Ärger zu verbeißen, hieb er wie rasend auf das Gestein los — doch ohne Erfolg. Der Steiger, der ihm eine Weile zugesehen, riß ihm endlich Schlägel und Eisen aus den Händen und sagte: „Muß euch Ungeschickten wohl zeigen, wie Ihr anzusetzen habt! Denn so wie ihr's macht, kann man in aller Ewigkeit nichts ausbeuten.“ Und so gebrauchte der tüchtige und kräftige Mann die Werkzeuge selbst.

Aber auch der Steiger vermochte nichts auszurichten, die Erzwand schien verzaubert zu sein; es war nicht möglich, trotz aller Mühe und Gewandtheit auch nur das geringste Stück zu lösen. Da warf er zuletzt Schlägel und Eisen zornig zur Erde und rief mit fürchterlichem Fluch: „Hier mag der Teufel vor Ort sitzen!“ Er befahl dem Knappen, ihm zu folgen, damit er ihm eine andere Grube anweise. —

Kaum haben beide den Fahrschacht verlassen, so gesellt sich ein fremder Bergmann zu ihnen, der dem Steiger seine Dienste anbietet. Dieser betrachtet den stämmigen und hochgewachsenen Burschen von Kopf bis zu Fuß, fragt ihn nach Namen und Herkunft und denkt: „Der kann sich da unten mal ein bißchen verlustieren; mag er dort sein Probestück ablegen!“ Und somit schickt er ihn in die seiner Ansicht nach verzauberte Grube.

Als er nach einiger Zeit zum Nachsehen kommt, findet er einen so großen Haufen Erz gelöst, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Mit seltsam verzerrtem Gesicht aber schaut ihn der

neue Knappe an und fragt, ob er mit seiner Arbeit zufrieden sei und ob er ihn in den Dienst nehmen wolle. Der Steiger bejaht die Frage mit gezwungenem Lächeln. Doch ward ihm in der Nähe des Knappen so seltsam zu Mute, daß er sich selbst nicht Rechenschaft darüber zu geben vermochte. Unwillkürlich bebt er zusammen, und, sein „Glück auf!" murmelnd, fährt er zu Tage. —

Bald verbreitete sich die Kunde von der ungewöhnlichen Kraft und Tüchtigkeit des fremden Bergmanns, so daß er die allgemeine Verwunderung auf sich zog, dafür aber von der gesamten Knappschaft mit neidischen und scheelsüchtigen Blicken betrachtet wurde. Nicht selten geriet er auch mit seinen Kameraden in Reibungen und Händel. Allein da der Fremde sich auch in dieser Beziehung Respekt zu verschaffen wußte, so wagten sich die andern zuletzt nicht mehr offen an ihn. Desto mehr suchten sie ihm durch List und Heimtücke zu schaden. Besonders hinterging man ihn beim Fortschaffen des Erzes; stets mußte er das Doppelte oder Dreifache dabei verrichten.

Anfangs schien er nicht auf solche Ungerechtigkeiten zu achten; da man sich aber immer gröblicher gegen ihn verging, so beschwerte er sich endlich beim Steiger. Dieser aber, der den unheimlichen Gesellen schon längst gern auf gütliche Art wieder los gewesen wäre, nahm die Knappschaft in Schutz und maß ihm selbst die Schuld bei, ja, er nannte ihn sogar einen Lügner. Da riß der Bergmann Kittel, Leder und Schachthut ab, warf alles dem Steiger zu Füßen und rief: „Ha, du nichtswürdiges Menschengeschlecht, du heißest mich einen Lügner; aber unter dir ist allenthalben nichts zu finden als Arglist, Lug und Trug!"

Leichenblaß war der Steiger zu Boden gestürzt, denn vor ihm stand der Böse in leibhaftiger Gestalt. Drohend hob er die geballte Faust gegen den Steiger und stampfte so heftig mit dem Fuße, daß die Grube, in der er bisher gearbeitet hatte, unter entsetzlichem Krachen zusammenbrach und den ungerechten Steiger begrub.

Mit pestilenzartigem Geruch war Beelzebub verschwunden. Der Ort der Teufelsgrube aber ist heute noch jedem Bergmann Goslars bekannt.

Nach J. H. Grauenstein.



Kaiserin Agnes und ihr Kämmerer.

Vor dem Breitentore in Goslar liegt unterhalb des Kalk- oder Petersberges ein hoher Sandsteinfelsen, die Klus genannt, in den vor alters eine kleine Kapelle eingehauen ist, und wer nach Goslar kommt, sieht sie sich noch immer gern an. Auf dem Petersberge aber lag das einst hochberühmte Petersstift, von dem nur noch die Grundmauern vorhanden sind. Von der Gründung dieses Stiftes und der darunter liegenden Kluskapelle erzählt die Sage folgendes:

Die Kaiserin Agnes, die Gemahlin Heinrichs III., der das Kaiserhaus und den Dom in Goslar erbaute, nahm zu ihrem Schrecken wahr, daß ihr aus ihrer Kemenate viele köstliche Juwelen, goldene Ketten und Armbänder entwendet waren. Da außer ihr niemand als ihr Kämmerer einen Schlüssel zu diesem Gemache hatte, so fiel auf ihn der Verdacht des Diebstahls. Vor Gericht gestellt, beteuerte er seine Unschuld, aber da sein Verbrechen nach

der Meinung der Richter klar am Tage lag, so wurde er zum Tode verurteilt und auf der Kaiserin Geheiß hingerichtet. —



Eines Tages stand die Kaiserin am Fenster und freute sich des Blickes auf die herrliche Landschaft. Da fiel ihr auf einer hohen Linde am Scharpertor ein Rabennest ins Auge, und sie sah zu ihrer Verwunderung, daß darin im Strahl der Sonne etwas funkelte und blitzte. Sie schickte einen Diener hinauf, und der brachte ihr sämtliche abhanden gekommene Kleinodien. Der Rabe hatte die glänzenden Gegenstände durch das offene Fenster aus dem Zimmer der Kaiserin entwandt und in sein Nest getragen.

So war der Kämmerer doch unschuldig gewesen. Tiefbekümmert befragte die Kaiserin ihren Beichtvater, was sie tun könne, um ihr Unrecht zu sühnen. Auf dessen Rat gründete sie auf dem Kalkberge im Osten der Stadt ein Kloster, das sie dem heiligen Petrus weihte. Da ihr aber die Herstellung der Klostergebäude zu lange dauerte, so ließ sie in dem dicht danebenliegenden Felsen, der noch jetzt die Klus (Klause) heißt, eine Kapelle aushauen, in der fromme Priester täglich für ihr Seelenheil Messe lesen mußten. —

Kaiserin Agnes fand trotzdem nicht den gesuchten Seelenfrieden. Sie lenkte später ihren Pilgerstab zum heiligen Vater nach Rom, wo sie in dem für ihren Sohn so verhängnisvollen Jahre 1077 das Zeitliche segnete.

Nach Fr. Günther u. a.



Heinrichs V. Waffenweihe.

Der vielgeprüfte Kaiser Heinrich IV. war 1106 zu Lüttich gestorben. Ihm folgte sein Sohn Heinrich V. in der Regierung, der fast 20 Jahre hindurch in vieler Unruhe das Zepter führte. Er hielt sich auch gern in Goslar, der Geburtsstadt seines Vaters, auf, und

glänzende Reichsversammlungen wurden hier während seiner Regierungszeit abgehalten. —

Es war im Jahre 1107, also bald nach seiner Kaiserwahl, als Heinrich V. des Vaters Lieblingsstadt besuchte, um hier einige Reichsangelegenheiten zu ordnen. Nach des Tages drückender Schwüle begab sich in der Kaiserpfalz alles zur Ruhe; auch der junge Kaiser schlummerte bald in seiner Kemnate. Da verkündet ein dumpfes Tosen das Aufsteigen eines heftigen Gewitters. Immer näher und näher rückt es heran: Blitze zucken und erhellen für Augenblicke das düstere Himmelsgewölbe; von den gewaltigen Donnerschlägen erbeben die Grundmauern der stolzen Kaiserburg. Der bleichen Diener Schar ist vom Lager gesprungen, aber niemand wagt den strengen Gebieter zu wecken.

Plötzlich flammen die Gemächer des Kaiserhauses wie lauter Licht; ein fürchterlicher Donnerschlag erdröhnt. Die sonst so trotzigen Gesellen liegen ohnmächtig am Boden und eilen, als sie wieder zu sich gekommen, nach dem Schlafgemach des Kaisers. Mit Gewalt erbrechen sie die verschlossenen Flügeltüren; doch der junge Heinrich hört es nicht:

„Sein Auge schläft noch schlummertrunken,
Und wie er auf den Pfühl gesunken,
So liegt sein junges Haupt in Ruh,
Die gelben Locken decken's zu."

Aber des Kaisers Schwert und Schild, die über dem Bette an der Wand hingen, glühten in bläulichen Flammen; denn der Blitz war in sie gefahren. Das inwendige Leder des Schildes war stückweise in Runzeln verwandelt; ja, der Kaiser selbst war an der großen Zehe seines rechten Fußes verwundet und von dem Schlage betäubt worden. Man sagt, er habe dies Ereignis als ein Strafzeichen des Himmels für seine Untreue gegen seinen Vater gehalten und von Stund an jenes Betragen tief bereut. —

Unter den starren Blicken der Diener erwachte der Kaiser. Staunend schaute er um sich, und als er die geschmolzenen Waffen gewahrte, erriet er, was geschehen war. Rasch sprang er auf,

nahm den Hammer zur Hand und stellte Schwert und Schild wieder her, noch ehe das Eisen erkaltet war. Nie vertauschte er seitdem diese von Gott geweihten Waffen:

„Es fuhr der Blitz aus seinem Stahl
Im Streite zweiundsechzigmal:
In zweiundsechzig Kämpfen deckte
Der Schild ihn, der vom Strahl beleckte:
Stets flammte Schwert und Schild wie neu,
Stets blieb ihm Schwert und Schild getreu.“

Nach Th. Erdmann u. G. Schwab.



Der Ochsenweg bei Goslar.

Zu der Zeit, als die Macht der kaiserlich freien Reichsstadt Goslar noch in hoher Blüte stand, überkam Herzog Heinrich den Jüngern von Braunschweig-Wolfenbüttel ein arg Gelüste nach ihren schönen wald- und wildreichen Forsten und dem erzreichen Bergwerke am Rammelsberge. Da die Stadt sich nicht gutwillig von ihrem Eigentum trennen wollte, so überzog der Herzog sie mit Krieg. Er besetzte alle Heerstraßen rings um Goslar und schnitt jede Aus- und Einfuhr ab, so daß bald großes Elend bei den Belagerten entstand.

In Goslar wußte man sich weder zu raten noch zu helfen. Vom Kaiser war keine Hilfe zu erhoffen, da er der Stadt gram war, weil sie als eine der ersten im Reich der Reformation die Tore geöffnet hatte. Allein aber fühlte man sich zu schwach dem übermächtigen Feinde gegenüber, und so entschloß sich der Rat, den Herzog um Frieden zu bitten, hoffend, daß er sich zu einem billigen Vergleich werde bereit finden lassen.

Heinz von Wolfenbüttel aber zeigte sich als ungroßmütiger Feind, der aus seinem Siege so viel Nutzen ziehen wollte als irgend möglich. Er beanspruchte den vollen Besitz des Bergwerks und der gesamten Forsten, und die Abgesandten des Rates konnten keine milderen Bedingungen erlangen. Da schickte man drei hübsche junge Bergmannsfrauen zu ihm. Deren Flehen, unterstützt durch die Fürsprache seines Sohnes Philipp, gelang es, den Herzog noch zu einem Zugeständnis für die unglückliche Stadt zu bewegen. Er versprach, Goslar so viel an Wald zu belassen, als ein tüchtiger Ochs mit einer 100 Pfund schweren Glocke am Halse in einem Tage zu umschreiten vermöge.

Da suchten die Goslarschen das kräftigste Tier aus, das sie in ihrem Gebiete zu finden vermochten, und schritten mit ihm durch das Okertal, dann im Gebirge hinauf bis zum Auerhahn, wo es gefüttert wurde. Von hier ging es weiter über den Bocksberg nach Hahnenklee. Unterhalb Hahnenklee geriet man auf einen abschüssigen Weg, auf welchem das ermüdete Tier stolperte und ins tiefe Granetal hinunterstürzte. Die Stelle heißt noch heute der Ochsenweg. Auf diese Weise wurde die Grane die Grenze der Goslarschen Forst.

Die Größe des von dem Ochsen umgangenen Gebiets entsprach ungefähr der Größe der Kaiserforst, welche die Stadt einst von Friedrich Barbarossa als Lohn für ihre treue Anhänglichkeit an Kaiser und Reich zum Geschenk erhalten hatte.

Th. Asche.

Die Schätze im Bocksberge.

Am Fuße des Bocksberges, von dessen Höhe man eine wundervolle Aussicht über Goslar hinaus in das Land hat, liegt das Dörfchen Hahnenklee, seit einigen Jahrzehnten weithin bekannt als Kurort und Sommerfrische.

Hier wohnten einmal vor langen Jahren drei Bergleute, die miteinander befreundet waren. Bei denen kehrten von Zeit zu Zeit einige Venediger ein, die mit Arzneien handelten. Doch wollten sie damit nur ihre eigentliche Absicht verdecken; nachts stiegen sie auf den Bocksberg und holten von da goldhaltige Erde in großen Beuteln. Diese nächtlichen Wanderungen konnten indes ihren Wirten auf die Dauer nicht verborgen bleiben; auch fiel diesen auf, daß die Venediger sich jedesmal erkundigten, ob schon vordem Landsleute von ihnen in Hahnenklee und am Bocksberge gewesen wären, und sich sehr verdrießlich zeigten, wenn die Bergleute dies bejahten.

Als sie nun einmal wieder solche Erkundigung eingezogen hatten und in mondheller Nacht dem Bocksberge zuschritten, da folgte einer der drei Bergleute ihnen von ferne nach und schlich sich dann, als sie Halt machten, unbemerkt näher hinzu. Da sah er denn, daß sie an dieser wenig betretenen Stelle die Erde aufgruben und aus dem Loche etwas in ihre Beutel füllten. Froh, das Geheimnis entdeckt zu haben, kehrte er schleunigst um, damit er früher zu Hause ankam, als die Fremden.

Am andern Tage reisten diese ab, und die Freunde verabredeten sich, schon in der nächsten Nacht nachzusehen, was vom Bocksberge zu holen wäre; sie hofften auf reiche Schätze. Aber der dritte von ihnen versagte seine Beteiligung, indem er meinte: „Was Gott mir zugedacht, wird mir ins Haus gebracht." —

Die beiden andern machen sich in der nächsten Nacht auf, finden auch ohne Mühe die Stelle, wo die Venediger gegraben haben, und schlagen hier ein. Doch so tief sie auch graben, es will sich kein Schatz zeigen. Schon wollen sie unmutig ihr Gezäh zusammenwerfen, da tut der eine noch einmal einen mächtigen Hieb, spürt etwas Hartes unter seiner Rodehacke und ruft aus: „Hier

steckt doch etwas!" Und was ist es, was sie nun mühsam herausgraben? Nichts als ein Knochengerüst, das Gerippe einer Ziege oder eines Rehes. Trotz ihres Ärgers über so viel vergebliche Arbeit sehen sie sich doch ob dieser Überraschung lachend an. Und der eine sagt: „Unser Kamerad muß doch auch seinen Teil von unsrem Vergnügen haben. Was meinst du, wir wollen ihm das Gerippe in seine Stube stellen. Er hat die Nachtschicht, die Tür ist unverschlossen, und seine Frau liegt zu Bett." Der andre ist mit dem Spaße einverstanden; sie führen ihn aus, ohne daß jemand im Hause erwacht, und fahren dann an.

Ihren Kameraden treffen sie noch auf dem Gedinge; er hat wacker gebohrt, und seine Löcher haben gut gehoben. Spottend ruft er ihnen entgegen: „Nun, kommt ihr auch? Ich dachte, ihr hättet eure Scheuren voll und brauchtet nie wieder ein Fäustel in die Hand zu nehmen." „Ach, laß!" antworteten sie, „du bist diesmal der Klügste gewesen. Wir hätten besser getan, mit dir anzufahren."

Jener legt sein Gezäh zusammen, grüßt: „Es gehe euch wohl!" und fährt, es war um 12 Uhr nachts, zu Tage aus. Als er mit brennendem Grubenlicht in seine Stube tritt, bleibt er staunend stehen: überall, wo nur ein Plätzchen ist, auf Tischen und Kommoden, auf Fensterbänken und Kaminbrettern, sind dicht nebeneinander kleine, wunderschön gearbeitete Figuren aus purem Golde und Silber aufgestellt, Kühe und Ziegen, Kälber und Schweine, Hirsche, Rehe und Vögel mancherlei Art. Er nimmt einige in die Hand und wundert sich über ihr Gewicht und die naturgetreue Darstellung. Nachdem er sich satt gesehen hat, legt er sich zu Bett und denkt: Was deine Frau wohl dazu sagen wird, wenn sie frühmorgens in die Stube kommt?

Die Frau ist auch fast starr vor Staunen, als sie die reiche Bescherung erblickt; sie kann die Zeit nicht abwarten, bis ihr Mann erwacht, sondern läuft in die Kammer zurück, weckt ihn und ruft: „Mann, woher hast du die wunderschönen Sachen?" „Die hat mir mein lieber Gott ins Haus gebracht," antwortet er, legt sich auf die andere Seite und schläft ruhig weiter, als gehe ihn die Sache weiter nichts an.

Da verschließt die Frau rasch die Tür, denn es braucht niemand von ihrem Reichtum zu wissen, und geht ihren häuslichen Geschäften nach. So gegen die Frühstückszeit steht auch ihr Mann auf, und als er eben hinausgehen will, um sich Waschwasser zu holen, kommen seine beiden Kameraden. Sie wollen sich an seinem Ärger über ihren Schabernack freuen und sich ihre Schelte von ihm holen. Aber sie sind ganz verdutzt, als er ihnen freundlich entgegenkommt und zu ihnen sagt: „Es ist so gekommen, Kameraden,



wie ich euch sagte. Gott hat mir diese Nacht großen Reichtum ins Haus gebracht. Kommt herein, ihr sollt euren Teil davon haben."

Was für Augen machten sie aber erst, als sie in die Stube traten! Und wie wird ihnen, als ihr guter Kamerad sagt: „Nun wollen wir redlich teilen. Du, Gust, nimmst diese, du, Gorg, jene Seite, ich behalte den Rest. Ich denke, nun braucht keiner von uns noch länger den Bohrer zu gerben (zu schlagen)." Sie danken froh überrascht und stottern von einem Gerippe, mit dem sie ihn

haben foppen wollen. „Das macht nichts," antwortete er, „packt eure Sachen zusammen und tragt sie nach Haus." Das tun sie denn auch gern, und es waren für jeden der Schätze soviel, daß sie die Last kaum in einem Male fortbringen konnten.

In Goslar bekamen sie für ihre Tiere viel Geld, viel mehr, als sie gedacht hatten. Auch der Herzog von Braunschweig, ihr Landesherr, kaufte einige für sein Schloß; sie sollen noch jetzt im Museum zu Braunschweig zu sehen sein. Wenn nicht, so hat sie der Herzog Karl mitgenommen, dann könnte man sie vielleicht in Genf finden.

Seit jenen Jahren haben sich in Hahnenklee niemals wieder Venediger sehen lassen. Die Fremden, die jetzt dorthin kommen, bringen nur Gold, aber holen nichts. Doch sollen im Bocksberge noch viele Schätze schlummern, und finden lassen werden sie sich einmal, wenn einhundert Jahre lang kein vierfüßiges Tier den Berg betreten hat.

Aus Fr. Günthers Sagenschatz der Harzlande.

Der Pochknabe von Lautenthal.

In Lautenthal war einmal ein Pochknabe, der einer armen Familie angehörte und sich Tag für Tag mit einem Stück trocknen Brotes begnügen mußte. Da dachte er: Ein gebratener Fisch schmeckt ebenso gut wie ein Stück Wurst und kostet nichts, wenn ich ihn selber fange. Damit brachte er seine Angel in Ordnung und setzte sich am folgenden Tage nach vollendeter Arbeit an die Innerste zum Fischen. Doch er saß da jeden Tag der Woche vom Montag bis an den Freitag und fing auch nicht das kleinste Schwänzchen. Am Sonnabend dachte er: Heute hast du eine Stunde mehr Zeit, da sollst du weiter am Flusse hinuntergehen und deine Angel nicht eher auswerfen, bis du an den großen Strudel kommst.

Gesagt, getan. Am Strudel angekommen, zog er seine Schuhe und Strümpfe aus, legte sie hinter sich aufs Trockene und senkte seine Angel leise hinunter in das Wasser. Kaum war sie darin, so zuckte es schon daran, und zu seiner großen Freude zog er eine

schöne Sorelle heraus. So ging es eine ganze Viertelstunde hindurch, und der Fische waren so viele, daß sie nicht nur zu einer tüchtigen Mahlzeit für ihn und seine Mutter ausreichten, sondern daß er auch noch mehrere Pfund verkaufen konnte. Da dachte er: Nun noch einen Fisch, dann will ich nach Haus gehen! Aber diesmal schwamm seine Spule so lange auf dem Wasser, ohne sich zu rühren, und es war, als wären plötzlich alle Fische fortgezogen.

Da hörte er hinter sich ein leises Kichern, und als er sich verwundert umwandte, waren seine Strümpfe und Schuhe verschwunden und an ihre Stelle andere gelegt. Die Strümpfe waren von Seide und mit Goldfäden durchwirkt und trugen oben dicke, goldene



Troddeln als Schmuck; die Schuhe waren von Glas, aber außen und innen mit dickem Golde belegt. Das wäre ja kein übler Tausch gewesen, denn seine eignen Strümpfe waren vielerorts gestopft und seine Schuhe vielfach geflickt; nur schade, daß er jene nicht tragen konnte, denn sie waren ihm viel zu klein.

Als er noch voller Erstaunen über diesen wunderbaren Tausch nachsann, hörte er wieder jenes leise Kichern, und nun ward er hinter dem Busche einen Zwerg gewahr, der sich mit seinen, des Knaben, Strümpfen — sie gingen ihm bis an den Leib — und mit seinen Schuhen — sie drohten jeden Augenblick von den Füßchen abzufallen — bekleidet hatte und nun seelenvergnügt, wie kleine

Knaben, die ihres Vaters Stiefel anprobieren, damit auf dem engen Raum herumtanzte und herumsprang. Wunderbar stach dabei gegen das plumpe Fußzeug das feine rote Röckchen und das schmucke Hütchen mit goldener Feder ab, und der Pochknabe mußte laut auflachen. „He, Kleiner," rief er dann, „was tust du mit meinem Fußwerk?" „Ich habe dir ja andres dafür gegeben," erwiderte der Zwerg, „das verkauf doch, dann wirst du schon zufrieden sein." Damit war der kleine Mann verschwunden.

Der Rat des Zwerges leuchtete dem Pochknaben ein. Vergnügt nahm er seine Fische nebst dem Angelschacht in die eine und die umgetauschten Schuhe und Strümpfe in die andere Hand und ging barfuß nach Lautenthal. Hier wurde die wundervolle Fußbekleidung von jedermann angestaunt, und die Kunde davon gelangte schon in nächster Woche durch den Berghauptmann nach Braunschweig. Da erbot sich die Herzogin, sie ihm für den kleinen Prinzen abzukaufen, und sie zahlte dafür so freigebig, daß er zeitlebens daran genug hatte.

Aus Fr. Günthers Sagenschatz der Harzlande.

Der silberne Tannzapfen.

Im Harzgebirge bei dem Städtlein Grund steht ein hoher Felsen, der heißt der Hübichenstein. Vor alten Zeiten, so sagen die Leute, hat sich hier öfter der Gübich sehen lassen. Tief unter dem Felsen nämlich hatten die Zwerge ihre Wohnung, und der Gübich war ihr König. Er war rauh von Haar wie ein Bär und zwergklein. Aber er reckte sich zu einem schrecklichen Riesen aus, wenn jemand seinen Hübichenstein bestieg; denn das konnte er nicht leiden. Sonst war er so böse nicht, und er hat manchen Armen reich und manchen Kranken gesund gemacht. Jetzt aber läßt er sich auf der Oberwelt nicht mehr sehen. —

Vor langen, langen Jahren, da wohnte in Grund ein Bergmann, der hatte in der Schenke in seiner Stube einen Tannzapfen stehn von lauterem Silber, so natürlich wie ein gewachsener. Nun

fragt man ja wohl, wie ein Bergmann an solchen Schatz kommt. Da hat er's denn vielen erzählt. Sein Urgroßvater ist nämlich auch ein Bergmann gewesen. Der ist einmal krank viele Wochen lang, und es ist teure Zeit, und Gnadenlohn haben die Bergleute zu der Zeit noch nicht bekommen, wenn einer krank war; das ist erst später aufgekommen. Er hat aber sieben lebendige Kinder gehabt. Da ist's nun kärglich zugegangen mit dem Brote und mit allem, und er und seine Frau haben fast den Mut verloren.

Einmal steht die Frau des Morgens vor der Haustür und überlegt, wo sie heute Brot herbekommen soll für die Kinder. Da denkt sie: Sollst nur hingehen und eine Kiepe voll Tannäpfel im Walde sammeln und verkaufen, 's gibt doch etwas. Und so macht sie sich auf den Weg. Wie sie nun unterwegs ist und über ihr Schicksal nachdenkt, da kommen ihr die Tränen in die Augen, und sie setzt sich am Wege nieder und weint und hält die Hände vors Gesicht. Nach einer Weile denkt sie: Es kann doch nicht helfen, du mußt aufstehen, sonst müßt ihr betteln gehn. Und wie sie eben in die Höhe sieht, da steht vor ihr ein altes Männlein mit eisgrauem Barte und ist ganz wunderlich angetan und hat sie lange betrachtet. Das Männlein fragt, was ihr fehle? Sie sagt, er könne ihr doch nicht helfen. Er ist aber freundlich und sagt, man traue ja manchem nicht zu, was er könne, und sie möchte ihm nur getrost sagen, was ihr fehle. Da bekommt sie Mut und sagt ihm alles heraus: Daß ihr Mann nun schon so lange krank sei, daß sie sieben lebendige Kinder habe und keinen Bissen Brots im Hause, daß sie schon alles versetzt und verkauft habe und die Leute sie nicht länger im Hause leiden wollten; deshalb wolle sie nun eine Tracht Tannenäpfel suchen und Brot kaufen. Das Männlein mit dem grauen Barte tröstet sie: sie solle nur nicht verzagen, es würde noch alles recht gut gehen; und wenn sie gute Tannäpfel haben wolle, so solle sie nur nach dem Hübichenstein gehen und sich nicht fürchten. Darauf bietet er ihr einen guten Morgen und geht ins Gebüsch am Wege. Die Frau aber geht nach dem Hübichenstein.

Da setzt sie nun ihre Kiepe auf den Boden und sucht Tannäpfel. Wie sie anfängt zu suchen, fallen ihr die Tannäpfel von

allen Seiten zu, rechts und links, von oben und aus allen Büschen heraus. Da denkt sie nun schon, es hätten sich Buben versteckt am Hübichenstein und wollten sie foppen; und das kleine Männlein hätte schuld daran. Sie hebt also ihre Kiepe wieder auf und flüchtet, denn sie will sich doch nicht die Augen auswerfen lassen. Das hätte sie nun freilich nicht nötig gehabt, denn die Tannäpfel fallen alle in die Kiepe; aber wer so betrübt ist, der hat auch nicht auf alles acht. Und so geht sie weg vom Hübichenstein und kommt an eine andere Stelle. Da füllt sie ihre Kiepe, hat aber nicht viel mehr nötig gehabt hineinzulesen. Darauf geht sie heim. Aber die Kiepe wird ihr immer schwerer und schwerer, und sie muß gar zu oft ruhen, ehe sie heimkommt. Das kommt ihr wunderlich vor, aber sie denkt doch noch an nichts. Wie sie heimkommt und geht in den Holzstall und will die Kiepe ausleeren und dann wieder ins Holz, [da fallen lauter silberne Tannäpfel heraus, daß sie ganz starr wird vor Verwunderung. Aber die Tannäpfel will sie nicht behalten; denn sie meint, das gehe nicht mit rechten Dingen zu. Und wer weiß, denkt sie, ob der kleine Kerl nicht der Satan gewesen ist. Also geht sie zu ihrem Mann in die Stube und erzählt ihm, wie's ihr ergangen ist, und beschreibt ihm das Männlein und fragt ihn, ob das wohl mit rechten Dingen zugehe und ob sie die Tannäpfel behalten dürfe. Da sagt ihr der Mann, daß sie alles behalten dürfe und daß der kleine Kerl der Gübich gewesen sei, der hätte auch schon andern armen Leuten geholfen.



Am andern Morgen läßt's ihr keine Ruhe. Sie muß erst nach dem Holze gehn; vielleicht, daß sie den Gübich wieder trifft, so will sie sich bei ihm bedanken. Richtig, wie sie wieder an die Stelle kommt, ist wieder das Männlein da mit dem eisgrauen

Barte und fragt, ob ſie geſtern nicht ſchöne Tannäpfel gefunden hätte? Wie ſie aber anfängt, ihm zu danken, daß ſie nun aus aller ihrer Not gerettet wäre, da lacht der Gübich und gibt ihr ein Büſchel Kräuter, davon ſolle ſie ihrem Manne einen Trank kochen, ſo würde er ſchon geſund werden. Und darauf geht er wieder ins Gebüſch am Wege. Die Frau aber geht heim und bereitet den Trank, und von der nämlichen Stunde an wird der Mann geſund, und ſie haben noch lange miteinander glücklich gelebt. Das Silber haben ſie in die Münze gebracht und haben unmenſchlichen Reichtum davon gehabt und haben vielen armen Leuten Gutes getan. Aber einen von den Tannäpfeln haben ſie zum ewigen Andenken aufgehoben. Das iſt der Tannapfel, den der Bergmann in der Schenke hat ſtehen gehabt.

Georg Schulze (in Harrys Volksſagen).

Die Erſteigung des Hübichenſteins.



uf dem Förſterhofe in Grund wohnte vor alten Zeiten einmal ein Förſter, der hatte ſeine Frau früh verloren und beſaß nur noch einen einzigen Sohn. Der ſoll ein recht geſchickter und guter Burſche geweſen ſein, nur ein bischen zu vorwitzig, wie nun die Jugend iſt.

Einmal geht der Förſterſohn mit ſeinen guten Freunden ſpazieren ins Holz. Wie ſie nach dem Hübichenſtein kommen, ſagt einer, den wollt er ſehen, der da hinaufſteigen könnte. Da ſagt der Förſterſohn, das wäre nichts und er wagte es wohl. Die andern aber raten ihm ab; denn wenn einer hinaufgeſtiegen ſei, könne er nicht wieder herab und liege am andern Tage zerſchmettert unten. Aber der Förſterſohn glaubte nicht daran, lachte und ſagte, nun wollt er's erſt recht

tun. Er ließ sich nicht halten, was die andern auch angeben mochten, und stieg hinauf. Mag ihm wohl sauer genug geworden sein: denn was man jetzt den kleinen Hübichenstein nennt, der ist vor alten Zeiten viel höher gewesen als der, der jetzt der große Hübichenstein heißt. Wie er oben steht, lacht er seine guten Freunde aus und spottet und sagt, sie wären so klein wie die Zwerge. So hat er eine ganze Weile gestanden.

Da fängt der Wind an zu gehen, und er denkt: Sollst nur wieder hinuntersteigen. Aber er hat nicht gekonnt, nicht einmal die Füße vermocht er zu regen. Und unten die Leute konnten ihm auch nicht helfen. Zuletzt bat er seine guten Freunde, sie möchten ihm doch nur die einzige Gnade erweisen und ihn herunterschießen, daß er nicht lebendig hinunterstürzen müßte: aber das mochte doch auch keiner tun.

Nun hört auch sein Vater davon, weil alle Leute aus Grund hinausrennen und sehen wollen, ob's wahr ist, und andere kommen wieder und sagen: „Es ist wahr!" Da geht der alte Förster auch hinaus und sieht mit eigenen Augen seinen Sohn auf dem großen Hübichenstein stehen und kann ihm auch nicht helfen und weint und rauft sich die Haare und ist fast von Sinnen vor Betrübnis: aber das half alles nichts. Am Ende, wie's Abend wird, umzieht sich der Himmel mit Wolken, und der Wind hebt an zu sausen, und es regnet, daß kein Mensch davor bleiben kann. Da haben die Leute den alten Förster mit Gewalt weggeführt nach Hause.

Daheim aber denkt er: Was kann's helfen? Du bist doch einmal ein geschlagener Mann, und du erweisest deinem Kinde nur eine Wohltat, und der liebe Gott wird dir's vergeben. Da nimmt er sein bestes Gewehr und macht sich auf den Weg nach dem Hübichenstein. Wie er aus Grund ist, hört auf einmal der Regen auf; nur über Grund regnet's in Strömen. Sonst ist alles hell, und der Mond scheint recht klar. Auf dem Weg zum Hübichenstein hebt er an zu weinen und zu beten und ist ganz hin vor Herzensangst und Betrübnis.

Da ist auf einmal ein kleines Männlein bei ihm mit einem eisgrauen Bart, das geht an einem Tannenzweig. Das Männlein

sagt: „Glückauf!“ und fragt, ob er denn noch so spät ins Holz müßte. Der Förster erschreckt sich, hat aber nicht Lust zu sagen, wohin er will und was er vor hat. Da fragt ihn das Männlein, warum er denn immer so seufze und was ihm denn fehle, daß ihm die Tränen immer über die Wangen liefen: er solle doch nur sein Herz aufschließen, es könne ja noch alles gut gehen. Darüber wird der Förster zutraulich und sagt, wenn er's noch nicht wüßte, er wäre der Mann, dessen Sohn jetzt auf dem Hübichenstein stehen müßte. Der Satan hätte ihn verführt, daß er hinaufgestiegen sei. Und sein Sohn hätte alle Menschen um Gottes willen gebeten, sie möchten ihn doch herunterschießen; aber keiner wäre so barmherzig gewesen. So wollte er's tun, denn das, meinte er, würde ihm doch Gott nicht als Sünde anrechnen. Ob er denn warten sollte, daß sein leiblich Kind lebendig herunterstürzen und elendiglich seinen Geist aufgeben sollte? So käm er doch schneller und ohne Schmerzen von der Welt. Und darauf fängt er wieder an zu jammern und sagt, er hätte das doch nicht um seinen Sohn verdient: er hätte ihn mit saurer Mühe aufgezogen und zu Kirchen und Schulen gehalten, und er wäre doch auch sonst so gottesfürchtig gewesen und hätte kein Kind betrübt und nicht einmal ein Würmchen zertreten mögen. So wollte er doch lieber, daß er mit seiner Frau gestorben wäre, als daß er das Unglück erleben müsse, nun so verlassen zu sein im Alter und keinen Sohn zu haben, der ihm einmal die Augen zudrückte.

Das ist dem Männlein zu Herzen gegangen: aber wie der alte Förster noch spricht, ist auf einmal das Männlein verschwunden. Da sieht nun der Vater die Spitze des Hübichensteins, steht unten und legt an auf seinen Sohn. Der ruft und bittet, er möchte nur zuschießen: er fürchte sich nicht, wenn er nur gleich von der Welt käme. Der Förster will losdrücken, aber es flirrt ihm vor den Augen. Da kommen auf einmal tausend kleine Männlein aus allen Hecken und Büschen hervorgesprungen, die machen sich an ihn, werfen ihn mit Tannzapfen, schneiden ihm Gesichter zu und schlagen ihn mit Heckenbüscheln und Dornsträuchern um die Beine. Und wie er sich wehren will, wird's immer ärger, und fangen kann er keinen, sie sind zu flink. Und mitten dazwischen steht das kleine

Männlein mit dem eisgrauen Bart und treibt die andern an. Endlich sieht der Förster, daß er nichts ausrichten kann, und muß umkehren nach Hause.

Wie er fort ist, da wird's auf einmal laut am Hübichenstein, und es kommen allenthalben am Gestein viele kleine Männlein herauf, alle auf eisernen Fahrten, die gehen von unten an bis oben hin, und jeder hat ein messingenes Grubenlicht in der Hand; einige sind jung, andere alt und rauh von Haar wie Bären. Der erste, der heraufkommt, ist ganz alt, mit eisgrauem Bart, der geht ihm bis auf die Brust; in der Hand hat er ein silbernes Grubenlicht, das scheint wie die helle Sonne, und auf dem Haupte trägt er eine goldene Krone. Der hat den andern befohlen und ist der König Gübich gewesen.

Der spricht oben zum Förstersohn: „Wer hat dich geheißen auf meinen Stein steigen? Eigentlich müßte ich dich hinunterstürzen lassen, und einem andern sollt's nicht so hingehen. Aber dein Vater dauert mich, weil er ein braver Mann ist.“ Darauf bannt ihn der Gübich wieder los und sagt, er solle nur auf der Fahrt da hinuntersteigen. Dem Förstersohn brechen fast die Kniee. Da ruft der Gübich ein anderes Männlein heran, dem muß er sich auf die Schultern setzen, und es trägt ihn ganz säuberlich hinunter, daß der Förstersohn sich wundern muß über die Kraft des Männleins.

Wie sie unten angekommen sind und der Zwerg den Förstersohn abgesetzt hat, faßt ihn der Gübich bei der Hand und führt ihn in sein Schloß unter dem Hübichenstein. Da kommen sie in ein Zimmer, darin blitzen die Wände von Stufenerz, die Decke ist von einem Stück Schwerspat, weiß wie der Schnee, und von der Decke hängt ein großer Kronleuchter herab, ganz von Kristallen und Edelsteinen, größer als im Goslarschen Zehnten; und der Fußboden ist mit grünen Tannenzweigen überstreut, und die Paneele glänzen nur so von Gold und Edelgestein. Und mitten in der Stube steht ein Tisch von Glaskopf und ein silberner Stuhl davor. Darauf setzt sich nun der Zwergkönig, sagt zu dem Förstersohn, er solle sich setzen, und schlägt mit einem silbernen Schlägel gegen den Tisch von Glaskopf. Der gibt einen Ton von sich so köstlich, wie man's

in der Welt nicht hört. Da kommen tausend kleine Frauenbilder herein, die tragen Erdbeeren und Himbeeren auf, und der Gübich sagt zu dem Försterssohn, er solle davon nehmen. Also sprechen sie zusammen, und die andern Frauenbilder und Männlein machen Musik dazu. Wie die Mahlzeit zu Ende ist, schlägt der Gübich wieder mit dem silbernen Fäustel an den Tisch von Glaskopf, und wie der köstliche Ton wieder erklingt, da tragen die kleinen Frauenbilder Krüge herein von lauterm Silber, und der Gübich sagt zu dem Försterssohn, er solle Bescheid tun. Der sagt: „Glückauf!“ und tut seinen Zug. Aber so Herrliches hat er im Leben nicht getrunken.

Wie nun der Försterssohn sich so erquickt hat, führt ihn der Gübich in eine andere Stube. Da steht eine große Braupfanne voll lauter Wildemannsgulden, blitzblank, als wenn sie eben erst aus der Münze gekommen wären. Der Gübich sagt: das wäre sein Reichtum, den müßten ihm seine Untertanen schaffen, und er hätte ja schon manchem Armen davon Gutes getan und wäre nicht den Menschen feind; aber in Ruhe müsse man ihn lassen. „Willst du mir nun einen Gefallen tun“, sagt er, „so soll dich's nicht gereuen. Nämlich so lange der große Hübichenstein der große bleibt, habe ich mein Recht daran und darf auch auf der Erde walten gehn. Wenn aber der große Hübichenstein zum kleinen wird, so kostet's mich die Krone, und dann darf ich bloß unter der Erde herrschen. Da schießen nun immer die Leute nach Krimmern und Falken oben auf dem Hübichenstein, und das darf ich nicht leiden; denn trifft's den Stein, so bröckelt etwas ab. Wenn du also dafür sorgen willst, daß keiner den Stein beschädigt, so sollst du zum reichen Mann werden und du kannst dir aus der Braupfanne nehmen, so viel Du willst.“ Der Försterssohn verspricht's und gibt ihm die Hand darauf. Da füllt ihm der Gübich alle Taschen und die Mütze mit blanken Gulden, und wie das geschehen ist, führt er ihn in ein anderes Zimmer. Da ist ein Bett von Moos recht artig bereitet. Der Gübich sagt, er wolle seinen Gast morgen zeitig wecken, und wünscht ihm gute Nacht.

Der Försterssohn hat noch nicht lange geschlafen, da weckt's ihn auf, und wie er die Augen aufschlägt, graut der Morgen. Und

wie er sich besinnt — 's ist so kalt gewesen — liegt er unten am Hübichenstein, und seine Mütze mit den Wildemannsgulden liegt noch bei ihm, und die Taschen sind gepfropft voll. Wie er nun heimgelaufen ist und wie der Vater am Halse seine Sohnes helle Freudentränen geweint hat, kann man sich denken.

Der Sohn hat dann alles der Obrigkeit erzählt und hat den Armen von seinem Reichtum mitgeteilt und eine Kirche bauen lassen in Grund, wo vorher keine gewesen. Und die Obrigkeit hat ein Gesetz ergehen lassen, daß keiner auf den Hübichenstein steigen und keiner da nach Krimmern schießen dürfe und nach Falken und Raben. Und solange der große Hübichenstein unversehrt geblieben ist, hat der Gübich da sein Wesen gehabt und viel Gutes getan und manchen Bösen bestraft, und es hat ihn auch mancher gesehen.

Aber im Dreißigjährigen Kriege da haben die Kaiserlichen die Spitze des großen Hübichensteins aus Mutwillen mit Kartaunen heruntergeschossen, und von der Zeit an hat kein Mensch den Gübich mehr gesehen.

G. Schulze (in Harrys II.)

Woher die Bergstadt Wildemann ihren Namen hat.

Es ist nun schon manches Jahrhundert her, als die ersten Bergleute in den Oberharz kamen und hier nach Erzen schürften. Sie kamen auch in das Innerstetal, in die Gegend, wo jetzt die kleinste der sieben Bergstädte, Wildemann, liegt. Hier hatte der hoch angeschwollene wilde Gebirgsfluß an mehreren Stellen Gänge aufgewaschen, d. i. Gestein bloßgelegt, welches regelmäßig Erz begleitet, und sie begannen hier einen Versuchsbau.

Dabei entdeckten sie nun im Schlamme der Innerste frische menschliche Fußspuren, und da sie bisher geglaubt hatten, sie wären die einzigen Menschen weit und breit, so gingen sie der Fährte nach, um zu erfahren, wessen sie sich von den Unbekannten zu versehen

hätten. Bald erblickten sie denn auch in der Nähe jener Gänge zwei fremde Menschen, einen Mann und eine Frau. Beide waren auffallend groß und trugen als Bekleidung nur einen breiten Gürtel von Laub und auf dem Kopfe eine Mooskappe. Als Waffe führte der Mann, dem ein wilder Bart bis auf den Gürtel hinabreichte, eine ziemlich starke, mit den Wurzeln aus der Erde gerissene Tanne in der Rechten.

Kaum hatten die wilden Menschen die Bergleute erblickt, so flüchteten sie, ohne auf freundlichen Zuruf zu hören, in das Dickicht des Urwaldes. Doch sahen sie dieselben noch öfter in den nächsten Wochen; aber obwohl sie förmlich Jagd auf sie machten, so vermochten sie die schnellfüßigen Waldbewohner doch niemals einzuholen.

Da machten sie dem Herzog von Braunschweig, ihrem Landesherrn, Anzeige von ihrer Entdeckung, und der befahl ihnen, die wilden Menschen auf jeden Fall einzufangen. Sie sollten ihnen Schlingen legen oder sie mit Bogen und Pfeil verwunden, jedoch nicht schwer verletzen, denn er wollte sie lebendig sehen.

Nach vielen mißlungenen Versuchen gelang es ihnen endlich, den scheuen Waldmenschen so weit nahe zu kommen, daß sie den Mann mit einem Pfeil am Fuße verwunden konnten. Aber nun setzte es noch einen harten Kampf, denn der wilde Mann schlug mit seiner Tanne gewaltig um sich, und das Weib, gelenkig wie eine Eidechse und stark wie eine Riesin, wußte Fäuste und Zähne nachdrücklich gegen ihre Verfolger anzuwenden. Zuletzt aber wurden sie von der Übermacht überwältigt und gefesselt fortgeführt. Auch ihre Höhle entdeckte man bei der Gelegenheit und erkannte aus den dort aufgehäuften Vorräten, daß sich die Waldmenschen nur von Beeren und rohem Wildfleische nährten.

Man fragte nun den wilden Mann, wer er sei, woher er komme und sonst noch allerlei; aber er gab auf keine Frage Antwort und schaute nur immer nach der Gegend, wo die entdeckten Gänge lagen. Man gab ihm Speise und Trank, aber er rührte nichts an. Man wollte ihn zwingen, bei der Arbeit zu helfen, aber er legte nicht Hand an. Ob er stumm war oder sich nur so stellte, konnten sie nicht unterscheiden.

So beschlossen denn die Bergleute, ihn zum Herzoge nach Braunschweig zu schicken; mochte der dann bestimmen, was mit ihm geschehen sollte. Doch starb er ihnen unterwegs. Und gerade im Augenblicke seines Todes wurde die erste Erzader aufgefunden. Deshalb waren die Bergleute der Meinung, daß der wilde Mann bis dahin die Gänge taub gemacht habe, und nannten die erste Grube nach ihm „Wilder Mann“.

Jene Grube lieferte reiche und viele Silbererze, und in wenig Jahren erwuchs die kleine Ansiedlung der ersten Bergleute zur Stadt. An die Stelle aber, wo sie den wilden Mann gefangen hatten, pflanzten sie zum Andenken eine Linde, und die steht nun heute noch vor dem Rathause der Stadt Wildemann.

Aus Fr. Günthers Sagenschatz der Harzlande.

Der Bergmönch im Harz.

Im Mittelalter waren die Klöster, namentlich das reiche Walkenried am südlichen Harzrande und das Kloster Zella (Zellerfeld) auf dem Oberharze, die Pflegstätten des Silberbergbaues im westlichen Harze. An jene Zeit, wo Mönche die Leitung des Bergbaues hatten, erinnern die überaus zahlreichen Sagen vom Bergmönch; doch sind auf diesen auch die heidnischen Vorstellungen von einem Berggeiste übertragen. Als einen riesengroßen Mann im schwarzen Mönchsgewande sieht man ihn gebückt in den Stollen einherwandeln. In der Hand trägt er ein Grubenlicht von massivem Silber und mit weithin leuchtender Flamme. Er kommt und verschwindet plötzlich. Gar mancher hat schon sein Walten verspürt, wie er den trägen und unredlichen Bergmann bestraft, den fleißigen und treuen belohnt, die unterdrückte und gemißhandelte Unschuld schützt und rächt und sich beweist als gerechter Gebieter seines unterirdischen Reiches. —

Zwei Bergleute arbeiteten immer gemeinschaftlich. Einmal, als sie anfuhren und vor Ort kamen, sahen sie an ihrem Geleucht, daß sie nicht genug Öl zu einer Schicht auf den Lampen hatten. „Was fangen wir da an?“ sprachen sie miteinander, „geht uns das Öl aus, so daß wir im Dunkeln sollen zu Tag fahren, sind wir gewiß unglücklich, da der Schacht schon gefährlich ist. Fahren wir aber



jetzt gleich aus, um von Haus Öl zu holen, so straft uns der Steiger und das mit Lust, denn er ist uns nicht gut.“

Wie sie also besorgt standen, sahen sie ganz fern in der Strecke ein Licht, das ihnen entgegenkam. Anfangs freuten sie sich; als es aber näher kam, erschraken sie gewaltig, denn ein ungeheurer, riesengroßer Mann ging ganz gebückt in der Strecke herauf. Er hatte eine große Kappe auf dem Kopf und war auch sonst wie ein Mönch angetan, in der Hand aber trug er ein mächtiges Grubenlicht. Als er bis zu den beiden, die in Angst still dastanden, geschritten war, richtete er sich auf und sprach: „Fürchtet euch nicht, ich will euch kein Leids antun, vielmehr Gutes,“ nahm ihr Geleucht und schüttete

Öl von seiner Lampe darauf. Dann aber griff er ihr Gezäh und arbeitete ihnen in einer Stunde mehr, als sie selbst in der ganzen Woche bei allem Fleiß herausgearbeitet hätten. Nun sprach er: „Sagt's keinem Menschen je, daß ihr mich gesehen habt," und schlug zuletzt mit der Faust links an die Seitenwand. Sie tat sich auseinander, und die Bergleute erblickten eine lange Strecke, ganz von Gold und Silber schimmernd. Und weil der unerwartete Glanz ihre Augen blendete, so wendeten sie sich ab; als sie aber wieder hinschauten, war alles verschwunden. Hätten sie ihre Bilhacke (Hacke mit einem Beil) oder sonst irgend einen Teil ihres Gezähs hineingeworfen, so wäre die Strecke offen geblieben und ihnen viel Reichtum und Ehre zugekommen; aber so war es vorbei, wie sie die Augen davon abgewendet.

Doch blieb ihnen auf ihrem Geleucht das Öl des Berggeistes, das nicht abnahm und darum noch immer ein großer Vorteil war. Aber nach Jahren, als sie einmal am Sonnabend mit ihren guten Freunden im Wirtshaus zechten und sich lustig machten, erzählten sie die ganze Geschichte, und Montags morgen, als sie anfuhren, war kein Öl mehr auf der Lampe, und sie mußten nun jedesmal wie die andern frisch aufschütten.

Nach Günther u. Grimm.

Die Bremerhöhe bei Klausthal.

Die Höhe bei Klausthal, auf der die Windmühle steht, heißt die Bremerhöhe und hat ihren Namen von einem Manne namens Bremer, dem sie gehört hat. Dieser Mann ist sehr reich gewesen. Der ganze Wald samt dem Berg hat ihm gehört.

Aber einmal geht er an einem Frühlingsmorgen in seinem Forste spazieren. Da hört er den Kuckuck schreien. Ei, denkt er, sollst doch auch einmal hören, wie lange du noch lebst! Also fragt

er den Kuckuck, wie lange er noch zu leben habe. Da schreit der Vogel: „Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck!“ — J, denkt der Bremer, wenn du nur noch drei Jahre zu leben hast, so sollst du dir's auch recht zu gute machen; fängt also an zu wirtschaften, daß er nach drei Jahren keinen Baum mehr hat, viel weniger einen Forst. Alles ist durchgebracht; aber wer nicht kommt, das ist der Tod. „O du schlechte Welt,“ seufzt der Mann, „nicht einmal einem Kuckuck kann man mehr trauen!“

Und so hat der arme Schelm sein Brot vor anderer Leute Türen suchen müssen, noch lange Jahre. Wenn er nun jemand um ein Almosen angesprochen hat, so sagt er: „Seid doch so gut und teilt einem armen Manne etwas mit, den der Kuckuck betrogen hat!“

G. Schulze (in Pröhle, Sagen des Oberharzes).



Die Klausthaler Münze.

Die Klausthaler Münze hat in allen Zeiten einmal lange stille gestanden und ist kein Geld darin geschlagen, weil's nicht richtig darin war. Da haben denn die Andreasberger und Wildemänner Münzen desto mehr tun müssen, und davon rühren noch immer die Wildemänner Münzen und Andreasberger feinen halben und ganzen Gulden, Sechsgroschenstücke, Mariengroschen und Pfennige her. Jetzt werden sie seltener. Nur bisweilen sieht man noch das feine Silbergeld in Sparbüchsen und als Rarität. Wildemänner und Andreasberger Pfennige werden aber noch oft gefunden.

Na, die Klausthaler Münze mußte lange Zeit eingestellt werden, weil keiner darin bleiben konnte: alle Nacht kam einer darin ums Leben. Da war's denn natürlich, daß am Ende keiner mehr darin wohnen blieb, und ohne Wache konnte doch die Münze auch nicht bestehen. Lange Zeit war hingegangen und kein Geld mehr darin gemünzt. Da kam einmal ein vornehmer Herr zum Besuch beim Berghauptmann. In der Unterredung kam das Gespräch auch auf die eingestellte Münze, daß keiner sich unterstünde, darin zu bleiben, und sie deswegen eingestellt wäre. Da sprach der vornehme Herr, er wolle es einmal versuchen. Der Berghauptmann wollte seinen Freund erst nicht hinlassen, nachher gab er's aber doch zu. Am folgenden Morgen fand man den armen Menschen tot in der Münze; auf dem Hofe lagen seine Beine, die ihm ausgerissen waren.

Kurze Zeit darauf kommt ein Soldat nach Klausthal, hört die Geschichte von der verwünschten Münze und will sie erlösen. Aber auch er wird tot herausgebracht. Sein Kopf lag am andern Morgen beim Rumpf.

Zuletzt kommt ein fremder Bergmann zugereist, der ist klein und buckelig, aber höllisch dreist und pfiffig gewesen. Der läßt sich des Abends in die Münze schließen. Vorher hat er sich aber zwei Lichte, zwei Degen und zwei geladene Pistolen und die Bibel hinbringen lassen. Des Abends steckt er seine Lichte an und setzt sich oben auf die Justierstube, legt seine Waffen zurecht und liest in der

Bibel. So nach elf Uhr kommt eine Gestalt zur Tür herein, die ist länger gewesen wie die Stube hoch; bleibt dann erst stehen — wie sich aber der Bergmann in seinem Lesen nicht stören läßt, setzt sie sich neben ihn auf den andern Stuhl, hört und sieht ihm zu. Dem Bergmann wird aber doch bei der Gesellschaft grün und gelb vor den Augen. Zur Vorsicht hat er die Hand an der Pistole; damit, denkt er, ist er geschützt. Die Gestalt regt sich nicht, bis es zwölf schlägt, dann geht sie still zur Tür hinaus. Von da geht die Nacht ruhig hin, nichts läßt sich weiter sehen noch hören.

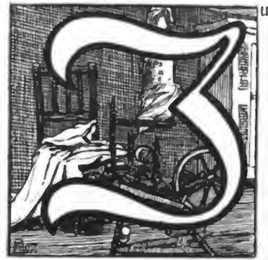
Die zweite Nacht geht ebenso hin; als es aber an die dritte kommt, da denkt der Bergmann: Diese Nacht geht's dir ans Leben. Die ersten Nächte hat dich die Gestalt nur sicher machen wollen. Du sollst deshalb gleich von vornherein laut in der Bibel lesen, damit die Gestalt das Gotteswort hört, so läßt sie sich dadurch wohl zwingen.

Richtig, elf Uhr kommt die Gestalt wieder; ihr ganzes Wesen ist aber noch gefährlicher als zuvor. Da liest der Bergmann eben die Worte: „Tut Buße usw." Auf einmal fängt die Gestalt an zu reden und spricht: „O du glücklicher Mensch, der du auserſehen bist, einen unglücklichen Geist zu erretten! Ich sage dir, Engel werden sich über dich und mich freuen; denn du hast mich zur Buße geführt, du hast mich aus den Krallen des Teufels erlöst. Wisse, ich bin der vorige Münzmeister, der so viel betrogen und so viel Silber über die Seite geschafft hat, und der sich selbst das Leben nahm. Komm mit, ich will dich reich machen dafür, daß du mich zum Geständnis gebracht hast." Er geht mit ihm hinab in den Pferdegaipel und zeigt ihm in der Ecke einen Stein, den möge er in die Höhe heben, so würde er unendliche Schätze finden; er aber — der Geist — würde sich nie wieder sehen lassen, und nun könne auch wieder gemünzt werden.

Von da an hat der Bergmann genug gehabt, und die Münze ist wieder in Gang gekommen, bis dahin, daß sie nach Hannover verlegt wurde.

August Ey.

Frau Holle und die Flachsdieße.



Zur Zeit, als das Spinnen noch etwas einbrachte, ernährten sich damit, wie manche andre Leute, auch zwei arme Mädchen in Klausthal, deren Vater und Mutter längst gestorben waren. Die eine von ihnen stand morgens früh auf, gönnte sich tagsüber kaum Zeit zum Essen und ließ unermüdlich bis spät in die Nacht ihr Spinnrad schnurren. Ihre Schwester war anders geartet: sie spann nur, wenn sie mußte, verschwatzte manche Stunde am Tage und lag schon drei Stunden im Bette, wenn jene ihre Arbeit einstellte. Alle Ermahnungen der Fleißigen schlug sie in den Wind und dachte: Ich bin nun einmal so.

Heute nun war Ostersonnabend, und auf allen Höhen rings um die Stadt herum brannten die Osterfeuer und leuchteten die zahllosen Fackeln. Da hielt es die Faule nicht im Hause; sie mußte hinaus und von einem Osterfeuer zum andern ziehen. Die fleißige Liese aber saß am Spinnrade und schaute nicht einmal auf, denn sie wollte ihre Dieße (ihren Rocken) vor dem heiligen Feste noch leer spinnen. Jetzt schlug es 11 Uhr, da öffnete sich die Tür. Liese meinte, es sei die Schwester; aber statt deren trat eine wunderschöne Frau in das armselige, doch saubere Stübchen. Ihr langes Haar schimmerte goldgelb, und ihr Kleid war von weißer Seide. In der Hand trug sie eine Dieße, wie sie Liese noch nie gesehen hatte: schien sie doch aus feinen, ungezwirnten Seidenfäden zu bestehen und glänzte dabei wie das reinste Silber. Freundlich grüßte sie Liese, die gerade die letzten Flachsfasern ihrer Dieße verspann, untersuchte das Garn auf der nun stillstehenden Rolle mit ihren weißen Händen und sagte lobend:

„Fleißige Liese, | Fein ist der Faden,
Leer ist die Dieße, | Bist wohl beraten.“

Dann berührte sie das Spinnrad mit ihrer Dieße, grüßte wieder und war lächelnd verschwunden.

Müde von der Überanstrengung legte sich Liese sofort zu Bett. Doch konnte sie nicht sogleich den ersehnten Schlaf finden, denn vor ihre Augen trat immer wieder die freundliche Frau — sollte das Frau Holle gewesen sein? Allmählich aber fielen ihr die Augen zu, und sie hörte ihre Schwester, die sich noch stundenlang umhergetrieben hatte, nicht mehr kommen.

Als Liese am andern Morgen etwas später als sonst aufstand, da fiel ihr erster Blick auf ihr Spinnrad, das sie für die Festtage beiseite stellen wollte. Doch war denn das auch wirklich das ihrige? Alles Holzwerk daran war in eitel Gold verwandelt, und das Garn auf der Rolle glänzte wie feine, weiße Seide. Und als sie nun erst an das Abhaspeln ging, da wollte der Faden gar kein Ende nehmen. Sie haspelte ein Gebinde nach dem andern und hing je zehn und zehn zusammen gebunden an das Hakenbört, aber die Rolle blieb ebenso voll wie zu Anfang. Da erkannte Liese die glückbringende Hand der Frau Holle.

Erwartungsvoll lief nun auch die Faule nach ihrem Spinnrade, das sie schon am Nachmittag außer Dienst gestellt hatte. Das aber war das alte geblieben, nur saß statt des Flachses Stroh auf der Dieße. Und als sie ihren Kasten öffnete, in dem sie ihre Leinwand verwahrte, da hatte sich diese in Häcksel verwandelt.

Aus Fr. Günthers Sagenschatz der Harzlande.

Der Wilddieb im kleinen Klausthal.

Bei Klausthal hat früher ein Städtlein gestanden, das hat das kleine Klausthal geheißen und ist sehr wohlhabend gewesen. Aber je reicher die Einwohner geworden sind, desto schlechter und gottloser haben sie sich betragen. Darum hat Gott die Stadt untergehen lassen, und an der Stelle, wo die Kirche gestanden hat, ist ein Teich entstanden. In der Mitternacht von Gründonnerstag auf Karfreitag ist die Kirche an der Stelle zu sehen, wo jetzt der Teich

ist. Zugleich zeigt sich ein Reh mit seinem Kalbe, das niemand jagen darf. Noch jetzt heißt jenes Tal das kleine Klausthal. —

Am Harz war ein grausamer Wilddieb. Wenn der wußte, daß irgendwo ein Stück Wild stehe, so war's auch nicht sicher. Der hatte auch gehört, daß im kleinen Klausthal in der Mitternachtsstunde des Karfreitags ein Reh mit seinem Kalbe sich sehen läßt, das man nicht schießen darf. Einmal, kurz vor Ostern, ist er in einer lustigen Gesellschaft. Da erzählen sich auch die Leute vom kleinen Klausthal. Aber wie er denn an nichts geglaubt hat, so lacht er nur darüber und sagt: „Was gilt's? Ich schieß euch das Reh mit samt dem Kalbe, und wir wollen's am ersten Osterfeiertage verzehren." Die Leute haben ihm wohl davon abgeraten — aber er läßt sich nichts sagen.

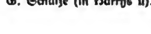
Am Karfreitagabend macht er sich auf den Weg nach dem kleinen Klausthal. Wie er vor den Teich kommt, sieht er auf demselben einen hohen, dicken Nebel liegen, der geht bis an den Himmel, und man hat den Teich nicht sehen können. Und in dem Nebel ist ein Geflüster, wie wenn viele miteinander reden, und es schimmern bisweilen wunderliche Gestalten heraus. Auch über den Weg kommen viele Gestalten herübergehuscht wie luftige Schatten, und alle verschwinden im Nebel über dem Teiche. Aber er ahnt nichts Arges. Er geht vorüber und stellt sich am Ausgang des Tales, da wo jetzt das erste Innerster Pochwerk ist, hinter einen Busch auf die Lauer. Richtig kommt das Reh mit dem Kalbe. Da schießt er das Kalb nieder. Wie er's fallen sieht, springt er drauf los und bindet ihm die Füße zusammen und hängt's über die Schulter. Darauf geht er zurück.

Wie er dahin kommt, wo jetzt wieder der Teich ist, steht auf der nämlichen Stelle, wo eben noch der Teich war, eine Kirche. Die ist hell erleuchtet, und der Gesang erschallt und die Orgel dazwischen. Das ist doch seltsam, denkt er, sollst doch einmal in die Kirche gehen. Er tritt also hinein. Da sieht er denn die ganze Kirche voll Menschen; aber die sehen alle aus, als wenn sie schon jahrhundertelang im Grabe gelegen hätten. Die Kleider sind nach einer Mode gewesen, die er nicht kennt. Er grüßt, keiner dankt

ihm: aber einige nicken, andre schütteln den Kopf und winken einander zu und weisen mit den Fingern auf ihn hin. Auf dem Altar die Lichter und die Lichter auf dem Kronleuchter brennen mit blauer Flamme, und aus dem Kelche auf dem Altar zuckt eine blaue Flamme hervor. Nachher kommt der Pastor vor den Altar, aber das ist gar keine menschliche Sprache gewesen: es ist, als wenn Wind und Donner die ganze Kirche erfüllt, und aus dem Munde geht dem Prediger eine blaue Flamme.

Auf einmal kracht's durch die Kirche, als wenn die Erde zu Grunde gehen sollte. Da zeigt der Pastor auf ihn hin und schreit: „Verfluchter Sabbatschänder!“ Und die Geister stehen gegen ihn auf und heulen das Wort nach. Darüber stürzt er voll Angst und Schrecken zur Kirche hinaus. Wie er hinausstürzt, schlägt's die Tür hinter ihm zu, daß ihm die Fersen weggeschlagen sind. Da fliegt er bis an den Weg, und hier bleibt er liegen bis an den Morgen.

Wie er zu sich selbst kommt, liegt der Teich ruhig da. Aber das Rehkalb ist weg. Er aber ist totkrank und kann sich kaum nach Hause schleppen. Wie er neun Tage gelegen hat, hat er die Geschichte erzählt und ist darauf gestorben.


G. Schulze (in Harrys II).



Bau der Zellerfelder Kirche.

Über jeder Tür der schönen Salvatoriskirche in Zellerfeld steht eine Glucke mit Küken in Stein gehauen; und wer die halbverwitterte Darstellung betrachtet, denkt dabei mit Recht an das Wort des Herrn: „Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein.“ Aber die niemals verlegene Sage weiß es besser.

Die Kirche in Zellerfeld war abgebrannt; und wie sie nun wieder hat aufgebaut werden sollen, da hat jeder gegeben, wie er's gekonnt und gehabt hat. Da ist aber ein armer Schelm gewesen, der hat nichts gehabt und hätte doch auch gern seinen Pfennig gegeben. Wie er so darüber nachdenkt, was er wohl macht, da fällt's ihm ein: J, wenn du einen Korb Schwämme holtest! Gibt's nicht viel, gibt's wenig, und es gibt einer wohl einen Groschen mehr, wenn du sagst, was du mit dem Gelde machen willst.

Also geht er in den Wald und verirrt sich, bis er auf einen freien Platz kommt, wo er sich umsieht und nachrechnet, wo er wohl sein mag. Wie er sich so umsieht, auf einmal haben ihn drei verlarvte Männer gepackt. Die halten ihn fest und verbinden ihm die Augen und führen ihn mit sich weiter, und er merkt endlich, daß es eine Treppe hinabgeht. Endlich wird stillgehalten, und es wird ihm eine Binde von den Augen genommen. Da ist er in einem großen Saal, der ganz köstlich ausstaffiert ist, und viele Lichter brennen so hell wie der Tag. Er hat sich nicht lange besinnen können; denn da sitzen viele Männer, alle verlarvt, und einer verhört ihn. Da erzählt er aufrichtig, wie's ihm gegangen ist, und sagt, sie sollten ihm doch nun auch wieder die Freiheit geben; seine Frau und Kinder warteten gewiß mit Schmerzen auf ihn.

Aber er wird nicht entlassen, sondern in ein anderes Zimmer geführt, wo man ihm Speise und Trank gibt und sagt, er solle sich nur erst erquicken und sich dann ruhig schlafen legen, morgen wolle man mehr mit ihm reden. Das Zimmer ist auch ganz prächtig gewesen, und das Essen und der Wein und das Bett ist eben auch nicht gewesen, als ob's Spitzbuben gehörte. Nachdem er sich er-

quickt hat, legt er sich zu Bett und denkt: Na, das ist eine schöne Geschichte! Wo bist du denn nun eigentlich? Spitzbuben sind's gewiß nicht: die wären nicht so manierlich mit dir umgegangen. Bist wohl gar unter die Venediger geraten. Hm, da wärest du ja gerade recht gekommen!

Am andern Morgen, das heißt, wie er geweckt wurde, bekommt er erst wieder einen Trunk Wein und Backwerk dazu, und darauf wird er wieder vor die Herren geführt. Die sind da nicht mehr verlarvt und sind ganz ansehnliche Leute gewesen. Sie fragen ihn, ob er nicht Lust hätte, die Welt zu sehen: wenn er ehrlich wäre, könnte er ein reicher Mann werden. Ja, sagt er, das ginge so nicht, er wisse ja auch nicht, wer die Herren wären: aber er dächte, sie müßten wohl Venediger sein, und da müßte er ja Frau und Kind verlassen, und das wäre doch unrecht. „Nun", sagt da einer, „wir sehen, daß du eine ehrliche Haut bist, und wenn du dir etwas wünschst, nun so sag's." Ja, sagt er, wenn sie ihm ein paar Groschen geben wollten: es wäre ihm doch so verdrießlich, daß er gar nichts geben könnte für die Kirche. Die Sammler kommen heute, und am Ende könnte man denken, er sei nur so lange ausgeblieben, um nichts geben zu dürfen. Die Herren wären ja so reich und könnten wohl auch etwas tun für den Aufbau der Kirche.

Da gibt's ein lautes Gelächter: „Na, so suche dir etwas aus!" Ein Mann führt ihn in ein anderes Zimmer und zeigt ihm ganze Fässer voll Goldstücke. „Nun, willst du nicht zugreifen?" — „O ja, werde mich hüten: hieße am Ende gar, ich hätt' es gestohlen!" — „Nun, des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Da, weiter haben wir nichts für dich." Damit gibt ihm der Mann eine blecherne Henne. Auch gut, denkt der Zellerfelder und bedankt sich. Darauf werden ihm wieder die Augen verbunden, und so wird er wieder abgeführt.

Wie ihm die Binde abgenommen wird, befindet er sich auf dem Wege nach Zellerfeld. Er kommt nach Haus. „Gottlob!" ruft seine Frau, „aber wo hast du denn so lange gesteckt?" — „Na, nur stille! mir ist's wunderlich gegangen." Und da erzählte er. „Aber was sollen wir denn nun mit dem Dinge machen?" heißt es. Und während sie das Ding so um und um betrachten und be-

tasten, da auf einmal öffnet sich unter dem Bauche der Henne ein Kläppchen, und es fallen lauter Goldstücke heraus, alle wie kleine Küchlein gestaltet. Da ist's Freude gewesen im Hause, und der arme Schelm ist auf einmal reich geworden und hat die Zellerfelder Kirche neu gebaut. Und zum Wahrzeichen hat er die Glucke mit den Küchlein über den Kirchtüren in Stein abbilden lassen.

Fr. Günther u. G. Schulze.

Der Freischütz von Zellerfeld.



Vor alten Zeiten hat in Zellerfeld ein Förster gelebt, der ist ein Freischütz gewesen. In seinen Lehrjahren hat er nämlich gar kein Glück im Schießen gehabt und ist darüber ganz tiefsinnig geworden. Also geht er auch einmal ganz verdrießlich im Revier umher und denkt bei sich selber, er will nur die Jägerei ganz aufgeben. Da begegnet ihm auf dem Wege ein Grünrock, der fragt ihn, was er so betrübt aussähe? Da sagt's der Jägerbursche. „Wenn's weiter nichts ist," antwortet der Grünrock, „dem ist leicht abzuhelfen, es gehört nur ein bißchen Mut dazu. Ich will dir's sagen, Kamerad. Geh zum Abendmahl, und den wahren Leib behältst du im Munde. Wenn du dann aus der Kirche kommst, nimmst du deine Flinte und gehst ins Holz, und da nagelst du den wahren Leib an einen Baum und schießest dreimal danach im Namen des Teufels. Hast du das getan, so magst du in die blaue Luft schießen, du triffst, was du willst." Der Jägerbursch hat sich betören lassen und ist auf diese Weise ein Freischütz geworden. Er hat als Förster manchmal seine Geschicklichkeit sehen lassen, des Spaßes wegen. Zuweilen, wenn er an langen Winterabenden Gesellschaft gehabt hat, so hat er gefragt, was sie essen wollten, Hasenbraten oder Rehbraten oder einen Auerhahn, hat dann seine

Flinte genommen, zum Fenster hinausgeschossen und gesagt: „Geht in den Garten," oder „geht in den Hof," oder „auf die Gasse, da liegt's." Und wenn sie dahin gegangen sind, haben sie's gefunden, wie er's gesagt hat. Manchmal hat er auch gefragt, wo's liegen solle, und jedesmal hat's da gelegen, wo es die Leute haben wollten.

Einmal bat ihn einer, er möge ihn doch auch die Kunst lehren. Aber das wollte er nicht, und erst nachdem dieser geschworen, er wolle die Kunst nicht weiter lehren, auch niemand sagen, wie er, der Förster, ein Freischütz geworden sei, erzählte er's ihm. Lange Jahre hatte er so sein Wesen getrieben. Endlich, wie er auf dem Totenbette liegt und schon im Sterben ist, springt er plötzlich auf und stürzt wie wahnsinnig durch die Stube und schreit: „Nein, Teufel! noch nicht! noch sollst du mich nicht haben!" Aber was half's? Mitten in seinem Geschrei stürzt er tot nieder. Und wie man genau zusieht, ist ihm der Hals umgedreht und ringsherum ein blauer Streif wie ein blaues Halsband. Da hat es jener Mensch erzählt, was für eine Bewandtnis es mit dem Förster gehabt habe.

G. Schulze (in Harrys II).

Die Rehberger Klippen.

Es ist eine großartige Partie des Oberharzes: der Hahnenklee (d. i. der Auerhahn) mit seinen dunklen Tannen und der Rehberg mit seinen wild zerrissenen und jäh abstürzenden Granitfelsen, und wer sie auf dem aus festem Granitgrus gebildeten Wege den Rehberger Graben entlang durchwandert, kann sich wohl in das Hochland der Alpen versetzt glauben. Eine Sage, der düsteren, wilden Gegend angemessen, haftet an dieser Felswand.

Vor Zeiten hauste in der Nähe von St. Andreasberg ein wilder Jägersmann, dessen einzige Lust das blutige Weidwerk war. Täglich jagte er mit seinem Troß durch den Harzwald, daß von dem Bellen der Hunde und dem Schall der Hörner das Gebirge widerhallte. Selbst der Gottesfrieden des Sonntags vermochte seine Jagdlust nicht zu zügeln und ihn an der Verfolgung der schlanken Tiere des Waldes zu hindern. Ein frommer Einsiedler ermahnte

ihn, mit seinem wilden Lärm doch wenigstens nicht die friedliche Stille des Sabbats zu stören. Aber die Worte des Greises fanden das Ohr des Weidmanns verschlossen, und vom Spott und Hohngelächter der wüsten Jagdgenossen begleitet, schlich der Eremit betrübt nach seiner Klause zurück.

Es war an einem schönen, blauen Oktobersonntag. Schon senkte sich der Abend auf das Gebirge hernieder, und die Gipfel der dunkeln Tannen tauchten sich in den goldenen Glanz des Abendrots. Tiefes Schweigen lag auf der ganzen Gegend, nur die Wellen der Oder murmelten in der Ferne ihr ewiges Lied. Ein scheues Reh von schneeweißer Farbe trat vorsichtig, mit leisen Schritten aus dem Gebüsch und suchte zwischen den duftenden Kräutern des Waldes sich seine würzige Kost. Plötzlich hob es erschreckt den Kopf empor; denn der Ton des Jagdhorns hatte sein Ohr getroffen. Mit jähem Sprunge suchte es ins Dickicht zu entkommen; doch schon waren ihm die kläffenden Jagdhunde auf der Spur. Durch Berg und Tal, über Stock und Stein flog das erschreckte Tier dahin, aber immer näher erscholl Hundegebell und Hörnerklang. Der Boden erdröhnte unter dem Hufschlag der Rosse, die Berge hallten wider vom Hallo der Jäger, die mit unbezähmbarer Gier das seltsame Wild verfolgten. Mit Aufbietung der letzten Kräfte erreichte das gehetzte Reh endlich den steilen Gipfel der nach ihm benannten Rehberger Klippen. Da blieb es schaudernd stehen, denn vor ihm zeigte sich ein tiefgähnender Abgrund. Schon schnaubten die wilden Rüden dicht heran, da wagte das Tier in seiner Todesangst den gefährlichen Sprung und verschwand in der schaurigen Tiefe.

Doch siehe, wunderbare Helle strahlte aus dem Abgrund empor, ein Lichtkreis umschimmerte das gequälte Tier, und, wie von Engelshänden getragen, kam es unversehrt hinab ins sichere Tal. Die Jäger aber samt Rossen und Rüden wurden von dämonischer Gewalt getrieben, dem Tiere nachzufolgen, und dröhnend stürzten sie in die düstere Schlucht. Mächtige Granitblöcke rollten ihnen nach und begruben die zerschmetterten Leichname für immer unter der Wucht ihres Gesteins.

Seit jener Zeit ist es nicht geheuer in diesen Bergen, und der Fuß des einsamen Wanderers eilt scheu vorüber, wenn die Nacht auf ihrem schwarzen Rosse durch den Harzwald jagt. Denn zur Mitternachtsstunde, wenn der Uhu seinen schauerlichen Ruf erschallen läßt und das Mondlicht die düsteren Fichten in graue gespenstige Gestalten umwandelt, da huschen, wie Geister der Nacht, riesige Jägergestalten durch das Gebirge, in der dunkeln Nacht der Tannen beginnt es zu flüstern und zu brausen, und ein dumpfes Getöse rauscht heran wie schwellende Meereswellen. Nach W. Görges.



De wille Jagd.

(Unterharzische Mundart.)

„Mihn Vader, mihn Vader, horche mal ruht,
Dat huhlt da butten, dat huhlt sau luht:
Dat bellt un schtampt, dat gröhlt un brüllt
Hoch örwer den Böhmen grulich un wild!“ —
„„Mihn Kind, dat is ne böse Nacht,
Mihn Kind, dat is ne wille Jagd!

En Vaderunser, drei Krieze ant Dohr,
Gottlow, nu sind we sicher dervor!
Nu, kann de Schpauk tau uns nich rin,
Nu legg deck to Bedde, mihn Kind, schlap in!““

„Ja schlapen, schlapen bi saunem Gebruhs?
De Fenster bewwern, et bewwert dat Hus.

Et is, as rullte de Dönnder sau hart,
Dei Teilen dei rattern, de Danne dei knarrt.
Gebell un Geschricht un Pietschenknall
Un willes Raupen all öwwerall.“ —
Doch endlich schwicht et; de dulle Schpauk
Fohrt treckt e öwwer Wohld un Brauk.

Wiet um is stille, deipe Ruh,
Ahn' Himmel flimmern de Schtären sau gluh:
De Mahnd dei schpeigelt sienen Schtrahl
In 'n Beeke ahf in 'n Wieschendahl,
Un Grahs un Blaumen weiseln in 'n Wind:
„Nu schlape ruhig, schlap in, mihn Kind.“

J. G. Kohl.

Die Walpurgisnacht auf dem Blocksberge.

1.

Wenn der Monat April mit seinen Schneestürmen vorüber ist, in der Nacht zum 1. Mai, der sogenannten Walpurgisnacht, da ziehen von allen Seiten die Hexen und Hexenmeister zum Blocksberge, um dort mit dem Teufel ein großes Fest zu feiern. Wie der Wind sausen sie durch die Luft auf Besenstielen und Ofengabeln, Butterfässern und Baumstämmen, Ziegenböcken und Katzenschwänzen, oder auch auf Menschen, die sie unterwegs antreffen. Die meisten setzen sich rücklings auf ihr Reittier, das sie nehmen, wo sie es gerade finden; doch dürfen sie keinen Stall betreten, der durch drei Kreuze geschützt ist. Einige bestreichen die Besenstiele vorher mit Hexensalbe oder reiben sich selbst damit ein; andere sprechen:

„Fahre hin,
Nach dem Blocksberg steht mein Sinn!“

oder sonst einen Zauberspruch, und im Hui! fliegen sie durch den Schornstein dem Blocksberge zu.

Wen es gelüstet, die seltsamen Reiter zu erspähen, der umgürte seine Brust kreuzweise mit einem hanfenen Seile und setze sich still auf einem Kreuzwege unter zwei aneinander gelehnte Eggen. Doch wehe! wenn auch nur ein Zipfel seines Rocks hervorschaut, so ist er verloren. Das vorübersausende Gesindel reißt ihn mit sich hinweg, treibt allerhand Schabernack mit ihm oder dreht ihm gar den Hals um. — Gelingt es ihm aber, unbemerkt einer Hexe ihr Sprüchlein abzulauschen, so mag er sich ruhig mit einschleichen in das Gebiet der höllischen Geister auf des Harzgebirgs düsterem Gipfel.

Dichte Nebel umhüllen die verkrüppelten Fichten und die wunderlich gestalteten Klippen des Blocksberges mit dem Zauberschleier der Nacht. Aus den Brockenmooren tauchen bläulich flimmernde Irrlichter empor, und halb verfaulte Baumstämme schimmern in blassem, unheimlichem Gefunkel. Da plötzlich erbraust ein gewaltiger Sturm um das kahle Haupt des Berges; die ersten Hexen rasen heran, und das Geschrei der von ihnen aufgescheuchten Nachtvögel wird übertönt von ihrem schauerlichen Gesang:

„Die Hexen zu dem Blocksberg ziehn,
Die Stoppel ist gelb, die Saat ist grün,
Dort sammelt sich der große Hauf,
Herr Urian sitzt oben auf.“

Sind all die unholden Geister oben auf dem Brocken angekommen, so kehren sie mit den Besen den Schnee weg, der am 1. Mai noch den Gipfel des Berges bedeckt. Bald flackert ein lustiges Feuer empor, das mit den Ofengabeln zu lodernder Glut entflammt wird. Der Teufel besteigt dann seine Kanzel und hält vor der zahlreichen Versammlung eine zündende Rede. Inzwischen ist auf dem Hexenaltar ein weithin duftendes Mahl bereitet, an dem alle erschienenen Hexen und Hexenmeister teilnehmen; den Wein dazu liefert der Hexenbrunnen. Ein großes Hexenbankett bildet den Schluß des Festes. Der Teufel geigt auf einem Pferdekopf oder pfeift auf einem Katzenschwanz, und in wildem Reigen um-

kreisen die Hexen und Zauberer ihren Herrn und Gebieter und schwingen die flammenden Feuerbrände hoch empor. Bald wird auch der Satan selbst mit in den wüsten Trubel hineingezogen. Er sucht sich die schönsten der Hexlein aus und schwingt sie in wirbelndem Tanz, bis sie ermattet zusammenbrechen. —

Wenn in den Tälern die Hähne krähen und das erste Morgenlicht seinen Schimmer um den Brocken ergießt, verschwindet der tolle Spuk; und wie die Unholden gekommen sind, so fliegen sie wieder von dannen, und bald ist ihre Spur verloren.

Nach Gräße, Günther u. a.

2.

Ein Bergmann hat immer darüber gespottet, wenn die Leute gesagt haben, die Hexen reiten in der Walpurgisnacht nach dem Brocken. Öfter hat er dann gesagt: „Wenn mir nur einmal solch ein altes Tier in die Quere käme, ich wollte es schmeißen, es sollte die Beine aufkehren! Was will denn solch ein Gerippe von altem Weibe, das nur aus Haut und Knochen zusammengesetzt ist, gegen unser einen." „Na, na," spricht die alte Nachbarin, die nebenan gewohnt hat: „Napper, Napper, su wos Lächtes iß es doch net, sune Reiterin obzuschmeisen: nammt Ich an Wulperscheahnd in acht!" „Possen, nichts als Possen," hat er dann gesagt, „ich will ihr's schon geben, daß ihr das Reiten vergehen soll." Darauf hat die Alte geschwiegen.

Nun kommt die Walpurgisnacht. Den Abend wird knollig geschossen: es ist gewesen, als wenn der Feind angekommen ist: mit Katzenköpfen, Flinten, Büchsen und Pistolen. Jeder hat sein Knalleisen an dem Abend tüchtig gebraucht, und je stärker es geknallt hat, desto mehr hat man sich darüber gefreut. Den Abend — es ist so gegen neun gewesen — muß der Bergmann anfahren: er hat Order gekriegt, im Schacht hat's gebrochen, er soll dem Ausrichter helfen. Wie er nun auf die Bremerhöhe kommt, da saust denn ein Schwarm alter Weiber heran durch die Luft: das ist ein Geschrei und Gejöhl gewesen, als wenn alle Teufel los sind. Eine kommt herunter, stülpt den Bergmann um, er mag wollen oder

nicht, und setzt sich auf ihn, und da geht's — hast du nicht gesehen — durch die Luft fort hinter den andern her nach dem Brocken. Er kann kaum atmen, dabei ist das alte Weib so schwer, daß es ihm die Knochen fast eindrückt.

Um elf kommen sie auf dem Brocken an, da wird er erlöst; sie steigt ab, und der Bergmann fällt halb tot auf die Erde. Da umzingeln ihn nun die andern Hexen und tanzen um ihn, und der Teufel ist auch dazwischen. Dann richten sie ihn auf und fragen ihn, ob er auch schweigen könne, oder ob er lieber in Öl gebraten werden wolle? Wer will sich aber gern in Öl braten lassen! Er sagt also, er wolle keiner Menschenseele etwas wieder sagen von den Hexen. Da spricht der Teufel, wenn er sich je ein Wort verlauten ließe, so wäre er ein Kind des Todes. Die Hexen haben dann aber eine Schande getrieben, das darf man gar nicht sagen.



Wie's nun so gegen Morgen geht, da macht sich der ganze Schwarm wieder auf, und die eine Hexe kriegt unsern Bergmann wieder her, setzt sich darauf, und nun geht's wie unsinnig durch die Luft und zurück bis nach der Bremerhöhe bei Klausthal. Auf der Stelle, wo ihn das Hexenweib gefaßt hat, da geht's wieder nieder, und er ist frei. Ein paar Stunden hat er erst gelegen und hat sich erholen müssen; dann kriecht er langsam nach Haus.

Seine Frau ist schon wieder aufgestanden und will eben fort in den Wald und eine Tracht Holz holen, als er nach Haus kommt. „Ach, Frau," sagt er, „bleib da. Ich hab eine schlechte Nacht gehabt. Geh hinaus in die Küche und leg ein bischen Holz in den

Ofen, ich habe geschwitzt; daß ich mich umziehen kann." Sie geht hinaus und tut's. Da erzählt er dem Ofen sein Schicksal; seine Frau steht am Ofen beim Einheizen und hört's, kommt herein, sagt aber nichts. Eine halbe Stunde danach kommt auch das alte Weib, die Nachbarin, und spricht: es wär' sein Glück, daß er's dem Ofen und keinem Menschen erzählt hätte, sonst sollte er sehen, wie's ihm ginge. Da wissen sie, daß das eine Hexe gewesen ist. Die Frau sagt's weiter, und sieh, die infame Hexe wird verbrannt. Da ist ihr gerade recht geschehen.

August Ey.

Jungfrau Ilse.

Hoch oben am felsreichen Brocken entspringt ein liebliches Harzflüßlein, die Ilse genannt. In munteren Sätzen eilt sie über Gestrüpp und Gestein ins Tal hinab und rauscht unweit Ilsenburg zwischen zwei mächtigen Felsen dahin, deren Granitschichten bei einer Erderschütterung voneinander getrennt zu sein scheinen. Der höchste von ihnen heißt der Ilsenstein; sein Gipfel ist durch ein eisernes Kreuz geziert, das der Graf von Stolberg-Wernigerode dem Gedächtnis der Gefallenen aus den Freiheitskriegen errichtet hat. Gar Wundersames weiß auch die Sage zu melden von diesem Felskoloß und dem klaren Gewässer zu seinen Füßen.

Bei der Sündflut flohen zwei Geliebte dem Brocken zu, um der immer höher steigenden allgemeinen Überschwemmung zu entrinnen. Endlich standen sie auf einem gewaltigen Felsen, der hoch aus dem wogenden Meer emporragte. Von hier aus sahen sie das ganze weite Land von der Flut bedeckt, und Häuser, Menschen und Tiere waren verschwunden. So standen sie dort einsam und schauten in die schäumenden Wogen, die am Fuße des Felsen sich brachen. Aber noch höher schwoll die Flut, und schon dachten sie daran, über einen noch wasserfreien Felsrücken weiter zu fliehen und den Brocken hinanzuklimmen, der gleich einer Insel über die alles verschlingende See hervorschaute. Da erbebte unter ihnen der

Fels und spaltete sich jäh gerade an der Stelle, an der sie mit fest verschlungenen Händen standen. Auf der linken Seite, dem Brocken zugewandt, stand die Jungfrau, auf der rechten der Jüngling. Krachend und donnernd klafften die Felswände weiter voneinander, und Jüngling und Jungfrau stürzten gemeinsam in die Fluten. Die Jungfrau hieß Ilse, und ihren Namen tragen Fluß und Felsen noch heute.

Noch alle Morgen schließt sie den Ilsenstein auf, sich in der Ilse zu baden. Nur wenigen ist es vergönnt, sie zu sehen; aber wer sie kennt, preist ihre wunderbare Schönheit und Herzensgüte. Einst fand sie frühmorgens ein Köhler, grüßte sie freundlich und folgte ihrem Winken bis vor den Fels. Die Jungfrau klopfte dreimal an, da öffnete sich das steinerne Tor. Sie nahm dem Köhler seinen Ranzen ab, ging damit hinein und brachte ihn gefüllt zurück. Doch gebot sie dem Köhler, er solle ihn erst in seiner Hütte öffnen. Die Schwere fiel ihm auf, und als er auf der Ilsenbrücke war, konnte er sich nicht länger enthalten, machte den Ranzen auf und sah — Eicheln und Tannäpfel. Unwillig schüttelte er sie in den Strom; sobald sie aber die Steine der Ilse berührten, vernahm er ein helles Klingen, und er sah nun mit Schrecken, daß er Gold verschüttet hatte. Schnell wickelte er den kleinen Überrest, der sich noch in den Ecken des Sackes befand, zusammen und eilte damit zu seiner Hütte. Er fand aber des Goldes noch so viel, daß er sich ein kleines Gütchen kaufen konnte. —

Nach einer andern Sage stand auf dem Ilsenstein vorzeiten ein stolzes Schloß. Darin wohnte der Harzkönig Ilsung mit der Prinzessin Ilse, seinem zauberhaft schönen Töchterlein. Drunten im Tale aber hauste eine Hexe, deren Tochter Trute über alle Maßen häßlich aussah. Viele Freier warben um Ilse, aber niemand begehrte der Hexentochter.

Einst ritt ein stattlicher Ritter namens Rolf durch das Tal. An dem fand Trute Gefallen, und sie bewog ihre Mutter, ihn mit Zauberkünsten zu umstricken, daß er bei ihr bliebe. Dennoch gelang es ihm nach einiger Zeit, den unholden Weibern zu entfliehen. Er gelangte nach König Ilsungs Schloß, sah die holdselige Ilse

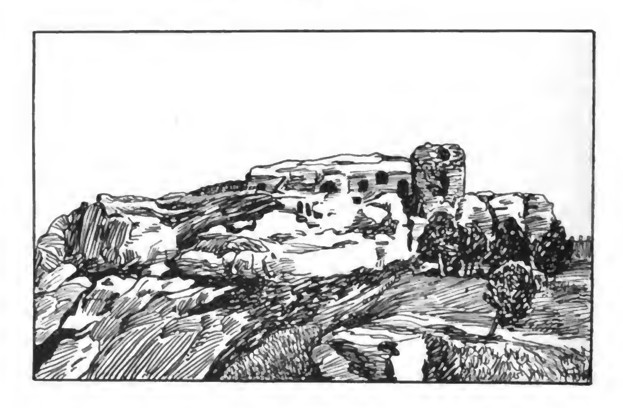
und blieb freiwillig in ihrem Dienste. Bald gab ihm der alternde König die Hand seiner einzigen Erbin. Aber die böse Trute und ihre Mutter verfolgten ihn mit ihrem Hasse. In einer Walpurgisnacht sandten sie mit Hülfe des Höllenfürsten sündflutähnliche Wassermassen vom Brocken hinab gegen Ilsungs Schloß. Die unterwühlten den Felsen, bis er und mit ihm das Schloß donnernd zusammenstürzte. Nur Ilse rettete sich auf den Gipfel, der nun das Kreuz trägt. Dort wohnt sie seitdem und durchforscht ruhelos die Talschlucht, um ihren ertrunkenen Gemahl zu suchen.

Wer sie erlösen will, der muß ihr in der Mitternacht des ersten Maitages einen Strauß Waldblumen vom Ilsenstein überreichen; doch sind die richtigen schwer zu finden. Wehe aber dem, der sie zu belauschen wagt, wenn sie sich in dem klaren Wasser ihres Flusses badet! Er wird von ihr in eine altersgraue, mit zottigen Flechten behangene Tanne verwandelt, wie deren schon gar viele ihre Wohnung umstehen.

Nach Grimm u. Günther.



Der Regenstein.



Im fünften Jahrhundert nach Christo soll es gewesen sein, als Melverich, der König der Thüringer, zum Kriege gegen das freie Volk der Sachsen aufbrach. Über die Harzberge kam er mit seinen Scharen nordwärts gezogen, und wo heute Schloß und Stadt Wernigerode liegen, entbrannte der heftige Kampf der beiden Völkerschaften. Mit Löwenmut und größter Tapferkeit drangen die Sachsen auf die Feinde ein. Die Thüringer wurden gänzlich geschlagen und mußten sich hinter das Gebirge zurückziehen, das bis auf den heutigen Tag die Grenzscheide zwischen Sachsen und Thüringen geblieben ist.

Überall im Sachsenlande erscholl lauter Siegesjubel, und rühmend und preisend nannte man den Namen des Heerführers Hatebold, der beim Kampfe an der Spitze seines Volkes gestanden. Um sich ihm dankbar zu beweisen, gelobten seine Mannen, ihm eine Burg zu bauen an der Stelle, welche er sich erwählen würde.

Da schaute Hatebold auf zu den Harzbergen, die schroff und steil aus der Ebene aufragten, und als er die aus mächtigen Felsen getürmte Bergreihe, auf der jetzt die Trümmer des Regensteins liegen, erblickte, rief er in der sächsischen Mundart, in der „Rege" Reihe bedeutet, aus: „In jene Regen Steine, die so stolz ins Tal ragen, lasset uns eine Burg bauen."

Und so geschah es. In das Gestein selbst höhlte man Hallen und Gemächer, Keller und Burgverlies und schuf eine uneinnehmbare Felsenfestung, deren Reste noch heute vorhanden sind und um welche Sage und Geschichte einen Kranz von wundersamen Begebenheiten geflochten haben.

So wurde einst von dem Grafen von Regenstein im feuchten, schaurigen Burgverlies, das tief in das Innere des Felsen eingehauen ist, ein Edelfräulein gefangen gehalten. Ihr Vater war der Besitzer der benachbarten Heimburg. Frühe hatte sie das Minnewerben eines jungen schönen Ritters erhört, sich mit Hand und Mund ihm verlobt und den Ring als Zeichen der Treue von ihm empfangen.

Kurze Zeit darauf lernte sie der Regensteiner kennen. Sein heißes Herz entbrannte sofort in Liebe zu dem schönen Mädchen, das aber alle seine Anträge abschlug. Da gewann die Leidenschaft dergestalt Macht über den Abgewiesenen, daß er sich mit Gewalt der Geliebten bemächtigte und sie auf den Regenstein brachte. Er hoffte, sie würde dort, wo kein Entrinnen war, sich ihm in Liebe ergeben und die Seine werden, um ihre Freiheit wieder zu erlangen.

Aber das edle Mädchen gedachte des Versprechens, das sie ihrem Bräutigam gegeben, und weder Bitten noch Drohungen vermochten sie zu bewegen, des Regensteiners Wünsche zu erfüllen. Empört über ihre Weigerung, ließ sie der erzürnte Graf in jenes schaurige Felsengefängnis werfen, in das kaum Sonne noch Mond zu dringen vermochte.

Die Unglückliche führte dort ein entsetzlich elendes Dasein. Von fast ewiger Nacht umgeben, hörte sie nur, wenn Regen und

Sturm laut prasselnd gegen die Felswände ihres Kerkers schlugen. Da kam ein mächtiges Sehnen nach Licht und Freiheit über ihre Seele, und mit der Kraft, die Schmerz und Verzweiflung verleihen, versuchte sie den mürben Sandstein der Felswand zu durchbohren. Mit dem goldnen Ringelein, das ihr Geliebter ihr gegeben, begann sie in dem feuchten Gestein zu schaben ohne Rast und Aufhören. Oft erlahmten ihre Kräfte bei der mühevollen Arbeit, aber die Hoffnung auf Errettung aus ihrer fürchterlichen Lage ließ sie immer wieder von neuem anfangen. Sie bohrte und bohrte mit dem kleinen Werkzeug viele Wochen und Monde lang, bis endlich ihre Ausdauer belohnt wurde. Durch eine kleine Öffnung schimmerte ein schmaler Lichtstreifen, den sie mit Jubel und Freudentränen begrüßte. Das goldene Sonnenlicht verlieh ihr neuen Mut, und die Rettung schien ihr nahe. Von neuer Hoffnung beseelt, hatte die emsig Schaffende bald die Spalte genügend vergrößert, um durch dieselbe entfliehen zu können, und voller Freude schaute sie hinaus in das Land.

Aber von Schwindel und Schrecken ergriffen, fuhr sie zurück. Von der Öffnung aus fiel der Felsen senkrecht in das Tal hinab. Jedes Entrinnen schien unmöglich. Sollte alle Mühe vergeblich gewesen sein und sie ihr jammervolles Schicksal noch weiter tragen müssen? Nein, lieber wollte sie den Tod durch Herabstürzen von der steilen Höhe erdulden. Und konnte denn der gütige Gott, der ihre Unschuld bisher bewahrt, sie nicht dennoch hinabgeleiten? Zagend begann sie den furchtbaren Weg. Mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte, mit Händen und Füßen sich an die glatte Felswand klammernd, kletterte sie von Stein zu Stein und gelangte endlich, wie von unsichtbaren Händen beschützt und gehalten, in das Tal und von dort zur Heimburg zu ihren geängsteten Eltern und in die Arme ihres in Treue harrenden Bräutigams.

M. Eichler.

Die Roßtrappe.

Vor tausend und mehr Jahren, ehe noch die Raubritter die Hoymburg, Leuenburg, Steckelnburg und Winzenburg erbauten, war das Land rings um den Harz von Riesen bewohnt, die Heiden und Zauberer waren, Raub, Mord und Gewalttat verübten. Sechzigjährige Eichen rissen sie samt den Wurzeln aus und fochten damit. Was sich ihnen entgegenstellte, wurde mit Keulen niedergeschlagen. Weiber und Kinder wurden in die Gefangenschaft fortgeschleppt, wo sie Tag und Nacht dienen mußten.

In dem Boheimer Walde hauste damals ein Riese, Bodo genannt. Alles war ihm untertan; nur Emma, die Königstochter vom Riesengebirge, die konnte er nicht zu seiner Liebe zwingen. Stärke noch List halfen ihm nichts, denn sie stand mit einem mächtigen Geiste im Bund. Einst aber ersah sie Bodo jagend auf der Schneekoppe und sattelte sogleich seinen Zelter, der meilenlange Fluren im Augenblick übersprang. Er schwur, Emma zu fahen oder zu sterben. Fast hätt' er sie erreicht; als sie ihn aber zwei Meilen weit von sich erblickte und an den Torflügeln eines zerstörten Städtleins, welche er im Schilde führte, erkannte, da schwenkte sie schnell das Roß. Und von ihren Sporen getrieben, flog es über Berge, Klippen und Wälder durch Thüringen in die Gebirge des Harzes. Oft hörte sie einige Meilen hinter sich das schnaubende Roß Bodos und jagte dann den nimmermüden Zelter zu neuen Sprüngen auf. Jetzt stand ihr Roß verschnaufend auf dem furchtbaren Fels, der Hexentanzplatz heißt. Angstvoll blickte Emma in die Tiefe, denn mehr als tausend Fuß ging senkrecht die Felsenmauer herab zum Abgrund. Tief unten rauschte der Strom und kreiste in furchtbaren Wirbeln. Der entgegenstehende Fels schien noch entfernter und kaum Raum zu haben für einen Vorderhuf des Rosses. Von neuem hörte sie Bodos Roß schnauben. In der Angst rief sie die Geister ihrer Väter zu Hülfe, und ohne Besinnen drückte sie ihrem Zelter die ellenlangen Sporen in die Seite. Und das Roß sprang über den Abgrund glücklich auf die spitze Klippe und schlug seinen Huf vier Fuß tief in das harte Gestein, daß die

Funken stoben. Das ist die Roßtrappe. Die Zeit hat die Vertiefung kleiner gemacht, aber kein Regen kann sie ganz verwischen.

Emma war gerettet. Aber die zentnerschwere goldne Königskrone fiel während des Sprungs von ihrem Haupt in die Tiefe. Bodo, in blinder Hitze nachsetzend, stürzte in den Strudel und gab dem Fluß den Namen. Hier bewacht er als schwarzer Hund die goldne Krone der Riesentochter, daß kein Gelddurstiger sie heraushole. Ein Taucher wagte es einst unter großen Versprechungen. Er stieg in die Tiefe, fand die Krone und hob sie in die Höhe, daß das zahllos versammelte Volk schon die Spitzen golden schimmern sah. Aber zu schwer, entsank sie zweimal seinen Händen. Das Volk rief ihm zu, das dritte Mal hinabzusteigen. Er tat's, und ein Blutstrahl sprang hoch in die Höhe. Jetzo deckt tiefe Nacht und Stille den Ungrund. Kein Vogel fliegt darüber. Nur um Mitternacht hört man oft in der Ferne das dumpfe Hundegeheul des Heiden.

Brüder Grimm.

Die Wunderblume im Selketal.



m Selketal unweit Ballenstedt am Harz, wo die Burg Falkenstein sich erhebt, lebte vor vielen hundert Jahren der junge Schäfer Tidian, ein Sonntagskind. Als er einst am Johannistage seine Herde am Abhang des Berges weidete, fand er eine Blume von wunderbarer Schönheit, wie er sie noch nie gesehen hatte. Er pflückte sie ab, steckte sie auf seinen Hut und erblickte alsbald mit Staunen eine weit geöffnete Grotte, deren Boden mit schimmerndem Goldsand bedeckt war. Eine Stimme hieß ihn nehmen, soviel er begehre. Da er arm war und ein Mädchen liebte, das ihm dessen Eltern verweigerten,

so füllte er seine Tasche und trat fröhlich aus der Grotte, die sich sogleich hinter ihm schloß. Am andern Tage ging er zum Goldschmied in der Stadt, der ihm die wundervoll glänzenden Körner für schweres Geld abkaufte. Von da an fand der Schäfer an jedem Neumond die Grotte offen, vernahm den Spruch und füllte seine Tasche.

Nun wollte sich der Graf von Falkenstein damals vermählen. Er ritt zum Goldschmied und forderte einen Ring von feinstem Golde. Der hieß ihn einen von Tidians Golde nehmen und erzählte ihm auf Befragen, wo dieses herkomme. Der Graf ritt sogleich zum Schäfer, zwang ihm sein Geheimnis ab und holte nun auch von Zeit zu Zeit von dem Golde. Doch je reicher er wurde, desto mehr plagte ihn der böse Geist mit der Furcht, Tidian möchte noch andere zu den Schätzen führen und die Grotte gänzlich leeren. Darum berief er den nichts ahnenden Hirten in sein Schloß, ließ ihn durch zwei Knechte überfallen und grausam blenden. Doch als der Graf am nächsten Neumond wieder in die Grotte trat, vor welcher der Schäfer traurig saß, da rief eine Stimme aus der Tiefe Fluch über ihn, und er kam nie mehr heraus.

Des Schäfers Braut aber heiratete den Blinden und pflegte ihn mit zärtlicher Liebe. Einst als sie am Johannistage mit ihm die Herde hütete, sah auch sie die Wunderblume am Abhang des Berges und vernahm eine Stimme, die ihr zurief: „Pflücke die Blume und heile deinen Gatten!“ Sie brach die Blume, strich damit über Tidians Augen, und alsbald konnte er wieder sehen. Nun lebten sie noch viele Jahre froh und zufrieden beisammen, obwohl die Goldhöhle sich nicht wieder öffnete. (Nach G. Klee.

Markgraf Gero.

Auf seiner Burg Gersdorf weilte der gewaltige Bekämpfer der Wenden, Gero, wenn er ausruhte von den Mühen des Krieges. In ihren Hallen oder in der Nähe der Burg ist der Schauplatz eines furchtbaren Ereignisses. Als in der Zeit, da Kaiser Otto am

fernen Rhein (im Jahre 939) kämpfte, wendische Völkerschaften im Norden und Osten die Grenzlandschaften des Reiches bedrängten und besonders im Harz- und Nordthüring-Gau die Fesseln abzuschütteln strebten, zog ihnen Markgraf Gero entgegen. Mit starker Hand hatte er bald die Feinde des Vaterlandes gedemütigt und viele Aufstände mit Umsicht und Kraft unterdrückt. Die Fürsten der Wenden waren aber nach der Demütigung, die ihnen geworden, von Rache gegen den Markgrafen entbrannt und trachteten danach, sie bei gelegener Zeit zu kühlen. Viele Versuche, ihm meuchlings das Leben zu rauben, mißglückten; denn das blitzende Auge Geros und sein stets gewaffneter Arm wußten jede Hinterlist frecher Gesellen zurückzuweisen. Aus jeder Gefahr rettete Gero sein Leben durch Mut und Entschlossenheit.

Doch vermochte all sein Schaffen und Wirken für das Wohl der eroberten Länder nicht, ihm die Herzen der Wendenfürsten zu gewinnen und ihren alten Haß in Liebe zu verwandeln. Er merkte trotz ihres heuchlerischen Wesens wohl, wie sehr sein Leben in Gefahr schwebe, und vermied alles, was diese Gefahr erhöhen konnte. Die Fürsten drängten sich immer mehr in seine Nähe und wurden ihm von Tag zu Tag gehässiger. Endlich beschloß Gero, all diesem Treiben ein Ende zu machen. Er lud dreißig Wendenfürsten zu einer Ratsversammlung und bewirtete sie fürstlich. Das üppige Mahl und der köstliche Wein mundete ihnen, und bald wirkten die starken Getränke auf ihre Sinne. Mehr und mehr stieg ihnen der Wein zu Kopfe. Diesen Zeitpunkt hatte Gero herbeigesehnt. Plötzlich entspann sich ein Streit, und die Schwerter von Geros Freunden blitzten über den Köpfen der Wenden. Unfähig sich zu verteidigen, sanken sie, von wuchtigen Schwerthieben getroffen, röchelnd zu Boden und färbten den Saal mit ihrem Blute. Nur ein Fürst entrann dem fürchterlichen Gemetzel und brachte die Trauerkunde heim in die Wohnungen der Witwen und Waisen. Eine weite Gruft aber nahm die Leiber der Erschlagenen auf. —

Alljährlich am Tage des Blutbades öffnet sich um Mitternacht das große, breite Grab, und bleichen Angesichts und hohlen Auges steigen die Fürsten hervor. Blutige Schwerter blitzen im Monden-

schein, und dumpfes Geschrei wie: „Wehe!“ und: „Rache!“ tönt durch die Luft, bis der Schall der Klosterglocken im kühlen Morgenhauche verweht. Dann kehren auch die schaurigen Gesellen in die kühle Gruft zurück. An demselben Tage soll es um Mitternacht auf dem Chore der alten Kirche in Gernrode nicht geheuer sein, und manches Sonntagskind will den greisen Wendenbändiger gesehen haben, wie er dem Grabe entstiegen und nach seiner Stammburg gewandelt sei.

Heinrich Pröhle.

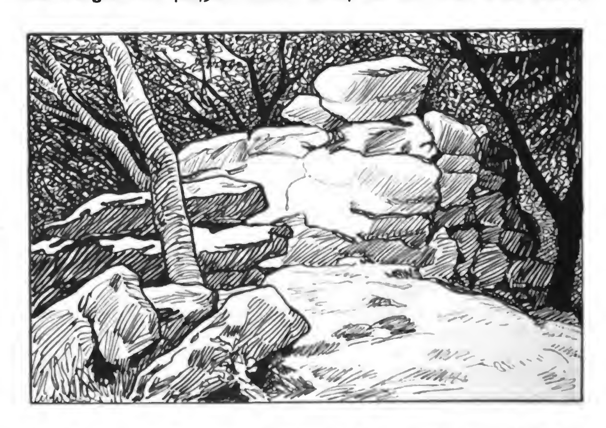


Die Teufelsmühle am Ramberge.

Zwischen den Tälern der Bode und der Selke erhebt sich die Granithöhe des Ramberges, den Harzwanderern unter dem Namen Viktorshöhe als herrlicher Aussichtspunkt bekannt. Granitbrocken und Granitblöcke bedecken den ganzen Abhang des Berges. Fast oben auf der Spitze ragt riesenhaft eine Granitmasse empor, die den Namen Teufelsmühle führt. Mit ihren abgeschliffenen Ecken erscheint sie als ein Überrest eines von Riesenhänden auf-

geführten Baues. Und die Sage kennt auch die näheren Umstände ihrer Erbauung und Zerstörung.

Vor langen, langen Jahren lebte ein Müller, der hatte am Fuße des Ramberges eine Windmühle. Sie stand aber häufig still, weil der Wind nicht von allen Seiten herankonnte. Sehnsüchtig schaute er, wie er es schon oft getan, einstmals nach der Spitze des Berges und seufzte: „Ach, hättest du da oben eine Mühle!



Die würde immer gehen. Aber wie ist das möglich? Müßte sie doch der Stürme wegen gar stark und wohl befestigt sein."

Da trat der Teufel zu ihm und sprach: „Ich will dir auf dem Bergesgipfel eine Mühle erbauen. Sie soll sechs Gänge haben, ohne Tadel und so fest sein, daß sie jedem Sturm Trotz bieten kann. Aber du mußt mir deine Seele verschreiben!" Geblendet durch das lockende Versprechen, antwortete der Müller: „Ja, wenn du die Mühle bis zum ersten Hahnenschrei in nächster Nacht fertig schaffst." Der Teufel willigte ein.

Aber kaum war der Vertrag geschlossen, so reuete den Müller desselben. Der Teufel dagegen ging sofort ans Werk. Er türmte Felsen auf Felsen und baute eine Mühle, wie ihresgleichen noch niemals gesehen war. Mit Entsetzen sah der Müller aus der Ferne, wie der Bau unter den Händen des Teufels wuchs. Bald nach Mitternacht holte dieser den Müller herbei und sprach: „Hier ist die Mühle. Nimm sie hin!"

Der Müller erbebte und suchte in seiner Herzensangst nach einem Ausweg, wie er dem Teufel den Pakt kündigen könne. Prüfenden Blicks beschaute er die Mühle von außen und innen, aber ein Fehler war nicht zu entdecken. Hohnlachend stand der Teufel neben ihm und weidete sich an seiner Angst. Was nun anfangen? Da ward der Müller gewahr, daß noch einer von den sechs Mühlsteinen fehle, und er atmete wieder auf. „Sieh hier die Lücke!" sprach er zum Teufel, „schaffst du mir nicht noch den Stein herbei, so ist unser Vertrag null und nichtig."

Unter gräßlichen Flüchen raste der Teufel von dannen. Als er aber mit dem Steine durch die Lüfte dahersauste, horch! da krähte der Hahn unten in der Mühle. Jauchzend rief der Müller: „Du hieltest dein Wort nicht; der Vertrag ist ungültig." Er sank auf die Kniee und dankte Gott für die gnädige Errettung aus der Hand des Satans.

Diesen aber erfaßte ein entsetzlicher Grimm über den Verlust einer Seele, die er schon so sicher zu besitzen geglaubt. In seiner Wut schlug er die Mühle in tausend Stücke und schleuderte diese weithin über die Bergkuppe. Da flogen Flügel, Räder und Wellen umher nach allen Seiten, und die Felsstücke, aus denen die Mauern aufgeführt waren, folgten. Nach wenigen Minuten war das Werk zerstört und der Ramberg mit den Trümmern übersäet. Wo die stattliche Mühle soeben noch geprangt hatte, stand nur noch ein kleiner Teil des Unterbaues.

Das ist die Felsengruppe, welche noch heute vom Volke zur Warnung „die Teufelsmühle" genannt wird.

Nach Fr. Günther u. dem Lesebuch für anhaltische Volksschulen.

Der Glockenguß zu Stolberg.

Am Hardtwalde bei Steigerthal (im Kreise Ilfeld) steht ein alter Stein, in den eine Glocke und eine Keule eingehauen sind. Was mag er bedeuten?

In Stolberg am Harz wohnte einst ein gar geschickter Glockengießer, und weit und breit erklang von manchem Turm ein lieblich Geläute zur Ehre Gottes, das aus seiner Werkstatt hervorgegangen war. Nun bestellte auch die Stadt Stolberg bei ihm eine Glocke, und voller Freude darüber, daß er seinem Heimatsorte ein Werk seiner Hände hinterlassen konnte, machte er sich an die Vorbereitung zum Guß, um eine Glocke herzustellen, die alle andern, die er geschaffen hatte, weit übertreffen sollte. Aber diesmal wollte ihm der Guß, so viel er auch sann und suchte, durchaus nicht nach Wunsch gelingen.

Verdrießlich unterbrach er seine Arbeit und machte sich auf, um seinen Vater, der ein berühmter Glockengießer in Nordhausen war, um Rat zu fragen. Seinem Gesellen aber befahl er, auf den Tag seiner Rückkehr, den er ihm bezeichnete, alles zur Wiederaufnahme des Gusses bereit zu halten. Damit war der Geselle nun bald fertig, und er sann und zerbrach sich den Kopf, warum dem Meister, mit dem er schon so manche schöne Glocke gegossen hatte, diesmal die Arbeit nicht gelungen war. Nach langem Grübeln glaubte er den Grund erkannt zu haben, und nun arbeitete er rastlos Tag und Nacht, um den Meister freudig zu überraschen, und siehe, der Guß gelang vortrefflich.

Doch jetzt mischte sich in seine Freude und Genugtuung auch die Besorgnis, ob der Meister seine Eigenmächtigkeit gutheißen werde, und er beschloß, ihm entgegenzuziehen und ihn zu besänftigen. Er traf ihn am Hardtwalde bei Steigerthal, wie er sich da niedergelassen hatte, um sich von dem anstrengenden Marsche zu erholen. Verwundert schaute der Meister auf, als er den Jüngling wider Verabredung ihm entgegenkommen sah, und erkundigte sich nicht ohne Besorgnis, wie es zu Hause stände. Da konnte dieser das Geheimnis nicht länger bewahren, und er erzählte dem Meister, wie

alles gekommen war, und daß die Glocke nun fertig und wohlgelungen zu Hause stehe. Je weiter er sprach, desto dicker schwollen dem sonst so milden Meister die Zornesadern; die Scham, von seinem Gesellen übertroffen zu sein, wurde zur grimmigen Wut, und ohne zu wissen, was er tat, sprang er auf, ergriff seinen Knotenstock und versetzte dem Jüngling einen so gewaltigen Hieb über das Haupt, daß er lautlos zusammenbrach.

Als er den unglücklichen Gesellen blutüberströmt und brechenden Blickes am Boden liegen sah, da erwachte er aus seinem Zornestaumel; das Entsetzen ob der gräßlichen Tat, die seine Hand verübt hatte, packte den starken Mann, und von Gewissensangst gejagt, eilte er von dannen. Doch bald kehrte er um und lief denselben Weg wieder zurück; vielleicht war der Unglückliche noch zu retten, der Blutstrom noch zu stillen. Vergebliche Hoffnung — er lag starr und kalt, mit gebrochenem Auge da.

Nun irrte er die ganze Nacht unstät und flüchtig im Walde umher. Als aber der Morgen anbrach, wurde er ruhiger in seinem Gemüte; denn er wußte nun, was er zu tun hatte. Er ging nach Stolberg und stellte sich dem Gerichte, und da er selbst alles, ohne sich zu beschönigen, eingestand, so bedurfte es keiner langen Untersuchung; er wurde zum Tode verurteilt und nach der Hinrichtung an der Stelle eingescharrt, wo er zum Mörder geworden war. Der erschlagene Jüngling aber wurde auf dem Kirchhofe des jetzt wüsten Dorfes Grumbach begraben.

Aus Fr. Günthers Sagenschatz der Harzlande.

Das Ilfelder Nadelöhr.

Bei dem Kloster Ilfeld zur linken Hand, gleich bei dem Harzfahrwege, steht aus einem hohen Berg ein starker Stein hervor, der in seiner Mitte eine enge und schmale durchgehende Höhle hat und das Nadelöhr genannt wird. Wenn die Knechte aus Nordhausen und den umliegenden Örtern zum ersten Male in den Harzwald hinter Ilfeld nach Brennholz fahren, so müssen sie mit großer Müh und Beschwerde dreimal durch dieses Nadelöhr kriechen und

werden dazu noch beim Ein- und Auskriechen von ihren Kameraden mit Peitschenstielen tapfer abgeschlagen. Wollen sie diese Kurzweil nicht ausstehen, so müssen sie sich mit Geld loskaufen. —

Vom Ursprung dieses Steines erzählt die nachfolgende Sage: In dem felsichten Behrtale lebte auf seiner Burg Graf Ilger von Bielstein und bewachte den Eingang ins Gebirge, den man später die „Porta Ilefeldensis“ genannt hat. Ohne Unterschied beraubte und mordete er, was er von seiner Raubfeste erspähte, und keiner, der die Straße zog, war seines Lebens sicher. Auf allen Gipfeln der Berge, die hier steil und schroff emporragen und die das Volk nach ihrer Form den Gänseschnabel, Mönch- und Brotstein benannt hat, lauerten Wächter des Grafen und taten kund, wann eine Beute nahe war.

So zog auch einstmals Graf Konrad von Beichlingen, ein Sohn des Grafen Otto von Nordheim, mit einer kleinen Schar Reisiger durch diese Waldungen nach dem Erbe seiner Väter. Da brach unvermutet der Raubritter aus seiner Burg hervor und tötete den Edlen von Beichlingen mit seiner ganzen Mannschaft, daß auch nicht einer entkam, um die Tat zu verkünden.

Aber kaum war diese Untat geschehen, so erhoben sich, überdrüssig der vielen bösen Taten, die da über ihren Häuptern verübt wurden, die Berggeister und Kobolde aus ihren Klüften und Felshöhlen, wälzten ungeheure Felsblöcke in das Tal, trieben die Behre aus ihren Ufern, daß Ilgers und seiner Leute Besitzungen gänzlich überschwemmt wurden. Alle Wege waren gesperrt; nur eine Öffnung hatte sich in einem gewaltigen Felsen gebildet, ähnlich einem Nadelöhr, durch das man hindurchkriechen mußte, um auf die andere Seite des Tals zu gelangen. Ilger gelobte, zur Büßung seiner Sünden und um die Berggeister zu versöhnen, an dem Orte, wo er Konrad erschlagen, eine ewige Lampe zu stiften und ein Kloster zu erbauen. Alsbald beruhigten sich die Geister des Gebirges, und der Fluß ging ruhig wieder in sein Bett zurück.

Ilger hielt Wort und stiftete die ewige Lampe samt dem Kloster Ilfeld. Zur Erinnerung an die Begebenheit aber kam der zu Anfang geschilderte Brauch auf. Nach Grimm u. Harrys.

Die vier Hufeisen.



Zu Ellrich in der „Trauben",
In frühster Morgenstund,
Mit Panzerhemd und Hauben
Drängt sich die Tafelrund.

Sie waren spät geritten
Durch Berg und Wald und Bruch,
Manch Kleinod ward erstritten:
Das bringt dem Wirt Besuch.

Das ist ein Pokulieren
Bei wucht'gem Becherklang,
Das gibt ein scharf Turnieren
Zum wilden Rundgesang:

„Hei, Psalm und Paternoster
Und heil'ger Feiertag!
Was schiert uns Pfaff und Küster!
Wir sind beim Trinkgelag.“

„Ich setz 'ne güldne Kette,“
So schreit Graf Klettenberg,
„Wir trinken um die Wette,
Der Riese und die Zwerg!“

„Juchheißa! Lassen's gelten!
Fiducit hin und her!
Potz Kuckuck und potz Velten!
Schenkt ein, wir dürsten sehr!“

Sie pochen und sie bechern
Um Durst und Ritterdank,
Bis ob den trunknen Zechern
Der Graf den Humpen schwang:

„Die Kette überm Koller,
Ha, ha, sie blieb doch mein!
Trieb's manchmal wohl schon toller!
Komm her, mein Rösselein!“

Heim fährt er stolz, gelassen —
Der Weg durchs Städtlein geht —
Bis dort, wo an der Gassen
St. Niklas Kirchlein steht.

Dort hält er, denn es dringet
Von drinnen frommer Ton,
Vom Turm das Glöcklein klinget,
Man singt die Vesper schon.

Die offne Türe ladet
Zum Beten. „Tret ich ein?
Ein bißchen Andacht schadet
Wohl nichts auf guten Wein.“

„Und auch dem Rößlein", denkt er,
Macht's sicher keine Qual."
Und trunknen Mutes lenkt er
Den Rappen durchs Portal.

Lenkt ihn durch die Gemeinde
Mit Hufschlag, Trott und Tritt,
Als ging es gegen Feinde,
Bis zu der Kirchen Mitt'.

Bis zu des Altars Stufen,
Bis wo der Priester steht:
Geklirr von Schwert und Hufen
Mischt keck sich ins Gebet.

Und flüsterndes Entrüsten
Erwachet hin und her:
„Darf so der Spott sich brüsten?
Lebt Gottes Macht nicht mehr?"

Da horch! ein Poltern und Klingen
Viermal mit fremdem Ton:
Vom Huf die Eisen springen —
Dem Frevel ward sein Lohn.

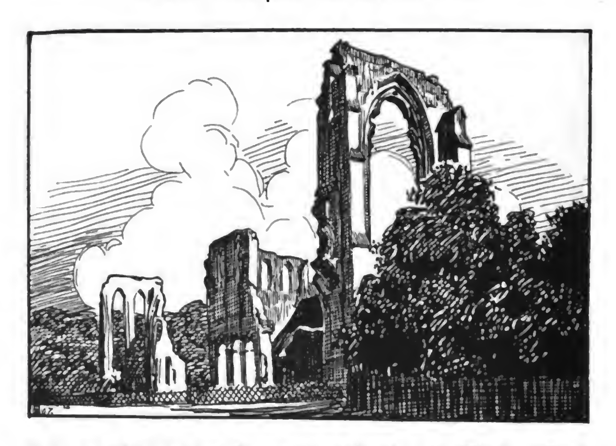
Am Altar sinkt entseelet
Der Ritter und sein Roß.
Sein Trotzen war gefehlet,
Gott sandte schnell Geschoß. —

Vom Klettenberg späht bange
Ein liebend Auge aus:
„Wo weilt mein Schatz so lange?"
Der Schatz kam nie zu Haus.

Doch an des Kirchleins Türe
Schlug man das Wunder an,
Daß stets erbau und rühre,
Was Gott einstmals getan.

Th. Strasser-Aemilius.

Vom Kloster Walkenried.



An der Südseite des Harzes, eine Stunde von Ellrich entfernt, ragen die Ruinen des Klosters Walkenried empor als ernste Zeugen vergangener Zeiten. Hören wir, was die Sage von der Gründung und Zerstörung dieses einst edlen und herrlichen Gebäudes zu erzählen weiß.

Es war eine junge Gräfin von Lohre, Alheidis, Herrn Ludwigs von Lohre Tochter, die war eine grimme Männerfeindin. Sie ließ ihre Freier dreimal um die Burgmauer reiten, das brachte gar manchem den Tod. Es fand sich aber doch einer, der das Abenteuer mannlich bestand, das war Herr Volkmar, Graf von Klettenberg. Und als sie nun diesen geheiratet hatte, da bereute sie ihre Frevel und Sünden und ward eins mit ihm, ein Kloster zu gründen. Beide reisten nach Köln am Rhein und nach Trier und besuchten die Gräber der heiligen Märtyrer und nahmen aus

dem Kloster Kampen siebzehn Mönche mit auf ihr Gut Walkenried. Dort ward im Jahre 1127 ein herrliches Klosterstift nach der Ordensregel St. Benedikts begründet, dann aber in ein Cisterciensermönchskloster umgewandelt. Zweitausend Arbeiter hatten rastlos den Bau gefördert, doch soll er dreißig Jahre lang gedauert haben. Die Grafen von Herzberg und Lauterberg steuerten auch mit zum Klosterbau, sie ließen eine Million Steine anfahren. Gar eifrig erwies sich insbesondere die Gründerin Alheidis, sie opferte selbst ihren Schmuck zum Besten des Klosterbaues und legte Segen und Fluch auf ihn, nämlich Fluch für den, welcher den Bau schädigen und das Kloster berauben würde. Der Fluch für solchen unfrommen Räuber lautete hautschaurig: „Verflucht seien alle seine Werke! Verflucht sein Ausgang und sein Eingang! Verflucht sei sein Leben und verflucht sein Sterben! Sein Tod sei wie eines Hundes Tod! Wer ihn begräbt, der werde vertilgt! Verflucht sei die Erde, darin er jenen begräbt, und so der Räuber nicht Buße tut, so bleibe er bei dem Teufel und seinen Engeln in dem ewigen Feuer!“ —

Wo so christlich gebetet und daneben die allerhöchst verschwenderischste Pracht zum Aufbau und Ausschmuck des Stifts verwendet wurde, daß man den von Kreuzgängen umgebenen Garten das Paradies nannte, da mußte der Teufel auch dabei sein. Selbiger hat sich im Kloster viel und mancherlei zu schaffen gemacht, absonderlich aber seine Tücke im Bauernkriege gezeigt, wo er seine größte Freude daran gehabt, das überaus herrliche Gotteshaus und die wundervollen Klostergebäude aus purer Lust am Frevel zerstören zu sehen, so daß daraus Behausungen der Vögel und Füchse wurden. Die Bauern exerzierten damals mit Waffen gewaltiglich, und alle Welt sollte ihr lieber Bruder sein. Da war bei der Walkenrieder Bauernwehr ein kecker Schafhirt aus Bartolfelde, hieß Hans Arnold, der war Hauptmann, und stolzierte prunkhaft mit Gückelhahnfedern auf dem Schlapphut vor den beiden Grafen von Lohre und Klettenberg her, die in die allerliebste Bauernbrüderschaft gezwungen waren. Drehte sich der Held auf einem Beine um, schwang seinen Spieß und rief: „Siehst du, Bruder Ernst, wie ich Krieg führen und exerzieren kann? Was kannst du

denn, hehehe?" — Graf Ernst von Klettenberg antwortete trocken: „Sei zufrieden, Hänsel! Das Bier gäret wohl, es ist aber noch nicht im rechten Fasse, da hinein es kommen wird!" — Das war ein böses Wort, das nahmen die Herren Bauern sehr übel, und es hätte dem Grafen fast Prügel eingetragen. Er hatte aber doch recht gehabt, denn als das Blättlein sich wendete, so kam schon das Bier in das rechte Faß zusamt der Hefe, und ward der Spieß garstig umgedreht, nämlich manchem kecken Bäuerlein im Leibe.

Ludwig Bechstein.

Der Römerstein.

Wenn man vom Wiesenbecker Teiche bei Lauterberg über die Hohethür zum Ravenskopf hinaufsteigt, so erblickt man den Römerstein, eine starke Klippe, deren schwarze, zackige Felsen hoch in die Lüfte ragen und den Trümmern einer verfallenen Burg täuschend ähnlich sehen. Keine andere Felspartie im Harze hebt sich so scharf und doch so düster von ihrem Hintergrunde ab; denn den Römerstein umziehen auf der dem Gebirge zugewandten Seite fast halbkreisförmig blendend weiße Alabasterfelsen.

Zwei Reiche stießen hier einst mit ihren Grenzen zusammen, das der Riesen und das der Zwerge. Diese wohnten in den Höhlen der Nachbarschaft, namentlich unter dem Sachsenstein, jene türmten aus Furcht vor den klügeren kleinen Nachbarn aus gewaltigen Felsblöcken die Grenzburg auf, deren Trümmer Römerstein heißen. Da ließ der Zwergkönig zur Gegenwehr der Riesenfeste gegenüber jene unübersteigliche Wand von glattem Alabaster aufführen.

Einst durchstreifte ein blühender Riesenjüngling den benachbarten Harzwald, um einen Hirsch oder einen Eber zu erlegen. Da fand er unter einem Baum eine liebliche Jungfrau schlafend, Ruma, des Zwergkönigs jüngste Tochter. Staunend blieb er stehen, da schlug sie die Augen auf und wollte fliehen. Doch Romar — so hieß der Jüngling — sprach ihr freundlich und ehrerbietig zu; so blieb sie und fand bald Gefallen an der Unterredung mit ihm.

Nun trafen sich die beiden, ohne zu wissen und zu ahnen, daß sie feindlichen Völkern angehörten, noch oft auf dem Grenzgebiete, um miteinander zu plaudern; und als Romar sie nach einiger Zeit zur Gemahlin begehrte, sagte die Jungfrau ihm gern ihre Hand zu, doch wies sie darauf hin, daß ihr Vater zur Zeit in den fernsten Gegenden seines Gebietes weile und an seine Rückkehr vorerst nicht zu denken sei. Da er aber ihr, seinem Lieblingskinde, noch niemals einen Wunsch abgeschlagen habe, so sei sie seiner Zustimmung gewiß, und in dieser Hoffnung wurde sie Romars Gattin. Nichts störte das Glück des jungen Paares, und die Jahre flossen ihnen rasch und unmerklich dahin.

So saßen sie eines Tages traulich beisammen und freuten sich des Spieles ihres munteren Knaben, den Ruma auf dem Schoße hielt, da stand plötzlich der Zwergkönig vor ihnen. Bleich war sein Antlitz, weiß wie die Gips- und Alabasterfelsen seiner Burgen erglänzten sein Bart und sein Haupthaar, vom Scheitel war eine Krone der reinsten Kristalle gleichsam emporgeschossen, und das lang herabfließende Gewand aus Asbest umschloß ein Gürtel aus Kalkspat. Zornig rollten seine kleinen Augen unter den buschigen grauen Brauen, als er in dem Gemahl seiner Tochter einen Sohn des Riesenlandes erkannte, und ohne auf dessen redlich gemeinte Rede wie auf die flehentlichen Bitten der ihm früher so lieben Tochter zu hören, rief er durch ein Zeichen ganze Scharen dienstbereiter Zwerge herbei und befahl ihnen, seine Tochter samt dem Knaben in seine Wohnung zu schleppen, den verhaßten Romar aber über die Grenze des Zwergreichs zu peitschen.

Zu Hause angekommen, forderte er dann wutentbrannt von seiner Tochter, daß sie sich für immer von ihrem Gatten lossage; und als sie sich standhaft weigerte, das Gelübde der Treue zu brechen, ergriff er das unschuldige Knäblein bei den Süßen und zerschmetterte es an der Selswand. Seine Tochter aber schloß er in eine finstere Höhle tief im Innern der Berge ein und ließ deren Eingang durch tückische Kobolde bewachen.

Unablässig arbeitete sie hier an ihrer Rettung und Wiedervereinigung mit ihrem Gemahl. Da ihre Mutter eine Wassernixe

gewesen war, so wohnte auch ihr die Kraft inne, sich in eine solche zu verwandeln. Als Quell versuchte sie nun, aus ihrem Gefängnisse, das von den vielen Tränen, die sie dort vergossen hat, noch heute das Weingartenloch heißt, auszubrechen und wieder an das Tageslicht zu gelangen, und eine ganze Reihe tiefer Erdfälle zeugt von ihren Anstrengungen; aber stets schleuderte sie der erbarmungslose Vater wieder in das Innere des Berges zurück. Nur zuweilen, in den Zeiten, in denen den Zwergkönig bei einer gewissen Stellung der Gestirne eine Art Starrsucht befiel, gelang es ihr, bis in den Nixenteich vorzudringen und sich hier eines kurzen Wiedersehens mit ihrem Gemahl zu freuen.

Nach langen Jahren endlich wurden ihre Anstrengungen mit Erfolg gekrönt. Es war ihr nämlich gelungen, unterirdisch so weit vorzudringen, daß sie die Grenze des Zwergreichs weit überschritten hatte, und hier am Rotenberge trat sie nun dreist und ungehindert als mächtiger Quell zu Tage. Ruhme heißt zu ihrem Andenken der Fluß, den dieser speist. Zuweilen rötet sich noch jetzt sein Wasser von dem Blute des gemordeten Knaben, und in der Tiefe des Weingartenlochs erkennt man die Nähe der Wassernixe an dem geheimnisvollen Rauschen unterirdischer Gewässer.

Nach Romar benannte das Volk die Riesenburg den Römerstein.

Aus Fr. Günthers Sagenschatz der Harzlande.

Die Steinkirche.

Im früheren Fürstentum Grubenhagen, unweit Herzberg, liegt das Dorf Scharzfeld. Ehedem war es eine rauhe, unwirtliche Gegend voll felsiger Berge, auf deren Kuppen die Götzenbilder des Krodo und der Ostera standen.

Einst kehrte ein frommer Klausner aus fremden Landen dort ein, um die Bewohner zum christlichen Glauben zu bekehren. Aber diese sahen in ihm nur einen Lästerer ihrer Götter, wollten ihn umbringen und drangen mit tödlichen Waffen auf ihn ein. Da erlosch plötzlich der flammende Osterbrand, düstere Nacht wurde es ringsumher, nur das Haupt des Greises umleuchtete ein blasser

Schimmer. Darüber erſchrak die wilde Schar, zog ſich zurück und beriet mit ihrem Herzoge, was des Fremden Los ſein ſolle. Einſtimmig ſprachen ſie, daß er ſterben müſſe. Wie ſie ihn in feierlichem Zuge zum Richtplatze führten, nahm der Greis dem Nächſten eine hölzerne Streitaxt aus den Händen und ſprach: „So gewiß ich mit dieſem Holze den harten Felſen ſpalten und daraus eine Kirche zur Anbetung des wahren Gottes ſchaffen werde, ſo wahr iſt das Wort, das ich euch verkündet.“

Darauf hieb er mit der Axt nach dem Felſen, und ſiehe, der feſte Stein löſte ſich wie weiche Erde. Da wurden die Bewohner ihres Irrwahns inne, fielen vor dem Greiſe auf die Kniee und gelobten, ſeinen Worten zu glauben. Dann führte der Greis ſie an die Oder hinab und weihte ſie durch die Taufe zu Gliedern ſeiner Kirche. Und immer mehr Gläubige ſammelten ſich aus allen Gegenden um ihn her, um die Lehre des frommen Bekehrers zu vernehmen.

Aus der Höhlung in der ſchroffen Felswand aber entſtand das uralte Gewölbe der Steinkirche mit ihrer Kanzel und ihrem Weihkeſſel.

Hermann Harrys.

Die Oſterjungfrau.



Zu Oſterode, das ſeinen Namen von der heidniſchen Göttin Oſtera haben ſoll, die vor alten Zeiten daſelbſt verehrt worden, liegen auf einem Hügel vor dem Harztore die Trümmer einer Burg. Die Burg iſt ehemals ein ſtattliches Schloß geweſen, und die Herren von Oſterode haben da ihren Sitz gehabt.

Der letzte Herr von Oſterode ſtarb und hinterließ eine Tochter von wundervoller Schönheit. Ein Ritter, Gerhard von der Harzburg, kam und warb um die junge Waiſe, mußte aber ohne Hoffnung wieder abziehen. Darüber er-

grimmte er und beschloß, die Osteroder Burg samt ihren Bewohnern zu vernichten. Ein Zauberer im Morgenlande hatte ihn in den Höllenkünsten unterwiesen. So zog er mit den Seinen auf Osterode zu, nahm und zerstörte die Burg, drang bis zu der schönen Jungfrau und sagte: „Du hast meine Liebe nicht gewollt, zur Strafe dafür sollst du verwünscht sein: als ein greulicher Hund sollst du hinfort tief unten in dieser Burg hausen und nur einmal im Jahre, am ersten Ostertage, als Jungfrau in deiner natürlichen Gestalt unter die Menschen gehen! Dieser Bann soll währen, bis der erstgeborne reine Sohn einer ganz keuschen Mutter dir begegnet, dir folgt in deine finstere Stätte und dich, wenn du wieder in deine Hundsgestalt verwandelt bist, ohne Zagen an die glühende Kette des Gewölbes legt."

Die Leute wissen nun zwar zu sagen, daß der grimme Zauberer für seine böse Tat selbst nicht Ruhe finden kann und sein Geist in dem Gemäuer der alten Burg an jedem Freitage umherwandeln muß: aber auch die arme Verzauberte kann nur einmal alljährlich am Ostersonntage aus ihrem Kerker hervorgehen. Dann erscheint sie überaus schön, in schneeweißem Gewande, schreitet langsam vor Sonnenaufgang dem Bache zu, wäscht sich daraus und wartet, daß sie einer erlöse. Viele Menschen haben sie schon gesehen, und mancher hat Geschenke von ihr bekommen, aber es hat noch keiner mit ihr durch die eiserne Tür kommen können, die ihr Gewölbe verschließt. —

Ein armer Leinweber aus Osterode trug am Sonnabend vor Ostern ein Stück Leinen nach Klausthal. Mit dem Lohn dafür wollte er das Osterfest feiern. Er wäre gern den Abend noch wieder zurückgegangen, aber es war spät geworden, und so im Dunkeln den Weg zu gehen, das schien ihm doch nicht geraten. Er blieb also die Nacht in Klausthal.

Wie aber der Morgen graute, machte er sich wieder auf den Weg: und wie die Sonne eben am Aufgehen war, war er oberhalb der Freiheit — so heißt die Vorstadt, welche der Söseluß von der Stadt Osterode trennt — angelangt. Da sah er, wie eine schneeweiße Jungfrau mit einem großen Bund Schlüssel im Gürtel

auf den Fluß zuging und sich daraus wusch. Betroffen stand er still, und bald gewahrte ihn die Jungfrau und kam auf ihn zu. Ganz ehrerbietig zog er den Hut ab, und wie sie freundlich dankte, da fragte der Leinweber, warum sie denn schon so früh aufgestanden sei und sich aus diesem Wasser wasche. „Das pfleg ich jeden Ostermorgen vor Sonnenaufgang zu tun," antwortete die Jungfrau, „und davon bleib ich immer schön und jung." Der Leinweber fragte weiter, wo sie denn wohne und ob ihr Haus weit von hier sei. „Nicht weit, wenn du Lust hast, will ich dich hinführen." Der Leinweber sah, daß sie eine prächtige Lilie an der Brust trug, und die war so schön, wie er sie sein Lebtag nicht gesehen. Er wußte aber wohl, daß um Ostern noch keine Lilien blühen, also sagte er: „Ihr müßt wohl einen recht warmen und schönen Garten haben, daß Ihr jetzt schon Lilien führt?" — „Geh mit mir," antwortete die Jungfrau, „so will ich dir von den Lilien geben, die in meinem Garten wachsen."

Sie kamen an den alten Trümmerhaufen, der dem Weber jetzt ganz anders und viel besser vorkam als vorhin, und standen vor einer eisernen Tür, die hatte der Weber noch gar nicht bemerkt. Vor derselben, auf einem grünen Platze, blühten drei weiße Lilien; die Jungfrau brach eine und gab sie dem erstaunten Manne und sagte: „Die nimm mit nach deinem Hause und verwahre sie wohl!" Der Leinweber dankte ihr ganz treuherzig und steckte die Lilie an seinen Hut. Wie er wieder aufsah, war die schöne Jungfrau verschwunden; die Tür war auch nicht mehr zu sehen, und die alte Burg stand wieder so traurig und zerfallen da wie immer.

Draus weiß sich der arme Schelm nun gar nicht zu finden und denkt: Es ist das Beste, du gehst zu Haus. Wie er zu Haus kommt, legt er die blanken Harzgulden, die ihm sein Leinen eingebracht, auf den Tisch und den Hut mit der Lilie daneben. Da fragt seine Frau, woher er denn die prächtige Lilie bekommen, die schimmere ja wie eitel Gold und Silber. Da erzählt's der Mann und sagt, es sei ihm von der Blume unterwegs der Hut ganz schwer zu tragen geworden. „Ach," ruft die Frau, „das ist die Osterjungfrau gewesen; und das ist auch keine gemeine Lilie, das

ist lauter Gold und Silber! Du warst zur guten Stunde des Wegs gekommen. Ist die Jungfrau nicht in die eiserne Tür gegangen?" — „Ja, das ist sie, ich wollte auch mit ihr hinein, aber ich konnte die Tür nicht wieder finden." — „Ja, so geht's allen!" sagte die Frau.

Wie die Kirche aus war, ging der Weber mit seiner Lilie zum Goldschmied. Der staunte nicht wenig und sagte: „Die Blume ist vom feinsten Gold und Silber, und ganz Osterode hat nicht Geld genug, sie zu bezahlen. Ich kann dir nur raten, dieses Kleinod eine Zeitlang aufzubewahren: es wird sich schon der rechte Käufer dazu finden."

Da war nun bald unter die Leute gekommen, wie die Osterjungfrau dem armen Weber eine Lilie geschenkt habe, welche die ganze Stadt nicht bezahlen könne, und alle Menschen sprachen davon. Der hohe Rat ließ den Weber aufs Rathaus fordern, daß er aussage, wie er zu der Lilie gekommen sei, und das tat er auch treu und ehrlich und zeigte den Ratsherren die herrliche Blume. Da beschlossen die Ratsherren, sie dem Herzoge zum Kauf anzutragen. Sie gaben dem Weber ein wohl verfaßtes Schreiben an den Herzog mit, und wie er damit im Hoflager angekommen war, wurde er mit dem Herzoge einig, daß er ihm und seinen Kindern, so lange sie allesamt leben würden, ein angemessenes Jahrgeld auszahlte.

Die Lilie wurde nachher nur an außerordentlichen Festtagen gesehen, wo sie die Herzogin trug. Der Herzog aber nahm sie zur Erinnerung in das hochfürstliche Wappen auf, und darin sieht man die drei Lilien bis auf diesen Tag.

Hermann Harrys.

Die Zwerge im Erbsenfelde.

Ein Bauer zu Dorfe bei Osterode hatte ein Feld Erbsen, das wurde ihm jede Nacht bestohlen und zertreten; er mochte Wache stellen, soviel er wollte, alles war vergebens. Eines Tages klagte er dies seinem Nachbar, und der erwiderte: „Das tun gewiß

die Zwerge. Mach einmal ein langes Seil und zieh es rings um das Erbsenfeld, dann knalle plötzlich mit der Peitsche und klappere und lärme, so eilen sie fort, und dabei fällt gewiß dem einen und dem andern die Nebelkappe ab; dann kannst du sie sehen."

Der Bauer tat noch desselbigen Tages, wie der Nachbar geraten hatte; und als er des Nachts mit seinen Leuten knallte und klapperte und lärmte, da stürzten die Zwerge Hals über Kopf aus dem Erbsenfelde, und bei der Gelegenheit verloren mehrere von ihnen die Kappe vom Kopf und wurden gefangen genommen. Sie bettelten und flehten, der Bauer möge sie doch loslassen; er aber wollte nicht hören. Da versprachen sie ihm endlich ein ganzes Fuder Gold, er müsse aber vor Sonnenaufgang kommen und es holen. Der Vorschlag gefiel dem Bauer, und er ließ sie los bis auf einen, welchen er fragte: „Wann geht denn eigentlich bei euch die Sonne auf?" Der Zwerg wollte erst nicht Rede stehen; da er aber nicht anders fort sollte, so antwortete er endlich: „Um zwölf." Der Bauer ließ ihn los und sagte: „Danke schön, werde mich zur rechten Zeit einfinden!" redete indes in den Wind; denn auch der letzte Zwerg war gleich den übrigen verschwunden wie der Blitz.

Nun eilte der Bauer mit den Knechten nach Haus und fuhr mit einem vierspännigen Wagen hin nach dem Felsen, wo die Zwerge hausten. Als er draußen anhielt, hörte er, wie sie drinnen spielten und dabei sangen:

„Dat is gut,
Dat is gut,
Dat dat Büerken dat nich weit,
Dat de Sunne um twölwe upgeit."

Der Bauer lachte, daß er's doch wußte, und pochte an. Sie öffneten, und als er sich nun demnach zu rechter Zeit gemeldet hatte, zeigten sie ihm ein abgeschundenes Pferd, das solle er aufladen und mitnehmen. Ärgerlich darüber, daß sie ihn angeführt hätten, fluchte er und wollte es liegen lassen; doch besann er sich und dachte:

Wat mehr is as ne Lus,
Dat nümmt man midde na Hus —

sollst wenigstens ein Stück abhauen und deinen Hunden geben! Er tat es: als er aber zu Hause ankam und die Hunde füttern wollte, da hatte er einen großen Goldklumpen auf dem Wagen. Schnell fuhr er wieder hin, um das andere auch zu holen: doch alles war verschwunden, Höhle und Pferd, und er mußte leer nach Hause zurück, hatte indes immerhin soviel Gold, als er mit seinen Kindern und Kindeskindern nur gebrauchen wollte.

Carl u. Theodor Colshorn.

Silberhohl.

Unweit des freundlichen Städtchens Seesen am Westrande des Harzes befindet sich links von der nach Braunschweig führenden Eisenbahn, von Gebüsch umgeben, eine Stelle, die, obgleich auf einer mäßigen Anhöhe gelegen, ganz mit Sumpfmoosen bewachsen und mehre Fuß tiefer ist, als der Boden rings umher. Die schaurige Eintönigkeit der Umgegend erfaßt den, der zum ersten Male die Stätte betritt, mit unheimlicher Gewalt, und das klopfende Herz mahnt den einsamen Wanderer, den Ort zu verlassen, an dem es ihn nicht geheuer dünkt.

Das war nicht immer so. Einst stand hier ein prächtiges Schloß, der Sitz reicher Harzritter. Herrlich und in Freuden lebten die Besitzer der stolzen Feste, und weithin schallte das Klingen der Pokale und der Jubelschall der Zechenden. Nichts anderes kannte man auf der Burg als Trinken und Spielen: denn die Herren derselben lebten nur vom Wegelagern und vom Stegreif. Aus ihren sicheren Schlupfwinkeln brachen sie hervor, um dem auf der nahen Frankfurter oder Nürnberger Straße dahinziehenden Kaufherrn die reiche Ladung abzunehmen oder die Habseligkeiten der Umwohner zu rauben. War es doch die Zeit, in der der verwilderte niedere Adel sang:

„Reiten und Rauben ist keine Schand,
Das tun die Besten im Braunschweiger Land.“

In der ganzen Gegend waren die Räuber wegen ihrer Grausamkeit und Rohheit, mit der sie das Wehklagen der Beraubten hohnlachend verspotteten, gefürchtet und gehaßt. Nur die Tochter des Burgherrn, Jutta, war überall geehrt und geachtet. Denn wenn der wüste Vater mit seinen Raubgesellen zu neuen Beutezügen ausgeflogen war, eilte sie von der Burg herab zu den Armen und Kranken, verpflegte sie mit Speise und Trank und verteilte unter die Dürftigen das wenige Geld, das der harte Vater ihr hatte zukommen lassen. Deshalb war das schöne Fräulein in der ganzen Gegend geliebt, und mancher, den sie aus tiefem Elend errettet hatte, verehrte sie wie eine Heilige.

Eines Tages kehrte der Ritter wieder, mit reicher Beute beladen, von einem Raubzuge zurück. An seinem Schwerte klebte das Blut der unschuldig Gemordeten, in deren friedliche Wohnungen er eingebrochen war und deren Habe er geraubt hatte, um sie daheim in wilder Lust zu vergeuden. Wiederum begann das Zechgelage, und bald erklang der Gesang der Fröhlichen. Da erbebte plötzlich die Erde, leuchtende Blitze zuckten vom Himmel hernieder, fürchterlicher als je rollte der Donner. Die Mauern der Burg wankten, der Erdboden öffnete sich, und mit entsetzlichem Getöse sank die Burg in den gähnenden Abgrund, der sie mit allen ihren Raubschätzen verschlang, ohne irgend eine Spur zurückzulassen. Nur eine Vertiefung zeigte hinfort den Ort, an dem einst das Schloß gestanden.

Erstaunt und hoch die göttliche Gerechtigkeit preisend vernahmen die Bewohner der Umgegend am andern Morgen die Kunde von der Vernichtung der Burg. Niemand bedauerte den Untergang des Schreckensortes, nur die gute Jutta wurde schmerzlich vermißt. Mit der Burg verschwand auch der Name derselben, und das Volk nannte fortan den Ort, wo sie versunken, Silberhohl, d. h. Silberloch, da alle die geraubten Schätze hier vergraben lagen.

Nicht lange nach diesem Strafgerichte Gottes lag eine arme Witwe in einem einsamen Hause unweit des Silberhohls auf dem Krankenbette. Zähren des Kummers und des Elends rannen von den Wangen der Unglücklichen, denn ihre drei Kinder hatten hungrig

das harte Lager suchen müssen. Vor Ermattung waren sie endlich eingeschlafen. Nur die geängstigte Mutter konnte die Augen nicht schließen. Jammernd faltete sie die Hände und betete in frommer Demut zu dem Allmächtigen. Unwillkürlich seufzte sie: „Ach, wenn doch nur Jutta noch lebte!" Da öffnete sich leise die Tür. Eine weiße, von einem dichten Schleier umwallte Gestalt trat hinein und



nahte sich dem Bette. Freundlich winkte sie mit der Hand, blickte liebreich auf die schlummernden Kleinen, setzte ein wunderbar geflochtenes Körbchen auf den Tisch, schlug ein Kreuz über die Mutter und verschwand ebenso leise, wie sie gekommen war. Das war Jutta, der zum Lohne ihres frommen Lebenswandels vergönnt war, noch ferner den Armen und Unglücklichen hilfreich zur Seite zu stehen.

Ein tiefer Schlaf überfiel, als Jutta sich entfernt, die Kranke. Als sie am andern Morgen die Augen aufschlug, war sie frisch und gesund. Anfangs glaubte sie, ein Traum habe sie geneckt. Als sie aber das Körbchen erblickte, das mit Goldstücken gefüllt auf dem Tische stand, da erkannte sie, daß Jutta, die liebe fromme Jutta, wirklich bei ihr gewesen. Anbetend fiel sie auf die Kniee und dankte dem Vater dort oben, der sich ihrer erbarmt.

Noch manchen Armen und Kranken hat das Burgfräulein in der Stille geholfen. Und wer sie einmal zu sehen begehrt, der muß in der Neujahrsnacht oder am Johannistag um Mitternacht zum Silberhohl gehen. Dann sieht er dort Jutta in weißem Gewande, mit einem Bund Schlüssel am Gürtel, umhergehen, als suche sie die versunkene Burg.

Nach W. Görges u. Fr. Günther.

Schatzgräberie.

Twischen dem Kilijanslocke un dem Sweuinsrüggen (bei Hahausen, unweit Seesen) da brenne immer ein Geldfuir. Dat harre seck Jochen mit der roen Jacke von heiir nahgrae merket un harre noch seibe Beischeid heseggt: „Wei willt taukomen Monat, den ersten Jiunei, twischen elw un twölw hengahn un willt nahgrawen. Da brennt Geld, un wenn wei et rut hett, denn willt wei ösch dat deilen. Awer kein Wohrt dröwet wei dabei seggen, süß fällt ösch dei Kettel wedder herunder, un denn isset vorbie!“

Allsau wei fanget den ersten Jiunei Punkte elw an un grawet saune halwe Stunne. Da kome wei up den Kettel, un niu denket jöck, dei ganze Kettel is vull Geld. Da könnt je jöck iuse Freude denken! Aber dei Kettel harre ein scheußliches Gewichte. Wei hacken ösch en paar Haister aff un maken ösch Wuchteböme. Sauwei wei nu wuchten willt, da kummt en Keerel, dei sitt uppen Hasen. Wei keeken ösch awer nich ter Halwe, wei wuchten weier. Da keimen uppemal seß Keerels, dei harren alle veirellenlange

Grenze un harren seck alle in der Reege aneinander hepacket. Dat söll ösch balle int Lachen, et ging aber giut. Nahdeme da kummt ein Keerel, dei hett twölf Ellen Tabak hinder seck hersleepen, un taufällig harren wei einen iut Bormhiusen, dei preimecke geeren. Düsse harre all et Miul uppedahn; wei hei awer spräken woll, da renne eck öhne in de Ribben, un nu sweig hei gehörig stille. Nahgrade kreegen wei den Kettel up de Böme.

Niu denket jöck, da komet ne Masse Timmerlui an, un in einem Ogenblicke da harren dei Bengels en Galgen dastahn, ne Rullen daran un en Strick mit ne gehörige Nause. Up einmal seggt dei grote, dei unnen beim Stricke steiht: „Weme söll wei denn erst nehmen?“ Da seggt dei, dei bowen uppen Galgen steiht: „Dene da mit der roen Jacke!“ Un in seiner Dummheit seggt Jochen: „Ne, dat sall jöck mal dei Hund sleitchen!“ un bums — iuse Kettel was weg, dat Lock was tau, un wei wußten nich, wo wei iuteinander stowen.

Aufgeschrieben von einem Schulknaben aus Hahausen.
(Aus Th. Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig.)

Von der Schlacht bei Lutter am Barenberge.

Es war ein heißer Augusttag des Jahres 1627, als die Kaiserlichen mit den Dänen im Engpaß von Lutter am Barenberge zusammentrafen. Vom Mittag bis zum Abend dauerte die blutige Schlacht, die mit der völligen Niederlage des protestantischen Heeres endete. 4000 Dänen, mit ihnen der General Fuchs und viele andere Kriegsobersten, fanden den Tod. Ein großer Teil des niedersächsisch-dänischen Heeres wurde in den nahen Morast des Soltborns gedrängt und dort gefangen genommen. König Christian entkam nur mit genauer Not nach Wolfenbüttel, wo er mit den Worten anlangte: „Ach, wie wird mein liebes armes Volk niedergehauen werden!“

Zahlreiche Erinnerungen an jene heiße Schlacht haben sich in der Umgegend von Lutter bis heute erhalten. So zeigt man

noch an der Landstraße, die von Lutter nach Neuekrug führt, die Stelle*), wo der General Fuchs gefallen ist. Zum Tode verwundet, wurde er nach Nauen auf den Riemenschneiderschen Hof gebracht. Hier in der Wohnstube auf der Bank hinter dem Ofen ist er gestorben. Vor seinem Tode aber hat er noch gebeten, dort begraben zu werden, wo ihn die Kugel getroffen. Das ist denn auch geschehen. Zu seinem Gedächtnis wurde ihm ein Pfahl aufs Grab gestellt, der aber bei der Anlage der neuen Straße ausgerissen ist.

Das Feld an der Landstraße von Lutter nach Neuekrug ist von Blut ganz rot gewesen und heißt darum das Rotfeld oder das Blutfeld. In Lutter führt eine enge Straße hinein, die ist so schmal wie eine Wagenspur. Da ist das Blut stromweis geflossen, so haben sie sich gehauen und gestochen. Die letzten 400 Dänen haben sich in den Turm des Amtshauses geworfen, sind aber alle niedergemacht. —

In der Nacht vom 27. auf den 28. August ist es auf dem Schlachtfelde nicht geheuer. In Hahausen klopft dann jemand an die Türen. Wer hinausblickt, sieht ein kopfloses Pferd, und der Reiter, der darauf sitzt, hat auch keinen Kopf.

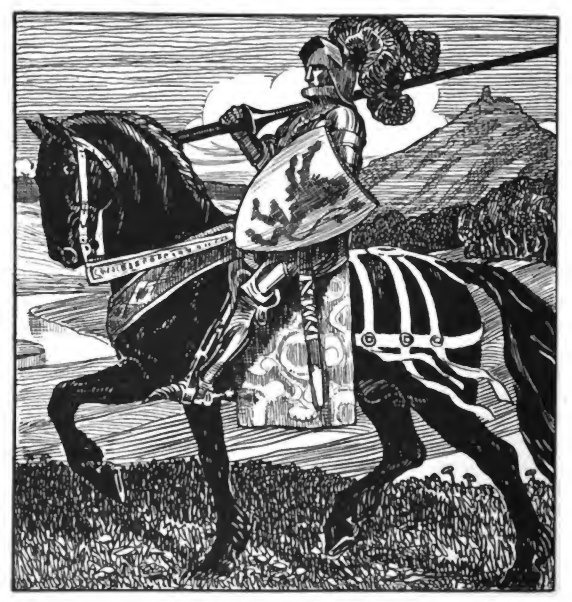
In dieser Nacht fangen in den Dörfern ringsum die Glocken von selbst an zu läuten. Dann stehen am Soltborn und aus den Gräbern die Gefallenen wieder auf. Fünfzig und sechzig schwarze Reiter erheben sich und jagen auf den Pöbbeckenberg. Dann kommen aus dem Radebruche ebensoviel weiße Reiter und kämpfen mit jenen auf dem Berge. Dabei ist in den Lüften großes Geschrei und Heulen. Wer zu der Zeit da vorbeikommt und sich aufhält, um der Geisterschlacht zuzuschauen, fällt hin und bricht ein Bein. Wenn es aber in Hahausen auf dem Kirchturme eins schlägt, ist der nächtliche Spuk verschwunden, und alles ist wieder ganz still.

Nach W. Havemann u. Th. Voges.

---

*) Die Stelle heißt „Am Geimele“, und es ging dort früher ein Trift hinunter.

Thedel von Walmoden.



Im Braunschweiger Land lebte einst ein schlichter und ehrbarer Held, Aschen von Walmoden mit Namen, der war wegen seiner Tapferkeit und Gottesfurcht hin und her berühmt in der Welt. Seine Gemahlin, Berta von Gernrode, war ehrbar und tugendsam wie er, und sie lebten in Frieden und Frömmigkeit miteinander. Dafür segnete sie der liebe Gott, segnete sie mit Hab und Gut, segnete sie insbesondere mit gehorsamen Kindern. Einst

bescherte er ihnen einen Sohn, welchem sie in der heiligen Taufe den Namen Thedel oder Dietrich gaben: den hielten sie zur Zucht und Tugend an, ließen ihn fleißig studieren und sandten ihn, damit er der Künste gewiß werde, gen Paris. Thedel studierte hier fleißig fort, blieb immerdar wacker und brav, und als er nach sechs Jahren frisch und gesund heimkehrte, hatten sie eitel Freude und Ehre von ihm bis an ihren späten Tod.

Als er kurze Zeit nach seiner Rückkehr einer Taufe als Gevatter beiwohnte und die ergreifenden Worte vernahm, welche der Priester über das Kindlein sprach, gingen ihm dieselbigen so sehr zu Herzen, daß er bei sich in seinem Sinn gedachte: „Wollte Gott, du wärest auch also getauft!“ und er hatte nicht eher Ruhe, als bis er den Pfarrherrn gefragt, ob er dereinst auch wohl also getauft sei. Der Priester berichtete ihm, daß über ihn ganz dieselbigen Verheißungen ausgesprochen seien, und da wurde der Thedel froh und unverzagt und antwortete aus seinem Gemüt und Herzensgrund: „Gott sei Lob und Preis! Nun fürchte ich mich selbst vor dem Teufel nicht, sintemal er mir nicht ein einziges Haar krümmen kann. Froh und frei wage ich's mit dem Bösewicht!“ Solche Rede verdroß den Teufel sehr, und er sann hin und her, wie er den kühnen Ritter zu Fall bringen möge.

Lange nachher entschliefen des Junkers Eltern in dem Herrn. Da erbte Thedel viel Geld und Gut und überkam auch das Haus Lutter am Barenberge, woselbst er von nun an lebte, wie es einem christlichen Ritter ziemt, und wie er es auch gar nicht anders gewohnt war. Einst ging er mit seinem Schreiber auf ein weit Feld bei Brelem, welcher Ort „die Har“ genannt wird, und sie lauerten Hasen und Füchsen auf. Als sie nun da so standen, siehe, da kam ein großer Zug Reiter einhergesprengt: Verstorbene waren es aus Thedels Heimat und ihm wohlbekannt. Voran ritt auf einem feinen schwarzen Pferde ein schwarzer Mann mit einer großen schwarzen Fahne: der Teufel selber war es, der mit seiner unheimlichen Schar die Luft durchstreifte. Thedel, der kühne und edle Held, gab Garn und Schlingen an den Schreiber und eilte auf fünf Ritter zu, die hinterher trabten. Da kam einer derselben,

der auf einer schwarzen dreibeinigen Geiß saß und dem Helden bekannt war, auf ihn zu und fragte ihn: „Was stehet Ihr hier so einsam? Suchet Ihr Abenteuer und habt Ihr Lust, Lieb und Sinn, mit uns nach dem heiligen Grabe zu ziehen, so springet flugs auf meinen dreibeinigen Bock und sitzet hinten auf! Ihr könnet Euch gar das schwarze Pferd verdienen, auf dem der schwarze Mann dort sitzet; Ihr müßt aber auf dem ganzen Weg nicht reden, denn sonst bräche Euch der böse Feind den Hals. So Ihr mitziehet, könnet Ihr daselbst ohne Strafe und Pein verweilen bis in die andere Nacht; wenn aber dann zum drittenmal der Kirchring umgezogen wird, so müßt Ihr nicht länger säumen." Thedel schwang sich in Gottes Namen auf und machte sich unverzagt ins Feld. Als sie ans Meer kamen, setzten sie über die kleine Pfütze und waren in der heiligen Stadt. Thedel betete am Grabe des Erlösers, verewigte dort sein Gedächtnis durch eine gemalte Denktafel, ging zum heiligen Abendmahl und trauete Gott dem Herrn.

Als der Held sich nun weiter in Jerusalem umsah, erblickte er unvermutet ein gar liebes Gesicht: Herzog Heinrich war es mit seinem Löwen. Kaum hatte der gewaltige Fürst ihn gesehen, als er ihm die rechte Hand gab und zu ihm sprach: „In zwei Jahren habe ich nun nichts aus dem deutschen Land vernommen; wie kommst du hierher, und wie steht's daheim? Wie geht's zumal unserer lieben Gemahlin mit den Kindern und wie unsern Räten samt allen Getreuen?" Thedel erzählte ihm sein Abenteuer und berichtete alsdann, wie es der fürstlichen Gemahlin und den Kindern samt dem ganzen Lande wohlgehe; „doch", fügte er hinzu, „das Gerücht ist landkundig, Ihr wäret mit allen Rittern ertrunken, und so Ihr nicht auf Michaelis wiederkehrt, will die edle Fürstin den Pfalzgrafen ehelichen". Der Herzog erschrak, nahm den Thedel mit in seine Herberge, ließ ihn mit sich speisen und gab ihm dann wichtige und wohlpetschierte Briefe, die er daheim besorgen solle.

Je näher die bedungene Frist ihrem Ende kam, um so eifriger suchte der Teufel den Ritter zum Sprechen zu bewegen; Thedel indes widerstand den Lockungen, so schlau sie auch berechnet waren, und nachdem er sich auf solche Weise das schwarze Pferd errungen

hatte, saß er auf und ritt von dannen und ritt immerzu, bis er bei Lutter auf die Har kam, allwo er den Schreiber noch beim Hasengarn antraf. Der treue Diener, der vor Schrecken und Angst grau geworden war, wurde hoch erfreut, als er den lieben Herrn stark und gesund wiederkehren sah, pries und lobte Gott, hing das Jägerhorn an das schwarze Pferd, und die beiden trabten wohlgemut gen Lutter. Hier brachte ein Knecht das Tier in den Stall, erkundete von dem Helden mit Fleiß, auf welche Weise es anzubinden, zu zäumen und zu satteln sei, und mußte es nach des Schwarzen Anweisung mit glühenden Kohlen und Dornwachsen füttern. Nun hätte schier jedermann gar gern gewußt, woher das seltsame Tier stamme; der Ritter indes verriet nichts, denn der Schwarze hatte zugleich gedroht, sobald jener melde, woher er es genommen, müßte er am dritten Tage darauf gewißlich sterben.

Nachdem Thedel von seiner Hausfrau Anna herzlich bewillkommnet war und er auch ihr das Abenteuer erzählt hatte, ohne jedoch den Geber des Pferdes zu nennen, gingen sie zu Tisch und aßen und tranken mit Lust und Wonne, wobei indessen auch Gottes nicht vergessen wurde. Nach der Mahlzeit hätte nun des Junkers Hausehre gar zu gern das Nähere über das Tier hören mögen; er aber wich ihr aus und antwortete: „Ich habe es gegen bares Geld von einem Kaufmann aus Niederland erstanden, des Namen ich nicht erfahren habe." Des andern Morgens sodann machte er sich mit dem Schreiber und einigen Knechten auf gen Braunschweig, klopfte am Tor der Burg, überbrachte der edlen Frau die Grüße des Herzogs und sprach: „Der durchlauchtige Herr entbeut Euch

Soviel Heiles und guter Nacht,
Als manch rot Mündlein im Jahr lacht,
Desgleichen auch, als viel Sandkorn
Im Meer sind und in allen Born,
Daneben, soviel Grasstiel sind,
Die man auf dem ganzen Weg find
Von Braunschweig bis Jerusalem.

Das ist Euch ja ein sicheres Zeichen, daß er's noch herzlich gut mit Euch meint, die auch Ihr so oft um ihn geweinet habt!" Mit diesen

Worten übergab er ihr zum Wahrzeichen die Briefe, welche erst ehegestern geschrieben und gesiegelt waren. Die Herzogin wurde hoch erfreut, küßte die Briefe inbrünstig, dankte dem lieben Gott für den Schutz, welchen er ihrem Gemahl hatte angedeihen lassen, und ließ, während sie selber las, den Thedel aufs beste bewirten. Hierauf ließ sie in der Freude ihres Herzens einen güldenen Ring herholen, schenkte ihm denselben nebst einem Hut mit einem güldenen Kranze, gab ihm außerdem ein prächtig Gewand, hing ihm eine Kette von ungarschem Golde um, die wog wohl hundert Gülden schwer, versicherte ihn ihrer ferneren fürstlichen Huld und reichte ihm zum Abschied die Hand. Thedel dankte, befahl die edle Frau dem lieben Herrgott und ging wohlgemut in seine Herberge. Als er sich hier von dem Wirt die Rechnung erbat, hörte er zu seiner Überraschung, daß auch die bereits von der gütigen Fürstin quittiert sei.

Auf der Heimreise sprach er beim Grafen von Schladen ein, und hier versuchte ihn der Böse aufs neue. Der unverzagte Held Thedel hatte sich nämlich anheischig gemacht, daß er sich nimmer erschrecken lassen und selbst in der größten Gefahr nimmer ein Kreuz vor dem Teufel schlagen wolle. Nun hatte man bei Schladen einen Pferdedieb gehangen, und den nahm der Böse vom Galgen und setzte ihn in ein abgelegenes Gemach. Als Thedel in tiefer Nacht sich zu Bette begeben wollte und zuvor in jenem Gemach einkehrte, fand er den Leichnam, und das behagte ihm über die Maßen. Er faßte ihn beim Schopf, setzte ihn zur Seite und sprach: „Armer Schelm, was hast denn du hier noch zu schaffen?" wobei er doch über die kindische List des Teufels gar herzlich lachen mußte. Nachher setzte er den Erhenkten an seine vorige Stelle, ging gemütlich zu Bett und schlief sanft und behende ein. Der Schreiber jedoch und auch der Graf wären am andern Tage fast umgekommen vor Schrecken, obgleich Thedel sie von dem Vorfall bereits in Kenntnis gesetzt hatte. Der Graf ließ nun flugs den Henker kommen und den Dieb wieder an den Galgen tragen, der unverzagte Held aber tat sich gütlich an der Morgensuppe, nahm heiteren Sinnes Abschied und ritt mit seinem Gefolge heim.

Eine Zeit darauf kehrte Herzog Heinrich mit seinem Löwen aus Jerusalem zurück und bat viele Fürsten, Grafen, Ritter und Herren zu sich; auch Thedel, der unverzagte Held, wurde huldvoll geladen und ritt hin. In Braunschweig angekommen, tat er ein prächtiges Kleid an und ging an den Hof. Kaum war der Herzog sein ansichtig worden, da gab er ihm die Hand und hieß ihn herzlich Gott willkommen, nahm ihn auch mit in sein Gemach, um die andern Gäste mit zu empfangen. Nach der Mahlzeit, bei welcher viel gesungen wurde, begann ein Ringen und Springen, ein Tanzen, Fechten und Turnieren, und dabei wurde mit Trommeln und Pfeifen hantiert, wie dergleichen bis dahin noch niemals im deutschen Reiche erhört gewesen, noch ersehen. Thedel, der unverzagte Held, war bei allem gegenwärtig und fand im Ringen und Springen, im Rennen und Turnieren, im Kampf mit Schwert und Hellebarde, desgleichen im Reden und Tanzen nicht seinesgleichen, so daß sich alle baß verwunderten und ihn höchlich lobten, und die, so vom Saal zusahen, allzumal laut ausriefen:

„Der Thedel hat das Best getan
Heut diesen Tag auf offnem Plan
Bald im Turnieren und im Rennen,
Im Fechten, und wie man's mag nennen!"

Auch der Herzog selber hatte des ein Gefallen, ließ ihn zu sich holen und sprach mit hellen Worten: „Du hast uns heute gar sehr erfreut, sintemal du dich vor männiglich so gar ritterlich bewiesen! Wir haben auf unseren Reisen manch ehrlich Ritterspiel mit Rennen und Stechen, mit Fechten und Turnieren angesehen; doch so wie du heute hat niemand gestritten. Ist doch dein schwarzes Pferd nicht einmal gestrauchelt, und hast du doch in allem den Preis davon getragen!" — Nachdem nun aufs neue reichlich gegessen war, als Lachs, Forellen, Karpfen und Hecht, imgleichen Schweine, Hirsche, Rehe und Hasen, und daneben der köstlichsten Weine und Biere getrunken, überkam der unverzagte Held einen güldenen Kranz, an welchem ein gülden, mit Edelgestein durchwirktes Kleinod hing, den setzte ihm eine zarte Jungfrau aufs Haupt. Thedel dankte minniglich, trat mit der Jungfrau hin an den Tanz und ergötzte sich in Zucht und Ehren.

Es war aber ein Neider unter der Schar der Edelleute, der suchte Thedels Ruhm zu schmälern und sprach zum Herzog: „Es gibt niemanden in der Welt, den man nicht erschrecken könnte, auch den Thedel nicht ausgenommen. Wenn Ihr morgen früh zur Kirche reiten wollt, alsdann steckt ein dünnes Federlein in Euren Bart, und wenn Thedel alsdann, wie er gewißlich tun wird, die Feder auszupfen will, so beißet ihm nach der Hand. Ich sage Euch bei meiner Seelen, alsdann wird er sich erschrecken wie ein Mäuslein: denn Ihr seid ein gar erschrecklicher Held, und der Thedel stellt sich nur so unverzagt." Der Herzog ging auf diesen Rat ein, und als ihm der unverzagte Held am andern Morgen das Federlein wegziehen wollte, neigte sich jener leise gegen ihn und schnappte ihm jählings nach der Hand. Da reichte ihm Thedel, der unverzagte Held, einen herzhaften Backenstreich und sprach mit zornigem Mund: „Seid Ihr gar ein Hund worden, daß Ihr also beißen tut? Oder wolltet Ihr mich mit solcher Gefahr erschrecken?" Der Herzog sprach zu ihm: „Thedel, wir schwören es dir, wenn uns das ein anderer getan hätte, er sollte es teuer büßen! Dir aber bleiben wir huldreich zugetan, du bist ein unerschrockener Held, und wir haben den Narrenlohn wohl verdient mit unserm törichten Tun. Doch dich losen Schelm und Bösewicht", fuhr er gegen den neidischen Ritter und kindischen Rater fort, indem er sich hoch aufrichtete, „dich sollten wir um deine Torheit und Böswilligkeit aufs Rad flechten, so gram sind wir dir! Scher dich von Stund an aus unserm Land, sonst möchte dir's noch übel ergehen!" Der rote Ritter schied also, und dem unverzagten Helden schenkte der Herzog nach der Mahlzeit ein edles braunes Roß.

Als Thedel gen Lutter heimkehrte, fand er einen Fehdebrief vor, den ihm der Bischof von Halberstadt geschrieben hatte. Flugs sammelte der unverzagte Held dreihundert Ritter und tausend Landsknechte, besiegte die zahlreichen Scharen des Bischofs und nahm diesen gefangen, machte auch reiche Beute und verheerte das feindliche Gebiet. Bald darauf entschlief des Helden Gemahlin in dem Herrn, und nachdem dieselbe zu Goslar mit großer Pracht beigesetzt war, übergab jener all sein Gut seinem Sohne, trat in den deutschen

Orden und ritt gen Livland wider die Unchristen. Hier verrichtete der unverzagte Held zu Jesu Ehren große Taten und machte in ganz kurzer Zeit das ganze Land seinem Orden untertan, weshalb ihn der Deutschmeister sehr lieb und wert hielt. Eines Tages begehrte derselbige zu wissen, woher der Thedel das seltsame schwarze Pferd genommen. Dieser bat, es verschweigen zu dürfen, denn sobald er das entdeckte, müsse er des dritten Tages sterben. Der Meister jedoch, der das nicht glauben mochte, forderte bei seines Gehorsams Pflicht Auskunft, und nun durfte sich der Thedel nicht länger weigern. Er bat deshalb um vierzehn Tage Frist, beichtete in mittlerer Zeit und empfing das heilige Abendmahl. Alsdann berichtete er, und am dritten Tage entschlief er fein gemach, indem er betete:

„Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände!“

Und damit hat nun auch diese Geschichte ein Ende.

(Nach M. G. Thym von Zwickaw „Des Edlen Gestrengen Weltberümbten vnnd Streitbaren Heldes Thedel Vnuerferden von Walmoden etc. wunderbarliche Geschicht“ wiedererzählt von Carl und Theodor Colshorn.)

Die Hubertuskapelle.



wischen Volkersheim und Gehlde, auf schönen Waldwegen auch von der Ruine Woldenberg und von den Bodensteiner Klippen erreichbar, liegt im Heinberge auf einer schroffen Felswand „das Jägerhaus“, ein vielbesuchtes Jagdschlößchen des Grafen zu Münster in Derneburg. An diesen Felsen mit der darunter liegenden Schlucht knüpft sich die Sage von der Bekehrung des heil. Hubertus, des Schutzpatrons der Jäger.

Als nämlich die Glaubensboten vor vielen hundert Jahren in den Ambergau kamen, verließ alles Volk seine Götzen und wandte sich dem gekreuzigten Christengotte zu. Nur einer der Mächtigsten,

dessen Namen man nicht kennt, widerstrebte hartnäckig. Schon immer ein eifriger Jäger, betrieb er nun die Jagd gerade an den Sonn- und Festtagen mit einer wahren Wut. Er setzte mit seinem Jagdgefolge und seiner Meute höhnend durch die dichtesten Scharen der Kirchengänger; er wußte es bei der Verfolgung des flüchtenden Hirsches so einzurichten, daß das tolle Jagdgetöse, das Hetzen und Geheul der Hunde, der Jubel der Waldhörner und Jäger den Gottesdienst störte. Keine Vorstellung und Bitte vermochte den wilden Jäger, wie man ihn bald nannte, von seinem wüsten Treiben abzubringen.

Einst am Karfreitage suchte er wieder seine wilden Genossen zur Jagd zu sammeln. Aber so willig sie ihm sonst gefolgt waren, heute, am heiligsten Tage der Christen, verweigerten sie ihm ihre Teilnahme und warnten den wilden Jäger vor dem Zorn des Christengottes. Doch trotzig rief er aus: „Und wenn mir der gekreuzigte Christus selber begegnet, so stelle ich das Jagen nicht ein!" Unmutig ritt er mit einem Diener in den dichten Wald hinein. Tief in der Wildnis trat ihm langsam und majestätisch, ohne jede Furcht, ein mächtiger Hirsch entgegen, und schritt, unbekümmert um die Hunde, auf ihn zu. Da schleuderte der Jäger rasch und geschickt seinen Speer und traf das edle Tier mitten zwischen das Geweih. Aber siehe da — der Hirsch stand noch hoch aufgerichtet, und der Speer war zum hell leuchtenden Kruzifix geworden! Da sank der wilde Jäger, von jähem Schrecken ergriffen, anbetend auf seine Kniee und gelobte, der Jagd für immer entsagen zu wollen. Als er sich erhob, war der wunderbare Hirsch verschwunden. Der Jäger bekehrte sich zu Christo, erhielt in der Taufe den Namen Hubertus und führte seitdem ein christliches Leben. —

An der Felswand, von wo aus der Jäger den Speer schleuderte, findet sich der Vorgang bildlich dargestellt, und im 18. Jahrhundert hat ein Freiherr von Bocholtz, Drost auf dem Woldenberge, daneben eine mit dem Jägerhause durch einen unterirdischen Gang verbundene Kapelle in den Felsen hauen lassen. In dieser sieht man zur Rechten des Steinaltares den wilden Jäger mit gesträubtem Haar vor dem Hirsche, der das Kruzifix trägt, an-

betend auf den Knieen liegen, und zur Linken hält der Knappe die sich bäumenden Rosse, bei denen die Hunde Schutz suchend sich verkriechen.

Aus Fr. Günthers Sagenschatz der Harzlande.

Lamspringe.



Der Ort Lamspringe führt seinen Namen vom Lämmchenspring oder Lämmchenborn. Dieser Born öffnete sich durch die Wunderkraft des Gebetes.

Vor uralten Zeiten nämlich stand auf der Stelle, wo später das Lamspringer Mönchskloster erbaut wurde, ein Nonnenkloster. Einst kamen dort die frommen Schwestern in große Not, weil infolge anhaltender Dürre alle Brunnen versiegt waren und weder für Tiere noch Menschen das hinreichende Wasser beschafft werden konnte. Diese Not schnitt einer Schwester recht tief durch die Seele, als sie, im Kloster lustwandelnd, sehen mußte, wie alles durch die anhaltende Dürre erstorben und verdorrt war. Sie warf sich auf die Kniee

nieder und flehte im inbrünſtigen Gebete zu Gott, der Not gnädig ein Ende zu machen und das ihm geweihte Haus mit Waſſer zu verſorgen. Kaum hatte die Nonne das Gebet vollendet und ſich geſtärkt erhoben, als ihr Blick auf ein Lämmchen fiel, das ſie aufgezogen hatte und das ihr wie ein Hündlein überall hin zu folgen pflegte. Das Lämmchen ſcharrte eifrig den Boden, und plötzlich entſprang der Stelle, wo es geſcharrt hatte, ein kräftiger, klarer Quell. Da war der Not für immer ein Ende, und noch bis auf den heutigen Tag ſprudelt dort der Quell als Urſprung des Flüßchens, welches den Namen Lamme führt.

Zum ewigen Gedenken des Wunders ward der Brunnen überwölbt, und das Bild des Lämmchens, durch welches das Wunder geſchehen war, ziert noch heute einen der bemooſten Steine des Brunnens.

Karl Seifart.

(Aus „Sagen, Märchen, Schwänke u. Gebräuche aus Stadt und Stift Hildesheim.“)

Salzdetfurth.



m nördlichen Ausgange des ſchmalen Engpaſſes, durch den die Lamme der Innerſte zufließt, liegt der freundliche Flecken Salzdetfurth. Infolge ſeiner Lage inmitten ſteiler Berge, welche bei heftigem Gewitterregen ihre wilden Waſſer mit raſender Schnelle in das ſchmale Tal herabſtürzen, hat der Ort ſchon oft die ſchrecklichſte Waſſersnot erlitten, wie die am Kirchturm eingegrabenen Waſſerzeichen bezeugen. Und von der kleinen Lamme, die ebenſo wie das Flüßchen Nette bei Bockenem in Regenzeiten leicht zu einem reißenden Strome anwachſen kann, ſagt man darum auch: „Wenn de Lamme werd taun Schape un de Nette taur Lus, ſo blieve jeder to Hus!“ —

Einst wurde, wie man erzählt, durch den Leichtsinn und die Vermessenheit gottloser Leute ganz Salzdetfurth unter Wasser gesetzt. Es war nämlich im heißen Sommer an einem Sonntagnachmittag und noch unter der Kirche, als eine Kegelgesellschaft mit vielem Toben und Schreien ihr Wesen trieb. Von verständigen, frommen Leuten wurde den Spielern geraten, mit dem Kegeln und Toben doch bis nach dem Gottesdienste zu warten; aber sie setzten den Ermahnungen nur Spott und Hohn entgegen. Ja, als ein Gewitter heraufzog und der Donner immer drohender rollte, vergaß sich einer der Spötter soweit, daß er sagte: „Der da oben kegelt ja auch und muß doch am besten wissen, was sich schickt." Doch bald verging den Leuten das Spotten; denn das Gewitter entlud sich gerade über dem Flecken, und ein Wolkenbruch prasselte nieder, der in wenigen Minuten die Lamme so hoch trieb, daß die meisten Leute nur noch Schutz auf ihren Böden finden konnten. Da nahmen viele großen Schaden an ihrem Eigentum; die Spötter aber ertranken alle.

Nach Karl Seifart.

Die Mordmühle.

An dem Wege von Hildesheim nach Salzdetfurth liegt unweit des Ortes Klein Düngen eine Gastwirtschaft, die Mordmühle genannt.

Vor lieben langen Jahren in einer heiligen Christnacht war der Müller (denn dazumal war die Mordmühle noch eine wirkliche Mühle) mit Frau und Kindern und allen seinen Leuten nach Detfurth zur Nachtkirche gegangen. Nur eine einzige junge Magd war zu Hause geblieben, um für die Herrschaft und die Knappen ein Warmbier zu kochen. Die Magd stand nun, es mochte wohl Mitternacht vorüber sein, in der Küche, welche dicht am Mühlenbett lag, bei ihrem Topfe und ahnte nichts Böses. Mit einem Male fängt's draußen an zu flüstern und an den Wänden zu graspeln, daß der Magd die Haare zu Berge steigen. Doch sie befiehlt sich Gott und allen Heiligen und fängt zu horchen an. Da hört sie denn, daß

ein Mann sagt: „Es ist bloß die Magd zu Hause, mit der wollen wir bald fertig werden. Ich will hier durch das Wellenloch einkriechen, und ihr andern könnt nachfolgen; ich weiß, daß der Müller mehrere tausend Taler im Hause hat." — Da dachte die Magd: Jetzt heißt es: ich oder du! nahm eine schwere, scharfe Barte und, sowie der Kopf des durchkriechenden Kerls zum Vorschein kommt, — hast'n nich' gesehn! — haut sie ihn aufs Genick, daß der Kopf gleich dabei liegt; dann zieht sie leise den Rumpf nach und läßt ihn langsam auf den Boden gleiten. — „Bist du drin?" flüstert es jetzt draußen. „Ja!" antwortet leise die Magd, und gleich darauf kommt ein zweiter Kopf zum Vorschein. Auch der blieb nicht auf dem Rumpfe sitzen, und es ging ihm gerade wie dem ersten. Als die Magd den Körper nachgezogen und neben dem andern leise niedergelegt hatte, hieß es wieder draußen: „Bist du drin?" — „Ja!" sagte das Mädchen, und gleich darauf versalzte es wiederum einem Räuber das Einsteigen, und so ging's fort, bis es neun Räuber geköpft und hineingezogen hatte. Da hörte das Flüstern und Graspeln auf, und es ward totenstill.

Als sich nun die Magd so mutterseelenallein mit den blutigen Leichen im Hause sah, konnte sie es vor Angst nicht mehr aushalten; sie stürzte hinaus und lief, was sie laufen konnte, auf Detfurt zu und ihrer Herrschaft entgegen. Die Herrschaft war auch schon auf dem Heimwege und bog eben da, wo der große Busch steht, um den Brink, als das Mädchen herangelaufen kam, noch einmal um Hülfe rief und dann vor Ermattung und Angst dicht am Busch zur Erde stürzte. Davon heißt der Busch noch heute der „Störtebusch" (Stürzbusch). — Die erschrockenen Müllersleute hoben die ohnmächtige Magd auf und trugen sie ins Haus zurück; da sahen sie denn mit Staunen und mit Grauen, was das beherzte Mädchen ausgerichtet hatte. Der Müller ließ gleich satteln und holte den Doktor von Salzdetfurth aus dem Bette; der brachte denn das Mädchen wieder ins Leben, und die Müllersleute haben sie ihr Lebtage keine Not leiden lassen. —

Seit jener Mordnacht aber hieß die Mühle die Mordmühle.

Karl Seifart.

Die Mühlenzwerge.

In der Mühle, in der Mühle
Klappert es gar sehr;
Doch die Zwerge, doch die Zwerge
Klappern noch weit mehr.
Abends, wenn der Müllerbursche
Korn auf den Boden trägt,
Oder wenn er die Mühle
Hübsch rein hat gefegt,
Kommen die Zwerge, streuen das Korn
Weit durch die Mühle, wie hinten so vorn,
Lassen die Räder rauschen mit Macht.
Selbst wenn der Müller genau gibt acht,
Kommen die Zwerge ganz sacht, ganz sacht,
Haben schnell neue Streiche erdacht.
Der Müller mag alles sorgfältig tun,
Die Zwerge lassen ihn nimmer ruhn;
Trieben am Ende von Hof und Haus,
Käme nicht Rettung, den Müller hinaus.

Einst aber des Abends nahet sich
Ein Mann mit drei Bären, demütiglich
Bittet um Nachtquartier er, still
Gern in der Mühl' er schlafen will.
Und der Mann mit den Bären nun
Darf in der Mühl' mit den Bären ruhn.

Drauf in der Nacht
Ganz sacht
Kommen die Zwerge: Tripp — trapp
Lustig die Treppe hinab, hinab,
Schauen die Bären — und schon auch saß
Auf den Tieren manch Zwerglein voll Spaß,
Zauset und zerret bald hin, bald her. —
Und die Bären brummen — und lassen schwer

Ihre Tatzen niederfallen,
Und die Krallen
Faßten die Zwerglein. Laut auf die schrei'n:
„Mir fehlt ein Arm — und mir ein Bein:
Mir schlug man den Kopf so blutig wund,
Lasset uns eilen — fort — fort zur Stund!“
Und die Zwerglein zogen rasch davon,
Trieben in der Mühl' nicht mehr Spott und Hohn. —

Nur einst in der Nacht
Klopft es sacht
An des Müllers Fensterlein,
Und ein Zwerglein wispert hinein:
„Sind in der Mühle die Katzen
Noch mit den grimmigen Tatzen,
Mit dem langen, zottigen Fell?“
Und der Müller spricht schnell:
„Ei freilich, bleiben auch dort.“
Husch, husch! war mein Zwerglein fort,
Duck nieder! —
Kein Zwerglein kam wieder.

Friedrich Brunold.



Eine Hasenjagd zu Wasser.

Das kleine Flüßchen, an welchem Hildesheim liegt, die Innerste, war über seine Ufer getreten und hatte die umliegenden Gefilde unter Wasser gesetzt. Auch die Feldmark Groß Düngen, die in der Nähe der genannten Stadt liegt, war zum großen Teil überschwemmt, und auf einem Wiesenstück daselbst, das mit einigen alten Weidenbäumen besetzt war, sah sich ein unvorsichtiger Hase plötzlich von allen Seiten von den immer noch steigenden Fluten eingeschlossen. Nach einigen Hin- und Hersprüngen setzte der Gefangene sich ruhig nieder, putzte sich den Bart und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Diese ließen nicht lange auf sich warten: das Wasser stieg, das Wasser schwoll, des festen Erdreichs ward immer weniger, und bald bestand Herrn Lampes trockenes Reich nur noch aus dem bemoosten Wurzelstocke einer schräg überhängenden alten Weide.

Dieser Zustand der Dinge war nicht unbeobachtet geblieben. Ein Bäuerlein hatte den Verlegenheiten des armen Hasen von seinem Hofe aus schmunzelnd zugesehen. Jetzt, als er den Spielraum des flüchtigen Wildes auf kaum einen Fuß ins Geviert beschränkt sah, dachte er bei sich: Sau, deck willt wie nu schonst kriegen. Laut rief er dann ins Haus hinein seiner Frau zu: „Dortchen, pack mal den Backeltrog mit an, eck will schippen!" Das Fahrzeug ward glücklich vom Stapel gelassen, der Bauer setzte sich hinein und arbeitete sich mit einer langen Bohnenstange nach der Residenz des Hasen hin, dem so eine zweite Lebensgefahr drohte. Diese gab ihm ungewöhnliche Talente. Er kletterte, so sauer es ihm auch ward, an dem schrägen, rissigen Weidenstamm in die Höhe und lagerte sich auf einem wagerecht abstehenden Ast. Da kam der Bauer an, sah aber bald ein, daß er von seinem Backtroge aus den Hasen auf seinem jetzigen erhabenen Sitze nicht erreichen konnte.

Wollte er nun auf den Braten nicht verzichten und die ganze Fahrt umsonst gemacht haben, so mußte er dem Hasen nach in den Baum klettern. Es geschieht: der Hase in seiner Verzweiflung,

den Todfeind immer näher kommen sehend, faßt sich ein Herz und springt mit einem gewaltigen Satze in — das Wasser? Nein! in den Backtrog. Dieser wird durch den Stoß vom Stamme abgetrieben, gerät in die Strömung und langt nach einer kurzen glücklichen Reise mit seinem vergnügten Passagier am andern Ufer an. Wie fröhlich hüpfte Herr Lampe ans Land! Hier hielt er einen



Augenblick an, wendete sich seinem Verfolger zu, machte ihm, auf den Hinterläufen sitzend, die schönsten Männchen und eilte dann trockneren und sicheren Gegenden zu, als die jüngst verlassene war.

Unser Bäuerlein aber saß kleinlaut und verdutzt auf seinem Baume, und es dauerte lange Zeit, ehe Dortchen ein anderes Fahrzeug flott gemacht hatte, um den Jäger, der so wunderbar um einen Braten gekommen war, heimzuholen.

Karl Seifart.

Der Musikant im Zwergsloch bei Hildesheim.



Wenn man an der Innerste aufwärts von Hildesheim nach Marienburg geht, findet man auf der Hälfte des Wegs eine Höhle, welche das Zwergsloch heißt. In diesem Loche hatten die Zwerge ihre Schmiede, davon ist es noch heutigen Tags so schwarz. Die Zwerge schmiedeten aber nichts als Gold und Silber, und wenn sie fleißig arbeiteten, so wuchs von der Hitze unten das Korn auf den Feldern überm Zwergsloch so, daß es eine Pracht zu sehen war. Doch weil die Zwergenkinder immer in die Erbsenfelder gingen und die grünen Schoten stahlen, hat der Magistrat von Hildesheim die Zwerge verjagt. Es weiß aber keiner, ob die Zwerge über die Innerste nach Amerika gegangen sind, oder ob sie sich tiefer in der Erde verkrochen haben. —

Ein Musikant, der zu einer Kindtaufe auf der Mordmühle gewesen war, kam spät in der Nacht mit seiner Geige am Zwergsloche vorbei. Da sah er im Mondschein an dem „Brinke" vor dem Zwergsloch etwas Lebendiges sitzen. Der Musikant dachte, es wäre ein Räuber, und fürchtete sich sehr, doch er wollte nicht merken lassen, daß er ängstlich war, und schrie, so laut er konnte: „Heda, guter Freund, immer lustig! Wollt Ihr auch noch nach der Stadt? Kommt her, in Gesellschaft geht sich's besser!" — „Gut, du sollst Gesellschaft haben," sagte das lebendige Ding, und als es der Musikant nun recht besah, war es ein alter Mann, nicht größer als eine Elle.

Ah, dachte der Musikant, dich kann ich bezwingen, und sagte übermütig und im Zorn über seine vorherige Furchtsamkeit: „Du Knirps, sackermentscher, was treibst du dich des Nachts hier herum

und erschreckst die Leute? Mach gleich, daß du in dein Loch kommst, sonst wirst du was anderes gewahr werden!" — „Erdwürmchen, elendiges," rief nun aber wütend der Zwerg mit funkelnden Augen, „jetzt sollst du dir das Loch doch selbst einmal besehen!" — Kaum hatte der Zwerg das Wort gesprochen, als sich der hülfeschreiende Musikant auch schon von unsichtbaren Händen gepackt und fortgetragen fühlte. Da half kein Zappeln, er mußte in das finstere, dumpfe Zwergsloch, und dann ging's weiter und weiter, viele Meilen unter der Erde fort. Nun legte sich der Musikant aufs Bitten und flehte die Zwerge an, ihm doch seine Grobheit diesmal zu vergeben und ihm das Leben zu lassen, er sei ja doch nur eine arme Musikantenseele und habe neun lebendige Kinder zu versorgen. — Da hörte er die Stimme des alten Zwergs, der sagte: „Daß du deine Grobheit bereuest, ist dein Glück. Das Leben soll dir geschenkt sein und noch Geld und Gut dazu, wenn du alles verschweigst, was du gesehen hast und sehen wirst." Der Musikant verschwur und vermaß sich, daß er keiner Menschenseele etwas sagen wolle.

Da flog eine Tür auf, und der Musikant fühlte sich wieder auf den Füßen. Er stand in einem Saale, der war so groß wie eine ganze Stadt, der Fußboden war von Silber, die Wände von Gold, und tausend und abertausend Lichter brannten in den schönsten Regenbogenfarben an Kronleuchtern von Edelstein; aber in diesem großen Saale war außer dem alten Zwerg kein lebendes Wesen zu sehen. „Marschiere dort nach dem Throne und spiele deine besten Stücklein," befahl der Zwerg, „aber hebe deine plumpen Füße nicht zu hoch auf!" Der zitternde Musikant glitt vorsichtig auf dem glatten Boden hin und hörte um sich ein Schnupfen, Husten, Prusten, Lachen — aber zu sehen war nichts.

Als er beim Throne angekommen war, setzte er sich darauf und fing an einen Walzer zu spielen. Da klatschten wohl tausend Hände im Saale zusammen, und der Musikant hörte deutlich, wie man nach seiner Musik tanzte; doch sah er niemand außer dem alten Zwerg, der ihm eine Flasche Wein brachte. Das war ein kostbares Getränk, der Musikant ließ sich's schmecken und verlor

nach und nach alle Furcht. Wenn eine Flasche leer war, trug ihm der Zwerg eine neue zu, und der Musikant wurde endlich so kühn, daß er das Männchen bei der Hand faßte und sagte: „Mein lieber Herr Zwerg, kann ich denn nicht einmal die Herren und Damen sehen, welchen ich aufspiele?“ „Nun ja,“ sagte der Zwerg, „das ist gerade kein Unglück, da setze meinen Hut auf!“

Kaum hatte der Musikant den großen, runden Hut auf den Kopf gesetzt, als er tausende von ellenlangen, geputzten Menschen sah, Männchen und Weibchen und Kinder, wie ein Daumen groß. Sie kamen alle lachend und in die Hände klatschend auf ihn los, sprangen ihm auf den Nacken, zupften ihn bei den Ohren und bei der Nase und schleppten ihn unter großem Gelächter im Saale herum. Der Musikant lachte und jubelte, als man ihn endlich an eine lange, gedeckte Tafel führte, auf welcher Braten und Kuchen, Äpfel, Birnen und Nüsse in goldenen Schalen standen. Da waren Gänsebraten, so groß wie gebratene Sperlinge, gebackene Hechte, so groß wie Steckerlinge, auch lag da in einer großen Schüssel ein ganzer gebratener Ochs, der war nicht größer als ein Lamm. Nur Weinflaschen und Obst hatten die gewöhnliche Größe, denn Wein und Obst haben die Zwerge nicht selbst, sondern stehlen es den Menschen.

Das gab nun einen Jubel unter den Zwergen, als der Musikant gleich vier Gänsebraten hinter einander in seinen Magen spazieren ließ und sich dann über den gebratenen Ochsen hermachte, von welchem auch nicht viel mehr als die Knochen übrig blieb. Der alte Zwerg forderte ihn auf, sich von den Äpfeln und Birnen alle Taschen vollzustecken, half ihm selbst mit die Taschen füllen und versäumte auch nicht, ihm tüchtig Wein einzuschenken. Als nun dem Musikanten Beine und Zunge recht schwer wurden, rissen ihn die Zwerge vom Stuhle und wollten mit ihm tanzen. Der Musikant strengte sich eben an, ein paar Sprünge zu machen, da stellte ihm der alte Zwerg den Fuß vor, und plumps lag der betrunkene Musikant am Boden. — —

Mühsam richtete er sich auf, rieb sich die Augen und — blickte in die lichte Morgensonne. Er sah sich nach dem goldenen Saale,

nach der lustigen Gesellschaft um, aber er sah weiter nichts als den grünen, von Steinen übersäeten Brink, auf welchem er vor dem Zwergsloch saß, und zu seinen Füßen die Innerste mit ihren grünen Wiesen. Vor ihm aber stand ein Schäfer mit einer großen Herde, der hatte ihn mit dem Fuße angestoßen und aus dem Schlafe geweckt. „Heda! munter, Johannes Meyer," rief der Schäfer den ganz dumm vor sich hinstarrenden Musikanten an, „du hast gewiß gestern auf der Mordmühle tüchtig was heruntergegossen, liegst hier unter Gottes freiem Himmel und sperrst den schnarchenden Mund auf, daß die Ohrwürmer hineinlaufen. Na, es ist gut, daß ich nicht in deinen Schuhen stecke, du wirst einen Anschuß kriegen von deiner Frau!"

Der Musikant war noch immer vor Verwunderung keines Wortes mächtig, er staunte den Schäfer, der so bekannt tat, groß an und besann sich nicht, diesen Schäfer jemals gesehen zu haben. Aber auf einmal ging ihm ein Licht auf; denn je mehr er dem Schäfer ins Gesicht starrte, desto deutlicher wurde es ihm, daß dies Gesicht kein anderes war, als das des alten Zwerges, auch war der große Hut, den der Schäfer aufhatte, kein anderer, als des Zwerges Wünschelhut. — Dem armen Musikanten lief es eiskalt über den Rücken, er nahm seine Geige und Mütze, sagte dem Schäfer, den er höhnisch anlachte, einen guten Morgen und wollte eiligen Schrittes davon, aber wie mit Zangen hielt es ihn zurück. Der Musikant dachte, der Schäfer hätte ihn gepackt, kreischte laut und sah sich um, aber da war weder Schäfer noch Herde zu sehen, doch die Last hing noch immer an dem geängstigten Mann. Endlich merkte er, daß es nichts anderes als seine eigenen, schweren Rocktaschen waren, welche ihn am Raschgehen hinderten, und er besann sich auf die Äpfel und Birnen, welche er bei den Zwergen eingesteckt hatte. Um sich völlig zu überzeugen, griff der Musikant in die Taschen — und zog eine Hand voll goldener Äpfel und Birnen heraus. Hei, wie frohlockte nun der Musikant, jetzt war er ja so reich, daß er halb Hildesheim kaufen konnte!

So schnell es die schwere Last erlaubte, ging er der Stadt zu. Daß er den Zwergen Schweigen gelobt, hatte er in seiner Freude

ganz vergessen, und er jubelte zum Tore herein: „Hurra, Torschreiber, wißt Ihr nicht, was halb Hildesheim kostet?“

Der Torschreiber schüttelte den Kopf und meinte, der Musikant sei ein Narr. „Nun, so wißt,“ sagte der Musikant ärgerlich, „daß mir die Zwerge im Zwergsloch so viel Gold geschenkt haben, daß ich ein Fürst werden und Euch zu meinem Hofnarren machen könnte!“ Darauf griff er mit stolzester Miene in die Rocktaschen und zog — eine Hand voll ganz verschrumpfter und halb fauler Äpfel aus der Tasche. Nun schüttelte der Torschreiber noch stärker den Kopf; dem armen Musikanten aber stand das Weinen nah, und er schlich traurig davon. —

Hätte er schweigen können, so wäre Gold Gold geblieben. „Reden ist Silber, aber Schweigen ist Gold.“

Karl Seifart.

Die Gründung Hildesheims.



Wo jetzt Hildesheim steht, war früher alles „Wôl“ (Wald). Vor dem Dammtor und bei St. Michaelis ist noch Holzung gewesen, als die Stadt schon erbaut war; darum heißt die Straße bei St. Michaelis noch heute „der Wohl“.

Die Erbauung der Stadt hat nun vor mehr als tausend Jahren der Kaiser Ludwig der Fromme befohlen. Diesem Kaiser gehörte das ganze deutsche Land; die schönsten Städte und Dörfer standen ihm offen, aber er war an keinem Orte lieber als in unserm Wôl, denn er war ein Freund vom Jagen, und wo hätte er mehr und besser Wild finden können, als in dem damals unermeßlich großen Wôle.

Eines Tages war der Kaiser wieder mit seinem Jagdgefolge zu Holze gefahren und verfolgte hitzig einen schneeweißen Hirsch. Der Kaiser hatte das schnellste Pferd und die schnellsten Hunde, aber noch flinker war der Hirsch; der lief über Berg und Tal, sprang in die Innerste und schwamm hindurch. Der Kaiser, immer hinterdrein, sprang auch ins Wasser, verlor aber dabei sein Pferd und seine Hunde. Der Hirsch entkam, und der Kaiser schleppte sich müde und matt noch eine Strecke weiter unter einen hohen Baum, um auszuruhen.

Da lag nun der verirrte hohe Herr mutterseelenallein in der Wildnis. Er stieß in sein Jagdhorn, um das Gefolge herbeizurufen, aber alles Blasen und Rufen war vergebens; er erhielt keine Antwort, denn sein schnelles Pferd hatte ihn meilenweit von den Begleitern fortgetragen. Da wurde es dem Kaiser doch recht bang ums Herz; er nahm von seinem Busen ein goldenes Gefäß mit Heiligtum von der Mutter Gottes, hing es vor sich an einen wilden Rosenstrauch und betete davor inbrünstig, daß ihn die Mutter aller Gnaden doch nicht hier in der Wildnis verkommen lassen, sondern am Leben erhalten und wieder zu Menschen führen möchte.

Gestärkt durch das Gebet, fiel der Kaiser gleich darauf in einen tiefen Schlaf, und als er wieder erwachte, sah er zu seiner großen Verwunderung vor sich den Platz mit Schnee bedeckt, während doch ringsumher alles in grüner Sommerpracht stand. Auch das Heiligtum, welches er in den Rosenbusch gehängt hatte, war darin festgefroren, und dennoch blühten am Busch die Rosen weit schöner und voller, als sie vorher geblüht hatten. Da merkte der Kaiser, daß Gott hier ein Wunder getan habe, und er gelobte, auf der Stelle, wo der heilige Schnee gefallen war, eine Kirche zu bauen. Noch sann er über diesen frommen Vorsatz nach, als Hundegebell und Waldhornklang durch den Wald ertönten. Sein Jagdgefolge kam herbei und war hoch erfreut, den Herrn gesund und frohgemut wiederzufinden.

Nun erzählte der Kaiser, welchen Wink ihm Gott gegeben habe, und befahl, auf der heiligen Stätte sofort eine Kapelle zu bauen; der wilde Rosenstock aber, der das Heiligtum so festge-

halten habe, solle nicht ausgereutet werden. — So geschah's: es erstand dicht beim Rosenstock als das erste Gebäude der Stadt eine kleine Kapelle, aus welcher nach und nach der Dom wurde. Der Rosenstock blieb an seinem Platze, er grünt und blüht noch heute an der uralten Mauer, und ist seinesgleichen an Größe und Wunderpracht nicht weiter in der Welt zu finden. Karl Seifart.

Die Hildesheimer Jungfer.

Auf den Hildesheimschen Fahnen und Stadtwappen steht die Hildesheimsche Jungfer mit einem Kranze in der Hand. — So lange die Feinde der festen Stadt sich vergeblich an den starken Wällen und Mauern die Zähne ausbissen, trug die Jungfer ihren Kranz stolz auf dem Kopfe; als aber die Stadt einst in Feindeshand fiel, da fiel auch der Jungfer der Kranz vom Kopfe in die Hand. —

Die Hildesheimsche Jungfer hat aber wirklich einmal vor uralten Zeiten gelebt. Sie war ein sehr reiches und schönes Edelfräulein, welches die Fürsten und Grafen in der Umgegend gar gern zur Frau gehabt hätten. Die schöne Hildesheimerin wurde aber nicht durch die Pracht und den Reichtum der hohen Herrschaften gelockt, sondern verlobte sich heimlich mit einem schönen und braven jungen Ritter, der bei einem der Fürsten, welche die Jungfer gern haben wollten, in Diensten stand. Da hätte es nun dem Ritter schlimm gehen können, wenn der Fürst gemerkt hätte, daß sein Dienstmann der Jungfer lieber war als er. Darum mußten die Liebenden ihre Zusammenkünfte ganz heimlich in dem großen, dunkeln Hildesheimer Walde halten, der damals noch bis dicht an die Stadt ging.

Eines Tages ging das Fräulein wieder in den Wald und suchte die große Linde auf, unter welcher ihr Bräutigam tagtäglich saß und auf sie wartete. Doch der Mensch denkt, und Gott lenkt! Sie war noch nicht bei dem Baume angekommen, als es pech-

rabenschwarz heraufzog und ein Sturmwetter losbrach, als ob der böse Feind sein Wesen triebe. Als nun die halb zu Tode geängstigte und durchnäßte Jungfer endlich bei dem Baume ankam, da zeigte ihr ein heller Blitz ihren Ritter, wie er kalt und leblos auf dem grünen, feuchten Moose lag, — ein Blitz hatte ihn getroffen. Nun stelle sich einer den Schmerz der Jungfer vor! Sie weinte und schrie, zerraufte ihr schönes Haar und lief wie irrsinnig immer tiefer in den düstern Wald hinein.

Einen ganzen Tag mochte sie so umhergelaufen sein, als sie ermattet unter einem wilden Rosenbusche niedersank und einschlief. Da erschien ihr im Busche die heilige Mutter Gottes, die Rosen ringsumher wurden zu ebenso viel kleinen Engelsköpfen und sahen aus ihren hellen Augen so lieblich und tröstlich auf die Schmerzensjungfrau, daß es ihr tief in das wunde Herz drang und sie himmlischen Trostes voll erwachte. Gestärkt suchte sie nun den Rückweg nach der Vaterstadt; aber da war kein Weg zu sehen, keine menschliche Stimme zu hören, nur das Geheul der Bären und Wölfe antwortete auf ihr Klagen. „Verlasse mich nicht, heilige Mutter Gottes, in dieser Not," rief die todmüde Jungfer, „ich will auch all mein Gut und Leben Gott geloben!"

Kaum hatte sie dieses Gelübde getan, als sie in weiter Ferne eine Glocke hörte, die rief ihr zu: „Kehre wieder! Kehre wieder! Kehre wieder!" Da lief die Jungfer, Gott dankend, den heiligen Tönen entgegen, und je weiter sie vorwärts drang, desto deutlicher hörte sie die Glocke, bis sie aus dem dunkeln Walde kam und die schönen Felder und Gärten der Stadt zu ihren Füßen lagen. Da war es gerade acht Uhr abends, doch das Fräulein mochte mehrere Tage im Walde umhergelaufen sein.

Die so wunderbar gerettete Jungfrau hielt nun pünktlich, was sie gelobt hatte. Sie beschenkte Kirchen und Klöster reichlich; vor allem aber bedachte sie ihre liebe Vaterstadt und schenkte den Bürgern den ganzen Hildesheimer Wald. — Der Festungsturm, auf dem die rettende Abendglocke hing, heißt seitdem und bis auf den heutigen Tag der „Kehrwieder." Die Glocke selbst aber ward geweiht und in dem St. Lambertikirchturm aufgehängt.

Damit nun die Glocke künftig auch andern verirrten Wanderern recht von Nutzen sein könnte, so machte es die verständige Jungfer fest, daß sie in den kurzen Tagen von Michaelis bis Ostern eine ganze Stunde und zwar abends von 8 bis 9 geläutet werden sollte. Auch machte sie ein Vermächtnis, aus welchem dem Läuter jährlich ein Schuh und ein Taler bezahlt ward.

Als aber vor nun etwa 100 Jahren die fremden Völker ins Stift kamen, die Klöster aufhoben und nichts achteten, wenn es auch viele hundert Jahre bestanden hatte, da befahl der König Hieronymus, daß die „Jungfernglocke“ nicht mehr geläutet werden sollte. Zwar wurde sie nach der Franzosenzeit wieder jeden Abend in den Wintermonaten geläutet, aber die Läutezeit wurde allmählich auf 10 bis 5 Minuten gekürzt, bis endlich der schöne Brauch ganz aufhörte. —

Die Jungfer hat ihre Vaterstadt noch immer recht lieb, und wenn einmal, was Gott verhüten möge, der Feind kommt und die Stadt beschießt, so stellt sich die Jungfer auf den „Kehrwieder-Wall“ und fängt die Kugeln in ihrer Schürze auf. So hat sie es im dreißigjährigen Kriege gemacht, sonst wäre weder Stumpf noch Stiel von der Stadt geblieben.

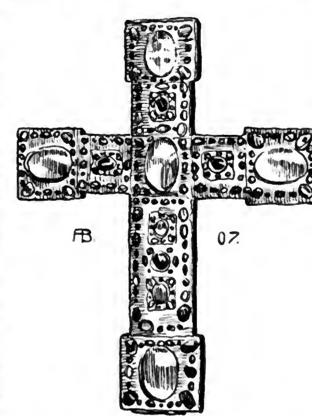
Nach Karl Seifart.



Die Entstehung des Bernwardskreuzes.

(Nach einem Gedicht von Joseph Graën.)

Der heilige Bernward saß in einem Turmgemache der von ihm erbauten Michaeliskirche und arbeitete in Metall und Elfenbein an den gottgefälligen Kunstwerken, die noch jetzt ein Kleinod der Stadt sind. Eines Abends, als die scheidende Sonne ihre letzten Blicke durch die Fenster von Bernwards Werkstatt warf, saß der Gottesmann wieder in tiefem Sinnen am Arbeitstisch. Vor ihm lag fast vollendet das schöne Kreuz, das noch heute in der Magdalenenkirche aufbewahrt wird. Ein köstliches Heiligtum, ein dreifach zersplitterter Span vom Kreuze Christi, welchen der Kaiser Otto dem Lehrer geschenkt hatte, lag daneben, und es war Bernwards Sorge, wie er den Span in vier gleiche Teile zerlegen möchte, denn jeder Arm des Kreuzes sollte ein gleiches Stück der unschätzbaren Reliquie umschließen.



Unter diesem frommen Sinnen fiel der Heilige in einen tiefen Schlaf. Aber im Traum erblickte er etwas Wunderbares: Ein kleines Myrtenbäumchen, das er den Winter über gepflegt hatte, sah er mächtig wachsen, tausendfältig die Zweige ausbreiten und die herrlichsten Blüten entfalten. Und einen Gärtner sah der Heilige am Fuße der riesengroß erwachsenen Myrte, der, auf den Grabscheit gestützt, sanft und sinnig vor sich hinschaute.

„Es war, als hätte Bernward den Mann bereits gesehn,
Dies hochgestirnte Antlitz, das Locken lang umwehn,
Den Bart in sanfter Welle hingleitend aufs Gewand,
Die Augen sonnenhelle, wie segnend seine Hand.“

Plötzlich erschien in einer finstern Ecke des Gemachs ein anderer Mann, der mit bösen Blicken auf den prangenden Myrtenbaum schaute und ihn mit giftigem Hauch versengte. Die zarten Blüten entfärbten sich, Laub und Zweige verschrumpften, und bald standen nur noch der Stamm und die nackten Äste da. Auch diese fielen nach und nach vor dem vernichtenden Hauche des Bösen, bis endlich nur noch der tote Stamm dastand und die beiden einzig ihm bleibenden Äste rechts und links als dürre Arme von sich streckte. Und als Bernward beklommenen Herzens genauer hinblickte, siehe, da hing an dem dürren Holze blutend und sterbend der Gärtner. Engel knieten auf jeder Seite des Kreuzes, und ihre Tränen gerannen zu Perlen.

Da erschüttert ein krachender Donner das Gebäude in seinen Grundfesten. Entsetzt springt Bernward auf und umklammert Hilfe suchend den Stamm des wunderbaren Kreuzes; aber der Stamm schwindet und läßt nur ein Stück der Rinde in seinen Händen zurück. —

Wieder ward es still im Gemach des Heiligen, und in mildem Glanze schien der Vollmond durchs Fenster. Sankt Bernward aber schaute verwundert auf das Rindenstückchen, das ihm als einziger Überrest von dem seltsamen Kreuze seines Traumgesichts verblieben war. Und vor ihm lagen noch immer die drei Späne des heiligen Kreuzes, zu denen er sich den vierten so sehnlichst gewünscht hatte. Aber glich nicht das Stückchen in seiner Hand den drei Splittern völlig in Gestalt und Größe? Sinnend dachte St. Bernward seinem Traume nach, und nun ward ihm auch die Deutung klar. Er nahm den vierten Span, der ihm durch ein Wunder geschenkt war, und fügte ihn mit geheimem Grauen den drei andern hinzu. Bald war nun das hochberühmte goldene Kreuz vollendet, das, mit Edelsteinen und Perlen schön geziert, noch heute von allen Kunstfreunden bewundert wird. Nach Karl Seifart.

Wie der Hildesheimer Dom zu einer goldenen Kuppel kam.

Herzog Magnus von Braunschweig fiel im Jahre 1367 mit einem großen Heere in das Stift Hildesheim und brachte durch Plündern, Sengen und Brennen die Leute in große Not. Da sammelte der Bischof Gerhard seine streitbaren Mannen und zog, auf sein Recht und die heilige Jungfrau vertrauend, mutig dem weit überlegenen feindlichen Heere entgegen. „O seligste Jungfrau", rief der Bischof, als er an der Spitze seiner Krieger einherzog, „heute kommt es auf dich an, ob du unter einem goldenen Dache oder unter einem Strohdache wohnen willst. Siegen die Feinde, so werden sie den Wohlstand der Stadt und der Kirche vernichten, und wir werden nicht mehr die Mittel haben, deinen Tempel würdig zu schmücken; verleihst du uns aber den Sieg, so fällt großes Gut in unsere Hände, und dann sollst du unter einem goldenen Dache wohnen!"

Als des Bischofs gerüstete Männer nun in der Gegend von Dinklar den übermächtigen Feind in seiner Siegesgewißheit jubelnd heranrücken sahen, da wurden viele verzagt; aber Gerhard richtete ihren Mut wieder auf und rief, indem er seinen weiten linken Ärmel schüttelte: „Leven Kerle, truret nich, hier hebbe eck noch dusend in miner Maven!" *) Der Bischof hatte nämlich das größte Heiligtum der Stadt, das von Ludwig dem Frommen dem Dome vermachte Reliquiengefäß, in seinem Ärmel.

Nach diesen Worten ihres Führers waren die Krieger gewiß, daß die Hilfe der heiligen Jungfrau mit ihnen war. Gewaltig andrängend setzte das kleine Häuflein in den mächtigen Feind, und nach kurzem Kampfe bedeckten 1500 Feinde, unter ihnen viele Ritter und Edle, die Walstatt. Was von den Feinden noch gesunde Beine behalten hatte, suchte sein Heil in der Flucht, und das ganze Lager fiel mit seinen Schätzen in die Hände der Hildesheimer. Von dieser reichen Kriegsbeute nun ließ der Bischof,

*) Lieben Leute, trauert nicht, hier habe ich noch tausend Mann in meinem Ärmel!

seinem Gelübde getreu, das Dach des Domturms mit seinem Golde belegen. —

Der „goldene Turm“ wurde später durch eine Kuppel ersetzt, die man mit stark vergoldeten Kupferplatten belegte.

Nach K. Seifart u. Fr. Kaffebeer.



Der Teufel auf der Domschenke.

An einem heißen Sommernachmittage kam einmal ein frommer Pater, der für sein Kloster gute Menschen angesprochen hatte, mit seinem von milden Gaben schweren Sacke an der Domschenke vorbei und wollte eben in das „Huckedal“ hinabsteigen, als er dachte: Du hast heute das deinige getan; heiß ist es, durstig bist du, und der Wein erfreut des Menschen Herz, warum solltest du nicht einmal in der Domschenke vorkehren? Gedacht, getan; der Pater trat in die kühle Schenke, und der Kellermeister beeilte sich, dem frommen Manne eine große Kanne Wein aus dem Fasse von Anno Eins vorzusetzen, dafür durfte er nichts zahlen.

Nun hatte der leidige Teufel dem frommen Pater schon lange eins am Zeuge flicken wollen, hatte ihn unter allerlei Gestalten in Dorf und Stadt versucht, aber vergebens: der gute Pater hatte überall die Hörner und den Pferdefuß durchblicken sehen und war ihm immer gleich mit Gebet und Kreuzzeichen über die Kappe gefahren. Schon wollte sich der ärgerliche Teufel an eine andere Seele machen, als er den frommen Bruder in die Domschenke treten sah. Halt, dachte er, durstig bist du, trinken wirst du, und ich will dir helfen, daß du voll wirst; nachher wisch ich dir schon leichter eins aus.

Schnell nahm der leidige Unhold eines Reiters Gestalt an und trat gestiefelt und gespornt in die Domschenke, grüßte den Pater ehrerbietig und setzte sich zu ihm an den Tisch. Der gute Pater erkannte den Erzfeind, dessen Kopf in einem großen Federhut und dessen Füße in ungeheuren Reiterstiefeln steckten, diesmal wirklich nicht; er lobte den Wein, und der Reiter ließ sich auch eine Kanne bringen. Darauf erzählte der Reiter von seinen Kriegsläuften, und der Pater dachte nichts Arges, stieß mit dem fremden Herrn an, und beiden wurde es beim Plaudern und Trinken wunderbar fröhlich und juchheilich ums Herz. Als eine Kanne leer war, brachte der Kellermeister eine zweite und dritte. Da sprach der Pater goldene Worte über die schöne Gottesgabe und meinte, solch ein Trank müsse doch selbst dem Bösen das Herz weich machen und zur Dankbarkeit gegen Gott wenden.

„Ja, hast recht, Glatzkopf," seufzte der Teufel auf, „wenn ich noch länger trinke, so zerschmilzt mir dieser Wein meines Herzens eisernen Berg!" Damit schlug er vor dem zu Tode erschrockenen und sich bekreuzenden Pater den Deckel der Kanne zu, daß der Abdruck aller fünf Krallenfinger darin sitzen blieb, wischte sich über Augen und Schnauze und fuhr zum Fenster über der Tür hinaus, ohne wie sonst bei seinen Ausfahrten Stank oder Unflat zu hinterlassen. Auch konnte das zerbrochene Fenster wieder ausgebessert werden, woraus zu ersehen, daß der weinselige Teufel diesmal nicht im Bösen ausgefahren war.

Karl Seifart.

Ein Ehrentrunk.

Zu Hildesheim hat sich im Jahre 1557 eine seltsame Geschichte begeben. Ein armer Bauersmann hatte auf zwei Eseln etwas in die Stadt zu Markte geführt. Nachdem er etliche Groschen daraus gelöst, wollte er auch einmal wohlleben, ging daher in die Garküche, einen guten Braten zu essen, und band seine Esel nahe dabei an die Wand. Die armen Tiere aber waren ebenso hungrig und durstig wie ihr Herr; darum rissen sie sich los und suchten hin und her, ob sie etwas für ihren knurrenden Magen oder für ihre durstige Kehle finden möchten.

Nun hatte der Apotheker, der nahe bei der Garküche wohnte, gerade an dem Tage Claret, d. i. Kräuterwein bereitet, wie ihn die Leute damals gern tranken. Er hatte ihn in zwei Kübeln unten in seiner Hausflur stehen lassen und sich zu Tisch gesetzt. Das Gesinde aber hatte die Haustür zu schließen vergessen, und so gerieten denn die Esel an die beiden Kübel und ließen sich's wohlschmecken. Allein an so starkes Getränk waren die Esel nicht gewöhnt; sie wurden davon ganz trunken, tanzten und sprangen auf dem Markt herum, als ob sie unsinnig wären.

Als die Anwohner des Marktes das sahen, wunderten sie sich nicht wenig über diese seltsamen Sprünge; jung und alt schaute den Eseln zu und alle lachten laut. Auch der Apotheker ward vom Fenster aus des Spektakels gewahr und ging hinaus, das wunderbare Schauspiel in der Nähe zu betrachten. Als er aber in der Hausflur die ziemlich ausgeleerten Kübel bemerkte und dann auf dem Marktplatz von den Leuten hörte, die Esel seien aus der Apotheke gekommen, da ward ihm zu seinem größten Verdruß bald alles klar.

Nun galt es noch den Herrn der Esel zu ermitteln. Nach langem Forschen und Fragen ward dem Apotheker angesagt, daß der Bauer, dem die Esel gehörten, in der Garküche säße. Gar unsanft störte der Apotheker den Landmann, der sich seinen Braten wohlschmecken ließ, fuhr ihn heftig an, daß er seiner Esel nicht besser geachtet hätte, und forderte Bezahlung für seinen Claret.

Der Bauer aber ließ sich dadurch nicht aus seiner Ruhe bringen und erwiderte: „Was wollt Ihr denn? Haben meine Esel Claret gesoffen, so habe ich's ihnen nicht geheißen."

Der Apotheker faßte diese Antwort als Spott auf; er ließ darum den Bauersmann vor den Bürgermeister fordern und ver-



klagte ihn heftig. Er verlangte nicht nur, daß der Bauer ihm seinen Claret bezahle, sondern auch, daß er dafür bestraft werde, daß er seine Esel nicht fest angebunden hätte und die Tiere also leichtlich auch andern Schaden in der Stadt hätten anrichten können. Der Bauer dagegen sprach: „Ich bitte diese Klage als nichtig zu erkennen. Hätte der Apotheker seine Haustür geschlossen

und seinen Claret verwahrt, und es wäre ihm dennoch von mir oder meinen Eseln etwas Unrechtes geschehen, so müßte ich ihm billig seinen Schaden ersetzen. Solches ist aber nicht geschehen; er hat vielmehr seine Haustür offen gelassen, daß meine Esel ungehindert in sein Haus gehen konnten. Und so muß ich denn auf Schadenersatz klagen, wenn meine Esel von dem Trunk etwa krank würden oder stürben."

Der Bürgermeister wußte anfangs nicht, wie er den Ansprüchen der beiden gerecht werden sollte. Endlich kam ihm ein guter Gedanke, und er sprach: „Wie wäre es, wenn ihr auf beiden Seiten das leiden wollt, was ich für recht ansehe?" „Warum nicht?" sagten sie. Also fragte der Bürgermeister den Apotheker, ob die Esel beim Trinken gestanden oder gesessen hätten. „Ei, was fragt Ihr da, Herr?" sprach der Apotheker, „es waren keine Bänke bei dem Claret, und die Esel werden wohl wie alle Esel beim Trinken gestanden haben." Da antwortete der Bürgermeister: „Wohlan, so weiß ich nichts anderes zu erkennen, als daß den Eseln der Trunk als ein Ehrentrunk zu rechnen sei, da Ihr selbst achtet, sie hätten dabei gestanden, und Ehrentränke, die die Stadt ihren Gästen reicht, läßt sie sich nicht bezahlen. Hätten die Esel aber gesessen, so müßte man es wohl für eine Zeche erklären, und der Bauer würde dann für seine Esel bezahlen müssen."

Der Apotheker sah wohl, daß auch der Bürgermeister seinen Schaden ins Lächerliche zog, und weil er fürchtete, er möchte sonst noch mehr des Spottes zu leiden haben, so vertrug er sich mit dem Bauer, der sich, nachdem seine Esel ihren Rausch ausgetummelt hatten, vergnügt auf den Heimweg machte. Nach K. Seifart und A. Richter.

Die Kreuzfreiheit.

Zwei Stadtteile Hildesheims führten und führen noch den Namen Freiheit, die nächste Umgebung des Domes (Domfreiheit) und der Kreuzkirche (Kreuzfreiheit). Sie standen außerhalb der städtischen Gerichtsbarkeit. Verbrecher, die sich aus der Stadt dorthin flüch-

teten, durften nicht ergriffen werden, solange sie unter dem heiligen Schutze der Freistätten weilten. —

Vor vielen, vielen Jahren diente in dem jetzigen Wedekindschen Hause am Altstädter Markte ein bildhübsches Mädchen bei einem Tuchhändler als Ladenjungfer. Das Mädchen war fleißig, gut und brav, nur hatte es den Fehler, daß es zuweilen einen „bösen Kopf aufsetzte“ und ihm dann leicht die Galle überlief.

So geschah's auch eines Tags, daß ihr früherer Bräutigam, der sie treulos verlassen und eine andere genommen, höhnisch in den Laden trat und etwas zu kaufen verlangte. Da überlief die Jungfer der Zorn, welcher tut, was vor Gott nicht recht ist; sie ergriff ein auf dem Ladentische liegendes Messer und stieß es dem Treulosen ins Herz, so daß er niederstürzte und auf der Stelle tot war.

„Jeses, Marie un Josep!“ rief ihr herzueilender Brotherr, „Mäken, wat häst du anerichtet, mak, dat du wat biste wat häste up de Friheit kummst, süs biste en Kind des Dodes!“

Die Jungfer ließ sich das nicht zweimal sagen und lief, was sie laufen konnte, durch die sich ansammelnden Leute, von welchen keiner sie aufhielt, weil sie bei allen beliebt und die Falschheit ihres treulosen Bräutigams bekannt war. Unaufgehalten erreichte sie auch glücklich die Kreuzfreiheit, wo sie in ein Haus flüchtete, dessen Bewohner sie liebevoll aufnahmen. Durch Arbeitsamkeit und Freundlichkeit gewann sie die Gunst des Hausherrn so sehr, daß dieser nichts dagegen hatte, als sein Sohn erklärte, er wolle das Mädchen heiraten. Der Vater gab seinen Segen dazu, und so lebte denn die Totschlägerin fortan als eine ehrsame Hausfrau in dem Hause auf der Freiheit, bis sie steinalt wurde und nicht allein Kinder, sondern auch Großkinder aufzog. Es ging ihr nichts ab, nur durfte sie niemals das Haus verlassen; aber darin fand sie sich mit den Jahren.

Da geschah es einst, daß sie an einem Sommernachmittage auf der Schwelle ihrer Haustür saß und zwei ihrer kleinen Großkinder wartete. Unversehens lief nun das eine Kind auf die Mitte der Straße, und, als nun gerade ein schwer beladener Wagen rasch

des Weges fuhr, sprang die erschrockene Großmutter auf und lief dem Kinde nach über die Grenze, um es vor dem Überfahren zu bewahren. Glücklich zog sie auch das Kind von den Rädern hinweg und rettete sein Leben. Aber des Kindes Leben war ihr Tod; denn bei dem Rettungswerke war sie über die Mitte der Straße hinausgelaufen, ward ergriffen und mußte ihr Leben auf dem Rabensteine enden.

Nach Karl Seifart.

Liebe errettet vom Galgen.

Wer Vater und Mutter nicht folgen will, der muß dem Kalbfell folgen, das ist ein Sprichwort, aber auch ein wahr Wort. Einem jungen, hübschen Kaufmannssohne in Hildesheim war es nicht an der Wiege gesungen, daß er einst zweierlei Tuch tragen und als gemeiner Soldat das Gewehr schultern sollte. Von Herzen war er auch nicht schlecht, aber böse Buben hatten ihn zu Spiel und Trunk verführt, so daß er das Seinige durchbrachte und ein Nagel zu seiner Eltern Sarge wurde. Da kam „Reuling“ bei ihm zu spät, er wußte nicht aus noch ein und ließ sich aus Verzweiflung anwerben.

Dazumal war es aber ein weit schlimmeres Ding Soldat zu sein, als heutzutage, wo es eine Ehre ist. Spießruten, Galgen und Rad waren noch Mode, und an die Prügel war man so gewöhnt wie ans Kommisbrot. Dennoch ging's mit unserm Windhans eine Zeitlang recht gut, und schon hatte er's, da er fertig lesen und schreiben konnte, zum Korporal gebracht, als sein Leichtsinn wieder über ihn kam und ihn zu Spiel und Trunk verführte. Wen aber der Teufel erst bei einem Haar gefaßt hat, den hat er auch bald bei Rock und Kamisol; es dauerte nicht lange, so wurde aus dem Spieler ein Dieb, er stahl seinem Unteroffizier eine Uhr, aber das kam aus, und der Dieb wurde zum Galgen verurteilt.

Als man nun das von Gott und Menschen verlassene junge Blut zum Galgenberge hinausführte und der Zug eben beim Immengarten angekommen war, erhob sich auf einmal ein großes

Geschrei und Jubilieren, und eine schöne Jungfer in weißem Kleide und mit einem grünen Kranze auf dem Kopfe fiel vor dem Hauptmann nieder und erbat sich den Sünder, um den ihr schon lange heimlich das Herz geblutet hatte, zum Ehemann. Da ward nach dem damaligen Recht ihr Wille erfüllt, und statt zum Galgenberge ging's mit dem Deliquenten ins Hochzeitshaus. Auch ist er nachher ein guter Mensch geworden; denn seine Frau, der er sein Leben zu verdanken hatte, hielt ihn in guter Zucht.

Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat, sagt Jesus Sirach.

Karl Seifart.



Das Schauteufelskreuz.

An der Ecke des alten Marktes in Hildesheim steht ein uralter Stein mit einer betenden Figur. Der Stein und der zunächst gelegene Platz heißt das Schauteufelskreuz. Es ist dieser Stein einem Schauteufel, der hier jämmerlich umkam, zum ewigen Gedächtnis errichtet. Die Sache verhielt sich so:

Vor vielen hundert Jahren stellten die Hildesheimer jährlich einen großen Fastnachtszug an, wobei viel Scherz und Mutwillen

getrieben wurde. Dem ganzen Zuge vorauf liefen die Schauteufel, die in ihrer schwarzen Mummerei mit Hörnern und blutroten Zungen schrecklich anzusehen waren. Das war viele Jahre hindurch ganz gut gegangen. Aber man soll den Teufel nicht an die Wand malen und noch weniger sein Kleid anziehen. — Jetzt sind es nun bald fünfhundert Jahre her, als ein ausgelassener junger Gesell sich beim Fastnachtsaufzuge zu der gottlosen Mummerei hergab. Schon hatte er mit seinem Haufen viele Straßen, die Leute neckend und schlagend, durchtobt, als er auch den Lehrling eines Kürschners, der Getränke holte, angriff. Dieser aber schlug mit seiner schweren Kanne zu und traf den Schauteufel so unglücklich, daß er tot zu Boden stürzte. Der Magistrat verbot seitdem das Schauteufellaufen ein für alle Male. Auf dem Platze aber, wo die Untat geschehen war, wurde das Denkmal errichtet. —

Andere erzählen, das Schauteufelskreuz habe ein Schuster gestiftet, der vor vielen Jahren an der Ecke des alten Marktes wohnte. Dieser Schuster wußte vor Hunger und Kummer weder aus noch ein und faßte endlich den gottlosen Entschluß, einen Bund mit dem Teufel zu machen. Er stahl deshalb bei Nacht und Nebel von der Dombibliothek den Höllenzwang, der dort an einer großen Kette lag und beschwor den bösen Feind. Dieser, der nie lange auf sich warten läßt, wenn er eine Seele wittert, die für seiner Großmutter Kaffeekessel reif ist, erschien auch bald und fragte nach seinem Begehr. Der Schuster verschrieb ihm gegen drei Himpten Geld seine Seele unter der Bedingung, daß ihm der Teufel die Seele lassen sollte, wenn er nach Jahresfrist wiederkehrte und fände, daß das ganze Geld bis auf Heller und Pfennig nur zu einem Gott wohlgefälligen Zweck angewandt sei. Das war der Teufel gern zufrieden und fuhr hohnlachend davon; denn er konnte wohl denken, daß der verhungerte Schuster, wenn er auch Kirchen und Klöster reichlich bedächte, doch einen großen Teil des Geldes für seinen bellenden Magen und seine durstige Seele verwenden würde, und wenn er einmal ins Wohlleben gekommen wäre, würde es mit andern Dingen, die Gott nicht wohlgefallen, keine Not haben.

Der Schuster aber war nicht von ehegestern und dachte bei

sich: Hast du so lange in Hunger und Kummer gelebt, so wirst du es auch wohl noch ein Jahr aushalten, trug also seine drei Himpten Geld zum Goldschmied und ließ ein großes silbernes Kreuz daraus machen: das nahm er mit sich nach Hause und erwartete nach Ablauf des Jahres ganz ruhig den Teufel. Dieser blieb auch nicht eine Minute länger aus, war aber sehr erstaunt, als er den halbverhungerten Schuster noch ebenso wie vor einem Jahre in seiner ärmlichen Schusterstube den Pechdraht ziehen sah. „Was hast du mit dem Gelde gemacht?“ fuhr ihn der Teufel an. — „Schau, Teufel, dieses Kreuz!“ rief der Schuster, indem er aufsprang und ihm das silberne Kreuz entgegenhielt. Da zerschlug der Teufel bitter und böse ein Sach Fenster und fuhr fluchend und stinkend davon.

Der Schuster aber lachte sich ins Fäustchen, ließ sein Kreuz wieder einschmelzen und war von nun an ein steinreicher Mann. Zum Dank für seine Erlösung aus des Teufels Krallen ließ er den Denkstein setzen, der noch heute das Schauteufelskreuz heißt.

Nach Fr. Kassebeer und K. Seifart.

Der Hühnerkönig in Hildesheim.



Vor uralten Zeiten ist einmal eine ganz wunderbare Geschichte in Hildesheim passiert, und noch heute weiß niemand, was er eigentlich dazu sagen soll.

Da wohnte auf dem alten Markte in einem baufälligen Hinterhause seit Menschengedenken ein Mann, von dem man nicht wußte: Wer bist du und was machst du? Er ging selten aus und hatte selbst für die nächsten Nachbarn kein anderes Wort als „guten Tag“ und „guten Weg.“ Wollte ihn einmal jemand fragen, wer eigentlich seine „Hühner und Gänse“ (Ver-

wandte) wären, wo ihm die Bademutter das erste Bad gegeben und womit er den Tag hinbrächte, so wurde er grob und brummte in den Bart, das gehe keinen etwas an, jeder sollte vor seiner Tür kehren.

Damit kam er auch durch, denn die Polizei fragte auch nicht: Woher und wohin? — Warum? Weil es damals noch keine gab. Wer ruhig seine Straße ging und keinem etwas in den Weg legte, mochte er von Buxtehude oder aus dem „Putjahrlande" gekommen sein, das war den Herren auf dem Rathause einerlei. Auch hatten sie damals dort mehr zu tun, als sich um solch einen alten „Stakettenflicker" zu bekümmern; denn schwere Kriegsläufte hatten Stadt und Rat in Schuld und Ungeduld gebracht, und wenn man glaubte, es sei endlich Frieden, so wimmelte es wieder auf dem Galgenberge und auf dem Krehla von fremdem Fuß- und Pferdevolk, welches die Stadt mit Sengen und Brennen bedrohte, so daß der Not kein Ende abzusehen war. Endlich legte sich der Feind gar dicht vor die Wälle und ließ niemand in die Stadt außer Hans Hunger, der ward denn auch bald allerorts Küchenmeister und quälte die Leute gottserbärmlich.

Wie nun die Hungersnot aufs höchste gestiegen war, ließ der Rat austrommeln, daß niemand bei Hals und Hand heimlich für sich Lebensmittel bewahren solle; was ein jeder von Vorräten habe, solle er aufs Rathaus bringen, damit es zu gleichen Teilen gehe. Als nun das Ratsgebot auch auf dem alten Markte ausgetrommelt wurde und die armen Leute weinten und jammerten ob der Not, stellte sich der alte Stakettenflicker mitten auf die Straße, stemmte die dürren Arme in die Seiten und lachte, daß ihm die Augen übergingen. Da wurden die Leute bitterböse und schalten und bedrohten den herzlosen Kerl, weil er bei solchen Wehtagen noch lachen könne. Doch der Alte meinte: „Warum soll ich euch dumme Teufel denn nicht auslachen? Ihr jammert um einen Brocken Brot, und die Hühner und Hähne sitzen zu Hunderten über euch auf den Dächern, schütteln die Köpfe und wundern sich, daß ihr sie ungerupft und ungebraten laßt!"

Da guckten die wolfshungrigen Leute wohl nach den Dächern: als sie aber dort nur zwitschernde Sperlinge sitzen sahen, — denn

Sperlinge hat es allezeit in Hildesheim noch mehr gegeben als in Ulm — wurden sie ganz wild über den Spott und wollten den alten Bösewicht steinigen. Kaum aber hatte ein Schusterjunge den ersten Stein gehoben, als der Alte laut aufschrie: „Kückerückü, kückerückeck,“ komet alle beu meck!“ Und kaum war das Wort gesprochen, so erhoben sich alle Sperlinge der Stadt gleich einer finsteren Wolke über den Dächern und stürzten als tausend und abertausend kollernde und gackernde, wohlgewachsene Hühner und Hähne in die Straßen herab: denn sie waren so fett, daß sie sich nicht in der Luft halten konnten. Hei, da ging's aber an ein Greifen und Halsumdrehen und später an ein Kochen und Braten, als ob der Bürgermeister Hochzeit hielte, und an die Stelle des Jammers und der Wehetage traten lauter Lust- und Freudentage! Ja, die Bürger wurden übermütig, bestiegen vor den erstaunten Feinden die Wälle, tanzten und jubelten und warfen den Feind anstatt mit Steinen und Kugeln mit gebratenen Hühnern und Hähnen.

Wie das der feindliche Feldhauptmann sah, sagte er zu seinen Leuten: „Kinners, de Düwel helpet den Hilmischen!“ und kommandierte: „Rechtsum kehrt!“ Da zog das feindliche Fuß- und Pferdevolk unter dem Hohngelächter der Hildesheimschen ab und ließ die Stadt mit Frieden.

Wie noch alles in Dulcijubilo war, vergaß der wohlweise Rat doch seine Pflicht nicht und dachte den alten Stakettenflicker als den Erretter der Stadt reichlich zu belohnen, schickte also einen Bürgerboten nach dem alten Markte und ließ den alten Hühnerkönig nach dem Rathause entbieten. Der aber sagte zum Bürgerboten, wenn der Rat etwas von ihm wolle, so möchte er oben auf den Jakobsturm kommen. Und wie sich der Bürgerbote noch entsetzte ob der groben Antwort — da ging's: „Kückerückü, kückerückeck!“ und da flog der Alte als ein großer Hahn zum Fenster hinaus und über die halbe Stadt weg bis oben auf die Spitze des Jakobsturms.

Wie das nun stadtkundig wurde und man den großen Hahn oben auf der Turmspitze wirklich sitzen sah, kreuzten und segneten sich die Leute: denn nun wußte man, daß der alte Stakettenflicker

entweder der Böse selbst oder doch wenigstens einer seiner Hauptgesellen, das heißt ein ganz verteufelter Hexenmeister sein müsse. Da bekümmerte sich der Rat sehr, daß er einen solchen Höllenbrand nicht hatte aufs Feuer setzen lassen, und der Bürgermeister rief, die Faust schüttelnd, erbost zum Turm hinauf: „Härrn weu deck, sau brennen weu deck!" Der große Hahn aber lachte höhnisch, schlug mächtig mit den Flügeln und krähte, daß die ganze Stadt erdröhnte: „Kückerückü, kückerückeck, brennet en ohlen — Dreck!" Und damit flog er auf Nimmerwiedersehen auf und davon und hinterließ dem Rat und der Gemeinde ein Andenken, wie es wohl der Böse selbst zu hinterlassen pflegt, wenn er ausfährt.

Zum ewigen Wahrzeichen der wunderbaren Begebenheit ließ aber der Rat damals lauter Hähne auf die Turmspitzen setzen, die mußten die Gelbgießer gerade so groß machen, wie jener Höllenhahn gewesen war.

Karl Seifart.

Die Hexe und der Löffelhändler.



Ganz vor diesem wohnte ein Schuhmacher auf der Braunschweiger Straße, der eine böse Nachbarin hatte. Schon seit ein paar Jahren waren dem Schuhmacher immer die Schweine unsinnig geworden oder krepiert, so daß er in großen Schaden kam. Endlich gelang es dem Manne, wieder einmal zwei große Schweine aufzuziehen, das wurden „prächtige Stücke", so groß wie Esel. Darüber hatte nun der Schuhmacher eine unbändige Freude, tat den Schweinen mit Hege und Pflege alles zu Liebe und wurde ordentlich stolz, wenn Bekannte kamen und seine Schweine lobten.

Vierzehn Tage vor Weihnachten sollten die Schweine geschlachtet werden, da kam den dritten Tag vorher die böse Nachbarin über die Hecke und bat um einen Haspel. Der Schuhmacher hatte schon lange einen Pik auf die Frau gehabt und wollte ihr den Haspel nicht geben; seine Frau aber, die nicht gut nein sagen konnte, ließ es geschehen, daß die Nachbarin den Haspel nahm, und begleitete sie bis auf den Hof. — „Ach, was machen denn die Schweine", sagte da die Nachbarin, „davon ist ja die ganze Stadt voll, ich muß doch die Dinger auch einmal sehen." Die arglose Schuhmacherfrau zeigte der Falschen die Schweine und bemerkte nicht, daß die „Dakhexe" dreimal heimlich ausspuckte und den Haspel, den sie in der Hand hielt, unvermerkt rückwärts drehte. Nun war sie vor Freuden über die schönen Schweine ganz außer sich und ging lachend mit ihrem Haspel davon.

Den andern Tag ging der Schuhmacher wie gewöhnlich, wenn er eben aus dem Bette aufgestanden war, nach dem „Schweinskoben:" — ach du große Güte! Da lag seine größte Herzensfreude verreckt und streckte alle Viere von sich.

Der Mann wurde ganz unsinnig, schrie und raste im Hofe und im Garten herum: „Ach, meine schönen Schweine! Ach, meine schönen Schweine!" so daß alles zu Tür und Fenster kam. Auch die böse Nachbarin guckte über den Zaun und rief: „Nun, Nachbar, was ist's denn wieder mit den Schweinen, die habe ich ja noch gestern frisch und gesund gesehen?"

„Hah, hah, hast du sie gestern frisch und gesund gesehen, du Donnerhexe, so müssen sie heute wohl tot sein," rief der Mann, sprang über den Zaun, nahm eine Bohnenstiefel und schlug so fürchterlich auf die Nachbarin los, daß er sie gewiß totgeschlagen haben würde, wenn nicht andere Leute zugesprungen wären. — Dem Schuhmacher wurde es von der Wut und dem Ärger ganz schlimm, er mußte sich zu Bett legen und bekam ein heftiges Fieber.

So lag er bis Fastnacht und länger, und es wurde von Tag zu Tage schlimmer mit ihm. Besonders heftig packte ihn morgens

und abends zwischen sechs und sieben das Fieber mit Hitze und mit Kälte, daß er hoch aufflog im Bette. Es war ein Jammer anzusehen, und kein Doktor konnte ihm helfen. —

Da kam einmal ein Löffelhändler aus dem „Oberlande“ in des Schuhmachers Haus, sah den Jammer mit an und fragte die Schuhmachersfrau und die Gesellen nach allem scharf aus. Als er nun von dem Vorfall mit den Schweinen und von dem Ärger über die böse Nachbarin gehört hatte, sagte er adjö und ging mit seinen Löffeln in der Nachbarin Haus; das war gerade gegen sechs Uhr abends. Der Hausierer bot nun der Frau seine Löffel an und handelte mit ihr. „Ach, wie wird mir doch auf einmal so schlimm, gute Frau“, sagte der Mann, als es eben sechs schlug, „erlaubt doch, daß ich mich erst ein bischen hier ausruhe.“ „Wohl erlaubt“, sagte die Frau, „setzt Euch da nur ganz still an den Ofen und rührt Euch nicht an, Ihr seht auch ganz erschrecklich aus, wartet, ich will Euch ein Warmbier kochen.“ Der Mann setzte sich wie ganz ermattet auf den Stuhl, und die Frau ging in die Küche.

Bald ließ der Mann den Kopf auf die Brust sinken und schnarchte; die Frau kam wieder in die Stube, und als sie sah, daß er schlief, murmelte sie vor sich hin: „So is et recht, Männeken“ und ging wieder in die Küche. Der Löffelmacher aber stellte sich nur so, als ob er schliefe, und als das schlimme Weib wieder in der Küche war, hörte er darin ein leises Gemurmel. Er legte das Ohr an die Wand, das Gemurmel wurde immer lauter und lauter, und zuletzt hörte er ganz deutlich, daß das Weib immer sprach:

„Derwit, derweit, nu bist du heit,
Derwit, derwoolt, nu bist du koolt,
Hest meck nich umsüs versohlt!“

Da schlich der Mann auf den Zehen an das Küchenfenster und sah, wie die Frau ein kleines Eisen ins Feuer hielt, den seltsamen Spruch sprach, das Eisen wieder aus dem Feuer nahm und in einen Napf mit Wasser steckte. Hatte das Eisen im Wasser aus-

gezischt, so steckte sie es wieder ins Feuer und so immer „umschicht“ und immer schneller. Und schneller und immer schneller sprach sie auch ihren Spruch, verdrehte die Augen, trampelte mit den Füßen, und ging es ihr zuletzt wie ein Mühlrad immer aus dem Munde: „Derwit derweit! Derwit derweit! Derwit derweit!“ Sie sah und hörte nichts mehr.

Jetzt ist es gute Zeit, dachte der Löffelmacher, schlich sich an das Straßenfenster, sprang heraus und schrie um Hilfe. Leute liefen herbei und in das Haus, da fanden sie die Hexe in der Küche in Krämpfen liegen und nahmen sie gefangen. Das kleine Eisen aber, welches sie fest in der Hand hielt, war ein Ort, welcher dem kranken Schuhmacher vor langer Zeit weggekommen war. Von der Stunde an fühlte sich der Schuhmacher besser und war schon wieder ganz auf, als die Hexe gebrannt wurde.

Karl Seifart.

Der Werwolf im Finkenberge.

Vor vielen, vielen Jahren hieß es einmal, im Finkenberge bei Hildesheim hielte sich ein Wolf auf. Da nahmen die Bürger aus der Stadt ihre Gewehre, um den Wolf zu schießen. Sie jagten und jagten, aber es ließ sich kein Wolf sehen: darum glaubte man, daß es nur so ein Geschwätz gewesen wäre, und ging zu Hause.

Schon am andern Morgen aber kam die Nachricht in die Stadt, daß der Wolf auf dem Moritzberge in einen Schafstall gebrochen sei und die Schafe zusamt dem Schäfer erwürgt habe. Nun umstellte man das ganze Holz, durchsuchte jeden Busch, aber umsonst. Da schüttelte ein alter Jäger, der mehr als Brot essen konnte, bedenklich den Kopf und meinte, das ginge nicht mit rechten Dingen zu, der Wolf müsse ein Werwolf sein, gegen den könne kein Jagen helfen, aber man solle ihn nur machen lassen. Die Leute waren gern mit dem zufrieden, was der Jäger tun wollte, und dieser stellte nun eine Falle auf, in welcher er drei ganz kleine Kreuze von Osterholz versteckte.

Als man am andern Tage nachsah, war die Falle richtig zugeschnappt, und was saß darin? Ein versoffener Schneider vom Moritzberg. „Nun wahr' dich, du Werwolf!" rief der alte Jäger, warf dem Bösewicht einen Zaum über den Kopf und schleppte ihn zum Galgen. Das Volk jubelte, als man den Bösewicht aufzog; aber bald verkehrte sich sein Jubel in Staunen und Verwunderung. Mit offenen Mäulern guckten und guckten die Leute nach dem Gehenkten, — doch da hing am Galgen weder ein Wolf noch ein Schneider, sondern ein Bund Stroh.

Karl Seifart.



Der schlaue Pater Küchenmeister.

In das Kloster Marienrode bei Hildesheim kam eines Tages weinend die Frau des Küsters zu Söhre und klagte den geistlichen Vätern, daß ihr die fürstlichen Soldaten eben auf Befehl des Amtsschreibers von Marienburg ihre einzige Kuh gepfändet und

weggetrieben hätten. Göhre gehörte aber unter die Gerichtsbarkeit des Klosters, und die Mönche hatten deshalb schon manchen Streit mit den Fürstlichen gehabt. Als sie nun von diesem neuen Eingriff in ihre Rechte hörten, wurden sie fuchswild, wußten aber weder sich noch der Küsterin zu helfen. Von dem Schutze des Kurfürsten von Hannover, unter den sie sich freiwillig gestellt hatten, erwarteten sie auch nicht allzuviel. —

Endlich erhob sich der Pater Küchenmeister, ein derber und anschlägiger Mann, der schon oft guten Rat gegeben hatte. Er schlug vor, den mit der Kuh über die Heide ziehenden fürstlichen Soldaten aufzulauern und ihnen ihren Raub wieder abzunehmen: er selbst wolle gern an diesem Streifzuge teilnehmen. Da man sich nun auf Pater Küchenmeisters starke Fäuste ebenso gut verlassen konnte wie auf seinen anschlägigen Kopf, so erklärten sich bald noch drei handfeste Mönche zu dem Unternehmen bereit. Sie verkleideten sich als Heedenkerle, bewaffneten sich mit derben Knotenstöcken und begaben sich dann nach einem Hohlwege, durch den die Soldaten mit der Kuh kommen mußten.

Bald sahen sie, wie die Soldaten — es waren ihrer nur drei — gemächlich heranrückten und die gepfändete Kuh, welche sie mit ihren Gewehren und Tornistern bepackt hatten, sorglos vor sich hertrieben. Als sie nun in den Hohlweg gelangten, brachen plötzlich die vier Heedenkerle hervor und schlugen mit ihren Stöcken dermaßen auf die Soldaten los, daß sie erschrocken nach allen Seiten auseinanderprallten. Sie ließen Kuh und Gewehre im Stich und entzogen sich durch eilige Flucht den hageldicht fallenden Schlägen.

Hocherfreut über den gelungenen Streich trieben die Patres die gewonnene Beute dem Kloster zu, und die Soldaten hatten das Nachsehen. Aus der Ferne aber merkten sie nun auch, daß ihre siegreichen Gegner keine Heedenkerle, sondern Mönche von Marienrode gewesen waren. —

Kaum war dem Amtsschreiber von Marienburg diese wichtige Nachricht überbracht, als er sofort eine ganze Kompagnie Soldaten aufbot und ingrimmig mit dem Kriegsvolk über die Heide zog, um

das Kloster zu belagern. Als nun die Mönche den grimmigen Zug näher und näher anrücken sahen, entfiel ihnen der Mut, und sie beschlossen, allen Widerstand aufzugeben und sich vor dem weit überlegenen Feinde in den Hildesheimer Wald zurückzuziehen. Dem widersetzte sich der tapfere Pater Küchenmeister aufs heftigste, allein vergebens. Alles nahm Reißaus, und nur der Pater Küchenmeister blieb zurück uud sann auf Mittel zur Rettung des Klosters.

Wie er nun so hin- und hergrübelte, kam ihm die gute Küstersfrau aus Göhre, welche noch innerhalb der Klostermauern weilte, sehr gelegen in den Weg, und das Rettungsmittel war gefunden. Nachdem er mit der klugen Frau Rat gehalten, sah man diese bald, mit einem leeren Tragkorbe beladen, hastig über die Heide eilen. „Halt!" riefen die fürstlichen Soldaten, verfolgten das jämmerlich schreiende Weib, holten es bald ein und brachten es vor den Amtsschreiber ins Kriegsverhör.

Anfangs wollte die Frau vor Weinen nicht zu Worte kommen, als man sie fragte, mit welcher Botschaft sie im feindlichen Kloster beauftragt sei. Nach fürchterlichen Drohungen aber gestand sie, daß sie in Göhre und Diekholzen alle Eier aufkaufen solle; denn das ganze Kloster stecke voller kurhannoverscher Rotröcke, und dies wilde Kriegsvolk wolle nur immer und immer wieder Eier fressen.

Erschrocken und mit langen Gesichtern vernimmt der Kriegsrat die unwillkommene Kunde und schaut besorgt nach dem Kloster, welches so gefährliche Gäste barg, und siehe, da zeigte sich schon einer der Rotröcke auf der Mauer. Es war ein Trommelschläger, der grimmig das Kalbfell bearbeitete, um seine Kameraden zu einem Ausfall zu sammeln. —

Der Amtsschreiber hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als zum Rückmarsch im Laufschritt blasen zu lassen, und niemand jubelte lauter darüber als der Trommelschläger auf der Klostermauer; denn das war kein anderer als der Pater Küchenmeister im roten Rock eines Chorknaben.

Nach A. Richter und K. Seifart.

Der Huckauf.

Man hat wohl recht, wenn man sagt: „Die Nacht ist keines Menschen Freund.“ Aber am hellen Mittag ist's auch nicht sauber, wenn man so ganz allein im Holze ist, und ringsumher ist alles totenstill.

Da ist es einem Manne aus Göhre übel ergangen. Der suchte Heidelbeeren im Ziegenberge und legte sich gegen Mittag, als alle, die mit ihm ausgezogen, schon wieder nach Göhre heruntergegangen waren, unter einen großen Baum zum Schlafen nieder. Wie er eben die Augen zudrücken will, ruft es hinter ihm: „Hoho, hoho!“ Erschrocken springt der Mann auf, sieht sich nach allen Seiten um und erblickt außer den summenden Bienen und Käfern ringsumher kein lebendiges Wesen. Nur oben in der höchsten Spitze des Baumes saß ein Rabe, der war wohl so groß wie eine Gans, und starrte mit so grimmigen Augen auf den Mann, daß diesem ganz ängstlich ums Herz wurde. „Ei, du Teufelsvieh“, schimpfte der Mann, „du sollst mich doch nicht länger im Schlafe stören,“ hob einen Stein auf und warf ihn nach dem häßlichen Vogel. Da flog der Rabe mit lautem Gekrächze davon, und der Mann legte sich wieder zum Schlafen nieder.

Kaum aber hatte er ein Auge zugedrückt, da rief es wieder hinter ihm: „Hoho, hoho!“ Der Mann fuhr auf und griff wieder nach einem Stein, aber da war kein Rabe mehr zu sehen; die heißen Sonnenstrahlen schienen so matt durch das von keinem Lüftchen bewegte Laub, und es wurde recht grausig an dem Orte. Da dachte der Mann: Hier ist nicht gut sein, betete und machte sich auf den Weg nach Göhre. Aber eben hat er ein paar Schritte getan, als ihm etwas mit dem Geschrei: „Hoho, hoho!“ auf den Nacken springt. Der Mann rüttelt und schüttelt sich, um die Last los zu werden, aber vergebens; wie ein Mehlsack hängt es ihm auf den Schultern, und im Angstschweiß keuchend schleppt er sich mit seiner schweren

Last mühsam den Waldweg entlang. Endlich ist der Waldrand erreicht, die goldenen Kreuze der Stadt- und Dorfkirchen blinken dem Geplagten entgegen, und plumps — fällt es ihm von den Schultern.



Was es aber gewesen ist, was der Mann schleppen mußte, das hat er nicht gesehen; denn er hütete sich wohl, sich umzugucken, sondern lief spornstreichs auf Göhre zu. Und das war sein Glück; denn der Huckauf war's gewesen, ein böser Geist: wem der auf dem Nacken sitzt, der muß vorwärts, so lange er kann oder so lange es dem Geiste gefällt, und wer sich nach ihm umsieht, dem bricht er das Genick. Das hat schon mancher Dieb erfahren, dem plötzlich in stiller Mittagsstunde der Huckauf auf den Rücken sprang und den Hals umdrehte.

Und wer's nicht glauben will, der gehe nach Hildesheim auf den Hohenweg, wo man dem Huckauf sogar ein Denkmal errichtet hat. Dort hockt er als tückischer Zwerg auf dem Rücken eines Apfeldiebes, und an dem Sockel darunter stehen die warnenden Worte:

„Junge, lat dei Appels stahn,
Süß packet deck dei Huckup an;
Dei Huckup is en starken Wicht,
Hölt mit dei Stehldeifs bös Gericht!“

Nach Karl Seifart.

Lehnort.

Ein Bauer hinter dem Roten Berge war ohne seine Schuld so sehr heruntergekommen, daß er nicht mehr aus und ein wußte. Und da er bei niemand Hilfe fand, ging er hin und kaufte sich für seinen letzten Matthier einen Strick, um sich aufzuhängen. Als er so ins Holz ging und nach einem passenden Baume suchte, begegnete ihm bei einem großen Steine ein kleines Männlein, das ihn fragte, was er vorhabe. „Was ich vorhabe?" sprach der Bauer, „mir ist mit der Welt nichts mehr gedient. Ich sitze bis über beide Ohren in Schulden, und keiner will mich herausreißen; da will ich nun ein Ende davon machen und mich an den ersten besten Baum hängen." „Das ist ein häßlicher Tod," sagte der Zwerg. „Höre, ich will dir einige hundert Taler lehnen; arbeite dich damit durch, und wenn du wieder im Wohlstand bist, bring mir das Geld wieder. Wenn du bezahlen willst, so klopfe nur dreimal hier an den Felsen und rufe dreimal: Lehnort!" Der Bauer nahm das Geld mit Freuden an, ging damit nach Hause, bezahlte seine Schulden und arbeitete sich wieder in die Höhe.

Als er das Geld, welches ihm der Zwerg geliehen, wieder erübrigt hatte, ging er in den Wald, klopfte dreimal an den Felsen und rief mit lauter Stimme: „Lehnort! Lehnort! Lehnort!" Alsbald öffnete sich der Stein, und ein Zwerg trat heraus. Der Bauer gab seine Absicht zu erkennen, daß er gekommen sei, das Geld wieder zu erstatten. Da sprach der Zwerg: „Lehnort ist gestorben, aber er hat vor seinem Tode bestimmt, wenn du das Geld brächtest, so sollten wir es nicht annehmen, sondern es dir für immer schenken, weil du so rüstig zugegriffen und dich wieder in die Höhe gearbeitet hast." — Indem das Männlein noch mit ihm redete, sah der Bauer, wie die Zwerge den toten Lehnort in einem gläsernen Sarge dahin trugen. Hinter dem Sarge gingen lauter kleine Männchen mit langen schwarzen Röcken; auf dem Deckel saßen vier weiße Täubchen, zwei zu dem Haupte und zwei zu den Füßen. Und der Fußboden der Höhle war von Moos, die Wände glänzten von lauter Gold und Edelsteinen, und alles Hausgerät war mit

schwarzem Flor behangen. Traurig darüber, daß er seinen Wohltäter nicht mehr sprechen konnte, ging der Bauer nach Hause, lebte aber glücklich und zufrieden mit seiner Familie, half manchem Notleidenden, und alle dankten dem guten Zwerge noch in seinem Grabe.

Nach Seifart u. Colshorn.

Der Hülfersberg bei Sarstedt.

Dotemalen, as dei drüttigjährige Krieg maket weren solle, güngen dei katholischen Soldaten tauirst na Hilmeßen un wollen dat ganze Nest in Klumpen scheiten, wenn se nich uphören wollen, luthersch tau wieren. Doch dei Hilmschen Börgers wören sau klauk as en Minsche un dachten, bange maken gelt nich, wenn ok dei Dübel sülost kummt. Sau dachte dei General Pappenheim, holt, dachte hei, hier gift et wat up de Lappen, most maken, dat du füdder kummst, denn dei Hilmschen Börgers, dachte hei, fackelt nich.

Sau was et nu gut, hei harre hürt, dat ok in Sastie (Sarstedt) dei Lüde alle luthersch würen, un sau dachte hei denn, teuf, dei schüllt nu mal hotte hüren. Nu tog hei mit sienen Soldaten up Sastie los, un eine vertel Stunne darvorre, boben op einen Barge, make hei Halt. Sau schicke hei nu sienen Adjutanten in dei Stadt un leit den Sastieschen Borgemester seggen, dat hei da würe, un entweder schöllen se seck ergieben un katholsch wieren, oder se schöllen starben. Dat is starken Toback, dachte dei Borgemester, un würe balle vor Angst int Muselock kropen. Düt was gerade am 12. März.

Doch fate dei Borgemester en Harte, wo hei keint harre, gaf seck in siener Angst up de Strümpe un leit den ganzen Ort tohopeblasen. „Wat is hier tau maken“, seggt hei, „wenn wi üsch widersettet, sau drücket üsch dei Soldaten in 'ne Woft.“ Sau is denn dei Pastor ok da, un as hei dat hürt, segt hei: „Wi müget den Dübel verloren sin! Quackelsputzen sind Quackelsputzen; wenn de Not am größten, is de Hülpe am nächsten. Et fallt meck wat in:

Hüte, am 12. März, is de Gregorsdag, eck will meck en lang witt Hemd obersmieten, un da schüllt luter Mützenbänder annebunnen weren; in der rechten Hand hole eck einen blanken Degen, und da stäke eck 'ne Zitrone up, denn seie eck ut, as de Papst Gregor utesein hett. Dei ganzen Schaulkinder süllt seck ok en witt Hemd obertein un jeder 'ne bunte Sahne in der Hand holen, sau willt wi denn nahn General trecken." „Dei Slag gift Ôllig", segget se alle, un in Tiet von tein Minuten was alles klipp un klar. Dei Pastor tog mit den ganzen Kinnern los, un se sungen den lutherschen Gesang: „Ein' feste Burg ist unser Gott" — un de Klocken moßten datau lut weren.

As dei General den Zug von wieen kumen sagg, make hei en langen Hals un dachte: Dübel, dachte hei, wat schall denn dat? Se tügen nu nah den General, dei up den hogen Kippel stund, un süngen ühne den ganzen Gesang vor. De Pastor seggt nu den General, hei schüll doch de Sastieschen gewiehren laten, dei härren ühne ja noch nichts dahn. Un wat was te daune? Dei General kummandiere sienen ganzen Soldaten, se schöllen man wier nah Hus gahn. Jetzt tog de Zug wier nah Sastie, un se süngen den Gesang: „Nun danket alle Gott."

As se wierkumet, freggt dei Borgemester: „No, wu süht et ut?" De Pastor vertellt nu dei ganze Geschichte. As hei damie fertig is, seggt dei Pastor: „Hört mal, dei Barg, wo üsch hulpen is, schall nu Hülpersbarg heiten, un den twölften März willt wi taun Sierdage maken." Damie was alles inverstahn. Noch hüte ward de twölfte März fiert; denn tüt de Schaulmester mit den Kinnern in allen Stratens um, ein Junge hett en witt Hemd anne, mit Mützenbändern besettet, un hölt den Degen, wu ne Zitrone upesteckt, in der Hand, de annern Jungens hebbet alle bunte Sahnen un singet dei Gesänge: „Ein' feste Burg" un „Nun danket alle Gott." Davor lett de Schaulmester Speck un Eier sammeln. Jetzunder teiet se ok hen nah Gisten un Barnten, weil dei nahr Sastieschen Karken hört, un sammelt seck ok Speck un Eier. Dei Kippel up den Hülpersbarge aber, wu Pappenheim stahn hett, werd dei Kipphaut nennt, un da is taun Andenken en Bohm upeplantet, dei hütigen Dag noch da steiht.

Karl Seifart.

Von der Eulen zu Pein.



In dem Stift zu Hildensheim ist ein fest Haus oder Städtlein gelegen, Pina genannt; daselbst hat sich vor alten Jahren, als die Leut nit wie jetzund verschmitzt waren, ein seltsam und abenteuerlich Geschicht begeben, nämlich also:

Es war ungefähr des Nachts in eim Stall oder Scheuern eines Burgers der großen Eulen eine kommen, die man Schuhu nennt, und dorft sich vor Forcht der andern Vögel am Tag nit wieder heraustuen. Ein Knecht desselben Mannes wollt des Morgens früh Stroh langen und wird dieses Vogels gewahr, erschrickt heftig und lauft eilends hin, solches seinem Herrn anzuzeigen. Welcher, wie er dies Tier ersicht, nit mit wenigerm Schrecken denn der Knecht umbgeben, lauft und ruft die ganze Nachbarschaft, sich und die Seinen zu erretten, zusammen. Hiervon entstund gar bald durch den ganzen Flecken ein Rumor und Geschrei, also daß männiglich dies Monstrum umzubringen mit Harnisch, Büchsen, Spießen und Wehren, gleich als ob der Feind vorhanden, auch die Herren des Rats und der Burgermeister selbst diesem Haus zueilten. Doch in Summa: wer dies Tier ansah, ward gleich einem toten Menschen, so daß sie auch derhalben keiner Weibspersonen einigeswegs wollten gestatten, diesem Ort zu nahen.

Es war aber einer unter der Burgerschaft, von Person stark, der große Taten und Mannheit in Kriegen oft erwiesen, und andern fürnehmlich berühmpt. Dieser schalt der andern Kleinmütigkeit und sprach: Mit Ansehen würd man diesem greulichen Ungeheur nit widerstehen und es vertreiben, sondern man müsse den Ernst dagegen gebrauchen und an die Hand nehmen, auch sehe er wohl, daß sie alle zu Weibern worden und keiner den Fuchs beißen wollte. Ließ ihm damit seinen Harnisch, Degen und langen Spieß

bringen, lehnt ein besonder Leiter nach seinem Vorteil, allein hinaufzusteigen und zu sehen, was die ungewöhnliche Bestie vermöcht. Sein Fürnehmen ward von männiglichem gelobt, doch wieder von mehrenteil ganz sorglich geschätzt, befohlen ihn darumb dem lieben Ritter St. Georgen, wünschen ihm Kraft, Überwindung und schreien ihm im Hinaufsteigen alle zu: Er sollt mannlich fechten. Als er nun schier hinzukam und die Eul ihn ersahe, daß er an sie wollt, blieb sie still sitzen (denn von der Menge des Volks und dem Geschrei ward sie verwirrt, daß sie nit wußte, wo hinaus), verwendet die Augen, straubet die Federn, sperret die Flügel auf, gnagt mit dem Schnabel und ließ schrecklich ihre Stimme hören: „Schuhu, schuhu, schuhu!“ Da rufen sie alle insgemein: „Stich, stich, stich!“ Antwort der mannliche Held: „Ja, wer allhie stünde, würde nit sagen: Stich, stich, stich!“ Vor Ängsten hätte er wohl ins Futter getan und mußte halb ohnmächtig wieder herabsteigen; darnach war keiner, der sich dieser Gefahr unternehmen und bestehen wollt.

Nun war es andem, daß diese giftige Unart mußt dannen getan werden, oder aber der ganze Haufen Schadens, so daraus entspringen möchte, würde zu gewarten haben; denn sie glaubten alle, daß, wie die Eul mit dem Schnabel gnagte und schuhu sagte, hätte sie ihren stärksten Krieger vergiftet und tödlich beschädigt. Aus diesen erheblichen Ursachen ward mancherlei geratschlagt, doch letzlich des Burgermeisters Anschlag folg zu tuen beschlossen. Welcher, nachdem es eine ganze Gemein belangt und eine schwere sorgwürdige Sach wäre, sah er fürs best an, daß aus gemeinem Seckel diesem Mann für seine Scheuren, Stroh und Heuw, ja allen Kosten, ein gleiches geschehen und mit diesem Tier, dem doch niemand seiner Erschrecklichkeit halber genahen durft, verbrennt sollt werden. Denn besser wär es, dieser Mann, trüg Geduld des geringen Schadens, nähm Geld und bauwet ein ander und wohl bessere Scheuwren, denn sie alle Sorgen leben müßten. Also ward diese fromme Eul, der Seel Gock genädig sei, von den Peinern, die noch heutigestags das Gespött darumb leiden müssen, unschuldig und jammerlich umbbracht und ist noch bis auf diesen Tag nicht wieder lebendig worden.

Ist einer keck, zieh er gen Pein,
Und geh daselbst zum Bier und Wein,
Frag sie, was ihn' die Eul getan,
Warumb sie die verbrennet han,
Und trink mit ihn' den letzten aus;
Kommt er ungeschlagen wieder h'raus,
Will ich ihm, was er drin verzecht,
Duppelt bezahlen, wie es recht.

Nach Wilh. Kirchhofs Wendunmut.

Die Kniekuhlen.

Nicht weit von Peine liegen fünf gar tiefe Löcher. Sie sind mit Riedgras überwachsen; wer sich aber hinaufwagen wollte, würde versinken und käme wohl nimmer wieder ans Tageslicht. Denn die Löcher sind so tief, daß noch kein Mensch sie ausgemessen hat. Sie kommen aber auch von einem Riesen her, von dem die Leute noch heutigestags zu erzählen wissen.

Das mag ein Riese gewesen sein! Am Blocksberg suchte er sich von den gewaltigen Steinblöcken, die da umherliegen, einen aus, der war turmhoch; den nahm er auf seine Schulter und marschierte damit frisch über Berg und Tal, immer gerade aus. Mit weiten Schritten trat er über die Oker, die durchs Braunschweigerland fließt, und über die andern Flüsse, die ihm im Wege waren.

Als er jedoch bis Peine gekommen war, ging's nicht recht mehr. Denn weil er mit seinem schweren Tritt immer tief in die Erde hineinfuhr, hatte er die Schuhe voll Sand bekommen. Er verschnaufte sich daher ein bißchen, packte den Stein mit der einen Hand ein wenig fester, zog mit der andern die Schuhe ab und schüttete den Sand dahin. Wie das polterte! Da könnten die Menschen wohl tausend Fuder wieder wegfahren, und es bliebe doch noch viel liegen. Ein ganzer Berg war's geworden, der heute noch dort steht und der Laubberg genannt wird.

Nachdem es dem Riesen nun leichter geworden, ging er rüstig weiter und kam an ein Bächlein, das heißt Schwarzwasser; denn

es sieht etwas trüb aus von Morast und Erdöl. Dieses Bächlein achtete der Riese für nichts. Aber o weh! als er hinüberschreiten will, stürzt er, so lang er ist, in den Sumpf, und der Stein von seiner Schulter fliegt über seinen Kopf hinweg und sinkt tief in die Erde, nur die Spitze ragt turmhoch daraus hervor. Das ist der Riesenberg, von dem hacken die Leute schon Jahr und Tag, brechen hundert und über hundert Fuder davon, und doch will er nicht alle werden. An der Stelle aber, wo der Riese hingefallen ist, sind fünf große Vertiefungen entstanden. Zwei Löcher haben seine Kniee in die Erde gedrückt, zwei die Ellenbogen und eins der Kopf. Das sind die fünf Kuhlen bei Peine, die noch kein Mensch ergründet hat.

Nach Förster u. Quietmeyer.

Heinrich der Löwe.



Vor der Burg Dankwarderode zu Braunschweig steht das Denkmal eines ehernen Löwen; auch hängt im Dom daselbst eines Greifen Klaue. Davon lautet folgende Sage:

Vorzeiten zog Herzog Heinrich, der edle Welf, nach Abenteuern aus. Als er in einem Schiff das wilde Meer befuhr, erhub sich ein heftiger Sturm und verschlug den Herzog. Lange Tage und Nächte irrte er, ohne Land zu finden. Bald fing den Reisenden die Speise an auszugehen, und der Hunger quälte sie schrecklich. In dieser Not wurde beschlossen, Lose in einen Hut zu werfen, und wessen Los gezogen ward, der verlor das Leben und mußte der andern Mannschaft mit seinem Fleische zur Nahrung dienen. Willig unterwarfen sich diese Unglücklichen und ließen sich für den geliebten Herrn und ihre Gefährten schlachten. So wurde das Leben der Übrigen eine Zeitlang gefristet. Aber das Elend wollte kein Ende nehmen; zuletzt war bloß der Herzog mit einem einzigen Knecht noch auf dem ganzen Schiffe lebendig, und der schreckliche Hunger hielt nicht stille. Da sprach der Fürst: „Laß uns beide losen, und auf wen es fällt, von dem speise sich der andere." Über diese Zumutung erschrak der treue Knecht, doch, so dachte er, es würde ihn selbst betreffen, und ließ es zu. Siehe, da fiel das Los auf seinen edlen, liebwerten Herrn, den jetzt der Diener töten sollte. Da sprach der Knecht: „Das tu ich nimmermehr; und wenn alles verloren ist, so hab ich noch ein andres ausgesonnen: ich will Euch in einen ledernen Sack einnähen, wartet dann, was geschehen wird!" Der Herzog gab seinen Willen dazu; der Knecht nahm die Haut eines Ochsen, den sie vordem auf dem Schiffe gespeist hatten, wickelte den Herzog darein und nähte sie zusammen, doch hatte er sein Schwert neben ihn mit hineingestellt.

Nicht lange, so kam der Vogel Greif geflogen, faßte den ledernen Sack in die Klauen und trug ihn durch die Lüfte über das weite Meer bis in sein Nest. Als der Vogel dieses bewerkstelligt hatte, sann er auf einen neuen Fang, ließ die Haut liegen und flog wieder aus. Mittlerweile faßte Herzog Heinrich das Schwert und zerschnitt die Nähte des Sackes. Als die jungen Greife den lebendigen Menschen erblickten, fielen sie gierig und mit Geschrei über ihn her. Der teure Held wehrte sich tapfer und schlug sie sämtlich zu Tode. Als er sich aus dieser Not befreit sah, schnitt er eine Greifenklaue ab, die er zum Andenken mit sich nahm, stieg

aus dem Neste den hohen Baum hernieder und befand sich in einem weiten, wilden Walde. In diesem Walde ging der Herzog eine gute Weile fort; da sah er einen fürchterlichen Lindwurm wider einen Löwen streiten, und der Löwe schwebte in großer Not zu unterliegen. Weil aber der Löwe insgemein für ein edles und treues Tier gehalten wird und der Wurm für ein böses, giftiges, säumte Herzog Heinrich nicht, sondern sprang dem Löwen mit seiner Hülfe bei. Der Lindwurm schrie, daß es durch den Wald erscholl, und wehrte sich lange Zeit. Endlich gelang es dem Helden, ihn mit seinem guten Schwerte zu töten. Hierauf nahte sich der Löwe, legte sich zu des Herzogs Füßen neben den Schild auf den Boden und verließ ihn nimmermehr von dieser Stunde an. Denn als der Herzog nach Verlauf einiger Zeit, während welcher das treue Tier ihn mit gefangenem Hirsch und Wild ernähret hatte, überlegte, wie er aus dieser Einöde und der Gesellschaft des Löwen wieder unter die Menschen gelangen könnte, baute er sich ein Floß aus zusammengelegtem Holz, mit Reisig durchflochten, und setzte es aufs Meer. Als nun einmal der Löwe in den Wald zu jagen gegangen war, bestieg Heinrich sein Fahrzeug und stieß vom Ufer ab. Der Löwe aber, welcher zurückkehrte und seinen Herrn nicht fand, kam zum Gestade und erblickte ihn aus weiter Ferne. Alsobald sprang er in die Wogen und schwamm so lange, bis er auf dem Floß bei dem Herzog war, zu dessen Füßen er sich ruhig niederlegte.

Hierauf fuhren sie eine Zeitlang auf den Meereswellen; bald überkam sie Hunger und Elend. Der Held betete und wachte und hatte Tag und Nacht keine Ruh. Da erschien ihm der böse Teufel und sprach: „Herzog, ich bringe dir Botschaft: du schwebst hier in Pein und Not auf dem offenen Meere, und daheim zu Braunschweig ist lauter Freud und Wonne. Heute an diesem Abend hält ein Fürst aus fremden Landen Hochzeit mit deinem Weibe; denn die gesetzten sieben Jahre seit deiner Ausfahrt sind verstrichen.“ Traurig versetzte Heinrich, das möge wahr sein, doch wolle er sich zu Gott lenken, der alles wohlmache. „Du redest noch viel von Gott,“ sprach der Versucher, „der hilft dir nicht aus diesen Wasserwogen; ich aber will dich noch heute zu deiner Gemahlin führen,

sofern du mein sein willst.“ Sie hatten ein lang Gespräche; denn der Herr wollte sein Gelübde gegen Gott, das ewige Licht, nicht brechen. Da schlug ihm der Teufel vor, er wolle ihn ohne Schaden samt dem Löwen noch heut abend auf den Giersberg vor Braunschweig tragen und hinlegen, da solle er seiner warten; finde er ihn nach der Zurückkunft schlafend, so sei er ihm und seinem Reiche verfallen. Der Herzog, welcher von heißer Sehnsucht nach seiner geliebten Gemahlin gequält wurde, ging dieses ein und hoffte auf des Himmels Beistand wider alle Künste des Bösen. Alsbald ergriff ihn der Teufel, führte ihn schnell durch die Lüfte bis vor Braunschweig, legte ihn auf dem Giersberg nieder und rief: „Nun wache, Herr! Ich kehre bald wieder.“ Heinrich aber war aufs höchste ermüdet, und der Schlaf setzte ihm mächtig zu. Nun fuhr der Teufel zurück und wollte den Löwen, wie er verheißen hatte, auch abholen. Es währte nicht lange, so kam er mit dem treuen Tiere dahergeflogen. Als nun der Teufel, noch aus der Luft herunter, den Herzog in Müdigkeit versenkt auf dem Giersberge ruhen sah, freute er sich schon im voraus. Allein der Löwe, der seinen Herrn für tot hielt, hub laut zu schreien an, daß Heinrich in demselben Augenblick erwachte. Der böse Feind sah nun sein Spiel verloren und bereute es zu spät, das wilde Tier herbeigeholt zu haben. Er warf den Löwen aus der Luft herab zu Boden, daß es krachte. Der Löwe kam glücklich auf den Berg zu seinem Herrn, der Gott dankte und sich aufrichtete, um, weil es Abend werden wollte, hinab in die Stadt Braunschweig zu gehen.

Nach der Burg war sein Gang, und der Löwe folgte ihm immer nach. Großes Getön scholl ihm entgegen. Er wollte in das Fürstenhaus treten, da wiesen ihn die Diener zurück. „Was heißt das Getön und Pfeifen?“ rief Heinrich aus, „sollte doch wahr sein, was mir der Teufel gesagt? Ist ein fremder Herr in diesem Haus?“ „Kein fremder,“ antwortete man ihm, „denn er ist unserer gnädigen Frau verlobt und bekommt heute das Braunschweiger Land.“ „So bitte ich,“ sagte der Herzog, „die Braut um einen Trunk Weins, mein Herz ist mir ganz matt.“ Da lief einer von den Leuten hinauf zu der Fürstin und hinterbrachte, daß ein fremder

Gast, dem ein Löwe mit folge, um einen Trunk Wein bitten lasse. Die Herzogin verwunderte sich, füllte ihm einen Becher mit Wein und sandte ihn dem Pilgrim. „Wer magst du wohl sein," sprach der Diener, „daß du von diesem edlen Wein zu trinken begehrst, den man allein der Herzogin einschenkt?" Der Pilgrim trank, nahm seinen goldnen Ring und warf ihn in den Becher und hieß diesen der Braut zurücktragen. Als sie den Ring erblickte, worauf des Herzogs Schild und Name geschnitten war, erbleichte sie, stund eilends auf und trat an die Zinne, um nach dem Fremdling zu schauen. Sie ward des Herrn inne, der da mit dem Löwen saß. Darauf ließ sie ihn in den Saal entbieten und fragen, wie er zu dem Ringe gekommen wäre, und warum er ihn in den Becher gelegt hätte? „Von keinem habe ich ihn bekommen, sondern ihn selbst genommen, es sind nun länger als sieben Jahre; und den Ring hab ich hingelegt, wo er billig hingehört." Als man der Herzogin diese Antwort hinterbrachte, schaute sie den Fremden an und fiel vor Freuden zur Erden, weil sie ihren geliebten Gemahl erkannte. Sie bot ihm ihre weiße Hand und hieß ihn willkommen. Da entstand große Freude im ganzen Saal. Herzog Heinrich setzte sich zu seiner Gemahlin an den Tisch. Dem jungen Bräutigam aber wurde ein schönes Fräulein aus Franken angetraut.

Hierauf regierte Herzog Heinrich lange und glücklich in seinem Reich; als er im hohen Alter starb, legte sich der Löwe auf des Herrn Grab und wich nicht davon, bis er auch verschied. Das Tier liegt auf der Burg begraben, und seiner Treue zu Ehren wurde ihm eine Säule errichtet.

Brüder Grimm.



Der Löwe zu Braunschweig.

Im Dom zu Braunschweig ruhet
Der alte Welfe aus,
Heinrich der Löwe ruhet
Nach manchem harten Strauß.

Es liegt auf Heinrichs Grabe
Gleichwie auf einem Schild
Ein treuer Totenwächter,
Des Löwen eh'rnes Bild.

Der Löwe konnt' nicht weichen
Von seines Herzogs Seit',
Von ihm, der aus den Krallen
Des Lindwurms ihn befreit.

Sie zogen miteinander
Durch Syriens öden Sand,
Sie zogen miteinander
Nach Braunschweig in das Land.

Wo auch der Welfe wandelt,
Der Löwe ziehet mit,
Zieht mit ihm wie sein Schatten
Auf jedem Schritt und Tritt.

Doch als des Herzogs Auge
In Todesnöten brach,
Der Löwe still und traurig
Bei seinem Freunde lag.

Vergebens fing den Löwen
Man in den Käfig ein:
Er brach die Eisenstäbe,
Beim Herren mußt' er sein.

Beim Herzog ruht der Löwe,
Hält jeden andern fern,
Doch nach drei Tagen fand man
Ihn tot bei seinem Herrn.

Drum mit des Herzogs Namen
Geht stolz Jahrhundert lang
Der Löwe wie im Leben
Noch immer seinen Gang.

Julius Mosen.

Das Haus der Treue in Braunschweig.

Es war ein Brauer zu Braunschweig, der hatte eine schöne Tochter, und diese liebte von Herzen einen jungen Kaufmann aus Bremen. Die Liebenden schwuren einander, im Leben und im Tode treu zu sein, und wer die Treue bräche, den solle der andere Teil noch im Grabe mahnen dürfen.

Nun mußte der Kaufmann von dannen reisen, in der Welt sein Glück zu machen und zeitlich Gut zu erwerben, und blieb länger aus, als seine Geliebte hoffte. Der Vater aber hatte ohnedies diese Liebe nicht gern gesehen und sich einen Schwiegersohn gewünscht, der baß verstände, gute Braunschweiger Mumme zu brauen; und da er einen hübschen und geschickten Werkmeister hatte, so wollte er, dieser und kein anderer solle sein Schwiegersohn werden, und die Tochter mußte sich dem von ihr nicht geliebten Mann verloben. Aber bald darauf warfen Sehnsucht und Gram sie auf das Krankenlager, von welchem sie nicht wieder aufkam.

Kaum war sie begraben, so kam ihr früherer Bräutigam an, erfuhr, daß seine Braut als die Verlobte eines andern gestorben sei, und konnte der Sehnsucht nicht widerstehen, sie noch einmal zu sehen. Er verleitete daher den Totengräber durch Geld, heimlich das Grab wieder aufzuschaufeln und den Sarg zu öffnen. Als dies geschehen war, lag das Mägdlein bleich und schön, mit einem Kranz um die Stirn, im himmlischen Frieden, der vom Angesicht der Toten uns anblickt. Da sprach der Jüngling: „O meine liebe, liebe Braut, konntest du wirklich mein vergessen? So mahne ich dich bei unserm dreimal heiligen Schwur an dein mir gegebenes Gelübde!“ — Als der junge Kaufmann diese Worte gesprochen hatte, ist die Tote erwacht und hat die Augen aufgeschlagen und geseufzt: „Dein, nur dein, im Leben und im Tode“ — und hat ihre Arme erhoben und fest um ihn geschlungen. Da ist der Totengräber vor jähem Schreck umgefallen; und als er wieder zu sich kam, siehe, da war der Sarg leer und von den beiden Liebenden keins mehr zu sehen, und nie hat wieder jemand etwas von ihnen erfahren.

Da nun diese Geschichte in der Leute Mäuler kam, schämte und ärgerte sich der zweite Bräutigam, der Mummebrauer, über alle Maßen, zumal er bei sich dachte, die ganze Sterbe- und Begrabe- und Aufgrabesache möchte wohl nur ein abgekartet Spiel gewesen sein, ihm die Braut zu entreißen. So wußte er sich denn nichts Besseres zu raten, als dem Teufel die Sache in die Schuhe zu schieben, der immer alles getan haben soll, was die Menschen Un-

rechtes und Dummes taten und tun. Ließ derohalben ein abscheulich Zerrbild schnitzen und am Hausgesimse, recht vor aller Augen, fest machen; da sah man ein Mägdlein aus einem Sarg steigen und dem Teufel mit dem Pferdefuß die Hand reichen. Und ließ auch einen nicht weniger abgeschmackten Spottreim darunter schreiben, der gerade schmeckte wie saure Mumme. Lange hat das alte Haus gestanden mit Reim und Bildwerk, endlich ist's abgebrochen worden, aber die Sage davon lebt noch im Volke zu Braunschweig immerfort.

Ludwig Bechstein.



Der taube See.

In der Nähe eines nußbelaubten Hügels bei Braunschweig stand im zwölften Jahrhundert ein reiches, von Cistercienfermönchen bewohntes Kloster. Die Mönche waren aber einem sittenlosen

Lebenswandel ergeben, und vergeblich waren Warnungen und Drohungen, dem Laster zu entsagen und gotterfülltem Wirken sich zuzuwenden.

Da kam in finsterer Nacht des Himmels Strafgericht über das Kloster. Ein fürchterliches Sturmwetter erhob sich, die Erde tat sich an der Stelle, an welcher das Kloster stand, gähnend auf; sämtliche Gebäude versanken in den dunkeln Abgrund, und ein schwarzer, mondbeleuchteter See bedeckte die Stelle des vormals heiligen Hauses.

Totenstille herrschte fortan um den grauenvollen See, aber in den Nächten hörten vorüberkommende Wanderer ein entsetzliches Jammern. Es drang aus der Tiefe des Sees, und deutlich vernahm man die ängstlichen Klagestimmen der grauen Mönche und das Anschlagen der Betglocke.

Ein einziger Mönch, dem das sittenlose Treiben seiner Klosterbrüder ein Greuel gewesen und der stets ein gottbeschauliches Leben geführt, war bei jenem Ereignisse abwesend. Als er nach dem Kloster heimkehrte und statt dessen den schauerlichen See fand, ging er lange klagend und verlassen umher. Niemand wollte sich seiner annehmen, bis er endlich in dem Kloster Riddagshausen Aufnahme fand, welches Kloster seit dieser Zeit die entfernt liegende Feldmark des versunkenen Stifts besitzt. Noch heutigentags wird diese Feldmark von dem ehemaligen Kloster Arkerode das Ärkeroder Feld genannt.

Unter Herzog Otto dem Kinde von Braunschweig senkte sich ein berühmter Taucher in den See. Er kam nach einiger Zeit wieder empor und erzählte, daß er in dem von Mönchen angefüllten Kloster gewesen sei und die Mönche leichenblaß und mit fürchterlicher Gebärde ihn angeblickt hätten. Auf der Dachung des Hauses habe ein ungeheurer Adler gesessen, dessen Augen Feuer gesprüht und der unaufhörlich mit den Flügeln geflattert habe. Um keinen Preis war er zu bewegen, noch einmal das Wagestück zu versuchen. Nun ließ sich ein anderer Taucher hinab. Da zeigten sich auf einmal blutrote Blasen auf den Wellen, und der Taucher wurde nicht wieder gesehen. Der Taucher war ein Opfer seiner Tollkühnheit geworden.

Einst fing ein Fischer einen großen Hecht im tauben See. Als er ihn aber in den Kahn ziehen wollte, erscholl eine Stimme, welche rief: „Christian! hast du die Butter schon angetan?“ Es war der verwunschene Bruder Koch des Klosters gewesen.

Der taube See füllt jetzt nur einen kleinen Teil der früheren Erdvertiefung aus. Weih und Eule umschwirren klagend das stille, dunkle Gewässer der Heide, aber noch jetzt hat sich die Sage erhalten, daß bei klarem Wasserspiegel deutlich der Turm des ehemaligen Klosters in der schauerlichen Tiefe zu sehen sei.

W. Görges-Spehr.

Die Zerstörung des Schwedendammes.

Nördlich von dem Dorfe Groß-Stöckheim bei Wolfenbüttel erheben sich aus den Wiesen der Okerniederung gegen Leiferde zu die Überreste eines Dammes, welcher einst dem Weiterziehen des Flusses wehrte und dadurch das südlich gelegene Land weithin unter Wasser setzte. Das ist der Schwedendamm. Als nämlich im Jahre 1641 lüneburgische Kriegsvölker, denen sich auch bald schwedische Regimenter anschlossen, die Festung Wolfenbüttel belagerten, um sie den Kaiserlichen zu entreißen, führten sie unterhalb Groß-Stöckheim einen gewaltigen Damm auf, der vom Lechelnholze fast bis zum Thieder Lindenberge reichte. Durch die so aufgestauten Wassermassen kamen die Bewohner der Stadt in große Not.

Als das Wasser in der Stadt immer höher stieg, sann man auf Mittel und Wege, wie man vielleicht durch List den Damm zerstören könne. Nun saß da im Stockhause ein Verbrecher, der war zu lebenslänglichem Kerker verurteilt. Der erbot sich, das gefährliche Werk zu vollführen, wenn man ihn dafür ganz und gar begnadigen wolle. Solches wurde ihm versprochen. Der arme Sünder verschaffte sich demnach ein Faß mit Quecksilber und lud das in einen Kahn. Nun wurden viele lange Seile aneinandergeknotet und mit dem Kahn verbunden, während das andere Ende

am Glockenstuhl im Turme befestigt wurde. In einer dunklen Nacht fuhr der Gefangene geräuschlos die Oker hinunter, erkletterte heimlich den Damm und zerschlug oben sein Fäßchen voll Quecksilber. Unvermerkt stieg er wieder hinab, die da oben im Turme zogen seinen Kahn zurück, und so gelangte er glücklich wieder in die Festung. Das flüssige Metall aber sickerte durch die aufgeschütteten Erdmassen, die nun, locker geworden, dem mächtigen Druck des Wassers keinen Widerstand mehr leisten konnten. Da rissen die aufgestauten Fluten den Damm auseinander, und die Stadt war gerettet. Zum Lohn erhielt nun der Sträfling seine Freiheit wieder. Das Quecksilber aber drang immer tiefer ein und fraß ein Loch in den Grund, das ist unermeßlich tief und heißt darum das Teufelsloch.

Zur Erinnerung an diese Begebenheit ließen zwei Bürger der Stadt den Kopf des mutigen Erretters in Stein nachbilden und an die Mauer ihrer Häuser setzen, gerade so hoch, wie vordem das Wasser in den Straßen gestanden hatte. Der eine dieser Köpfe ist noch an der Karlsstraße zu sehen, der andere befindet sich am Hintergebäude des Esbergschen Hauses an der Neuen Straße.

Th. Voges.

De Halvsched.

Ein Bur ut Stöckem by Wulfenbüttel hadde as Herendeenste by'n Fischende des wandages[1]) groten Dikes twischen Wulfenbüttel un Sümmelse hilpen most un enen Heked[2]) fan meer as fyv Foot Längde avside brogt un in ein grot Snut-ups-Lock, as se daar enen Fallgraven nömet, smetten, um ön des Morgens froi to halen un hemelken[3]) to forköpen.

Do he henkwamm mit finen Sacke, füh, daar was Reineke de Foß ut den Krammerholte komen, ook to fischen, hadde den Heked in der Kule funden un by'n Live krigen wold. Mär[4]) de Heked hadde dat unregd forstaan, dat heile Höved[5]) des Fosses

[1]) vormaligen, [2]) Hecht, [3]) heimlich, [4]) aber, [5]) Haupt.

in ſine wide Tänſnute fated un ſik forbetten, ſo dat ſe beide nig utenander konden un ſik Kopp under, Kopp over in der Kule wölterden. Wat was to doon? He ſtook ſe beide in den Sack, bund ön to un gung, do dat Stadtdoor upkwamm, darmede in de Stadt un na den förſtliken Slotte to. He ſag am Fenſter, dat de Hertog alrede[1]) up was, un ſtürde mit ſinen Sacke up der Huckebacke[2]), de ſik hen un her rögede, der Togbrügge to.

He kwamm darover; mär do he in den Slott-Hov trad, da reep de Schillerknegt: „Bur, wo wultu hen?“ — „Na den Hertoge.“ — „Wat wultu daar?“ — „Jk will öm wat wiſen.“ — „Wat is 'en dat?“ — „Dat ſchall myn gnädige Here to ilderer[ſt] wetten.“ — „Du krigſt wol en Drinkgeld?“ — „Jk hope ſo.“ — „Jk late di nig dorg, eſte du mi nig de Halvſched avgivſt!“ — „Nu ja dän!“ De Bur moſte den Krigesknegte de Hand darup geven.

Nu gung he over den Slott-Hov un wolde även in de Höved-Porte treden, ſüh, do reep de Hovedmann der Wagde[3]): „Bur, wo will di de Düvel henfören?“ — „Na den Hertoge.“ — „Du blivſt hyr!“ — „So lat he mi dog, ik will minen gnädigen Heren wat wiſen.“ — „Wat is dat?“ — „Dat ſchall nemmes[4]) forher wetten.“ — „So blivſtu hyr, odder ik late di in de Wagde ſätten!“ — De Bur bad un bad un moſte toläſt ok den Hovedmann de Halvſched forſpräken.

Do kwamm he int Slott un de Treppe henup, mär fund he do enen nigen Keggel, de de Kamerknegt was un ön dörgut nig ton Hertoge laten wolde, bet he ook düſſen de Halvſched fan den Beergelde toſägd hadde. Nu rakede he intläſte ton Hertoge, un ſünder ön Woord to ſpräken dede he ſinen Sack av, bund ön up un ſchüddede den Foß und Heked up den Fötbodden, de daar fan nigen ſik wölterden un overflogen, do ſe Lugt[5]) kregen.

De Förſte held ſik den Buk for Laghen, denn he was ön groot Fründ fan ſnurrigen Saken. Do he ſik ſadd ſein hadde, wolde he den Buren ene gude Foreeringe[6]) geven, mär düſſe ſäde: „Gnädige Here, dat kann mi alle nig hilpen. Geven Se mi daarför

[1]) ſchon. [2]) auf dem Rücken. [3]) Hauptmann der Wache. [4]) niemand. [5]) Luft. [6]) Verehrung.

ene Dragd Släge, de ik dog fordeent hävve, dewile ik den Heked hävve ſtälen wold. Und wat dat Slimſte un Xwandeſte is, ik kann nig dre Hälvden ut enen Ganſſen maken.“ — „Was ſägſtu daar?“ froog de Sörſte, und de Bur fortellede nu de heile Sake. — „Da!“ ſä de Hertog mit Laghende un ſlog ön mit ſinen ſpanſchen Reit[1]) ſchynshalven up den Rüggen, un do he et enoog held, ſäd he: „Do nim myn Reit un deile, men du kannſt en betten kwanter komen und brukſt nig ſo nouwe[2]) to tällen; un dän bring mi dat Reit wedder!“

De Bur dede, wat öm ſägd was, un gung ut der Dörnſe[3]) up den Soorſaal, woor öm de Xämerling entyn-kwamm mit der utgerekden Hand: „Nu, wat hävve Ji kregen?“ — „Düt!“ ſä de Bur un brukede dat Reit, un de Xnegt begun to ſchrigen, mär de Sörſte trat darto un reep: „Tüs, tüs! he deilt rigtig!“ un de Bur moſte foordfaren un de Lekker[4]) ſwigen, bet de Hertoge ſä: „Nu is et enoog!“



Daar ſtund nu de Hovedmann an der Treppe und held ſine Hand up, un de Sörſte bleew nog ön betgen torüg, as de Bur dalſteeg: „Nu, wat häſtu kregen? Suckele my niſt by!“ — „Wat ſcholl ik en dat?“ ſä de Bur un ſloog too mit dem Reite: „Düt is myn Drinkgeld wäſt!“ De Hovedmann wolde um Hülpe ropen, men daar ſtund de Hertog un ſäde: „Tüs, tüs! he deilt rigtig!“ Un de Bur moſte ſlagen un de Hovedmann ſwigen, bet de Hertog meende, dat et enoog were.

Nu gung et up den Schillergaſt to; mär daar were et ene aiſche[5]) Sake wäſt, den mit den Stock antotaſten, wente[6]) he ön mit den Speete hädde dörgſtäken kond, eer de Hertoge den Buren hilpen konde. De Bur moſte den Landsknegd avhalven[7]) wenken un toforen bedüden, ſyn Speet in dat Schillerhus to ſätten, un nu gung dat Deilen los. Da wolde düſſe den Buren by de Oren krigen, mär do reep de Sörſte: „Tüs, tüs! he deilt rigtig!“

[1]) Rohr. [2]) genau. [3]) Stube. [4]) Lakai. [5]) böſe. [6]) weil. [7]) abſeits.

Un dat'en was nog nig alles: de Kamerknegt kwamm int Tugthus, den Hovedmann word de Degen torbroken un he fülven foordgejaged, un de Schillergast kreeg nog meer Släge un word over de Gränse brogt. Mär de Bur kreeg ön gud Beergeld un was allene tofreden un gelovede, nene Sische wedder to stälen.

W. Görges-Spehr.

Schuster Suster.

Als der Herzog Anton Ulrich noch auf seinem Lustschlosse Salzdahlum Hof hielt, hatte er oft fürstliche Gäste bei sich zu Besuch. Unter diesen war auch ein Herr, der sehr gern am Schachbrett saß und sich für einen großen Meister des edlen Spiels ausgab. Nun lebte zu der Zeit in Salzdahlum ein alter Schuhmacher mit Namen Suster. Das war ein ganz einfacher Mann, der aber ausgezeichnet Schach spielen konnte.

Als nun der hohe Gast wieder einmal beim Herzog zu Besuch war und auch diesmal den Mund recht voll nahm und von seiner Kunst viel Aufhebens machte, gedachte der Herzog ihn etwas zu demütigen und sagte demnach: „Ihr rühmt Euch Eures klugen Spieles, und doch habe ich hier im Dorfe einen Schuster, gegen den Ihr nicht aufkommen könnt. Er wird Euch jedesmal besiegen!" Da warf sich der fremde Herr in die Brust und sagte: „Durchlauchtigster Fürst, befehlet den Mann hierher, und ich setze 100 Dukaten für jedes Spiel, das er mir abgewinnt!" Der Herzog ließ den Alten zu sich ins Schloß entbieten mit dem ausdrücklichen Vermerk, er möge nur kommen, wie er gehe und stehe.

Bald erschien denn auch der Schuhmacher. Der Herzog erzählte ihm, warum er ihn gerufen habe, und forderte ihn auf, ja nicht scheu zu sein, sondern zu tun, als ob er zu Hause wäre. Das ließ sich denn Suster nicht zweimal sagen. Erst schnallte er seine Gamaschen ab, die voller Schmutz waren, schlug sie um die Ofenbeine und warf sie in die Ecke. Dann steckte er seine Pfeife in Brand und setzte sich ohne Scheu dem vornehmen Herrn gegenüber.

Während des Spieles hustete und pfiff er, räusperte sich oft und spuckte dann auf den Fußboden. Überhaupt führte er sich gar nicht höflich auf. Dabei gewann er aber zur großen Freude des Herzogs ein Spiel nach dem andern, und weil der hohe Gast sich nicht ergeben wollte, so saßen sie bis tief in die Nacht hinein. Endlich



sah der fremde Herr ein, daß er gegen den Schuster nicht aufkommen konnte. Er zahlte dem Sieger den versprochenen Lohn und räumte das Feld. Der Alte zog wohlgemut mit seinen gewonnenen Dukaten nach Haus, der vornehme Herr aber hat sich seit der Zeit nicht wieder seiner Kunst gerühmt. —

Als der Schuhmacher gestorben war, ließ ihm der Herzog einen Leichenstein setzen, der folgende Inschrift trug:

„Hier ruht Suster,
Der alte Schuster.
Pfeift er nicht, so hust't er,
Und hust't er nicht, so pfeift er.
Im Schachspiel war er Meister."

Frau Sepper (in Th. Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig).

Die Asseburg.

Ungefähr zwei Stunden von Wolfenbüttel gegen Südosten erhebt sich die Asse, ein zwar nicht bedeutendes, aber stark mit Laubholz bewachsenes Waldgebirge, welches auf einem seiner höchsten Gipfel, dem etwa 750 Fuß hohen Burgberge, die wenigen Überreste der einst geschichtlich merkwürdigen Asseburg trägt.

Die Sage leitet den Namen Asse von folgender Begebenheit ab. Vor langen, langen Jahren hatte in dieser Gegend ein armer Bauer seine Achse am Wagen zerbrochen, so daß er denselben nur mit größter Mühe fortschleppen konnte. Zufällig erging sich der Besitzer des bis dahin namenlosen Gebirges und der Umgegend auf seinem Gebiet und traf den Bauer, der sich mit seinem zerbrochenen Wagen abmühte. „Du wirst wohl mit dem Wagen liegen bleiben", sagte er zu ihm. „Herr", antwortete der Bauer, „soll ich das Land zu eigen haben, das ich noch damit umfahre?" — „Immerhin mag es dir gehören", versetzte herablassend der Herr, „du wirst doch nicht weit kommen!" Das ließ sich der Bauer nicht zweimal sagen, er trieb seine Pferde an, und siehe, er fuhr rings um das Waldgebirge, bevor die andere Achse brach und der Wagen liegen blieb. Der gutgelaunte gnädige Herr hielt sein einmal gegebenes Wort, und so wurde der arme Bauer Herr des umfahrenen Gebirges, das er nun zum Andenken an die zerbrochene Achse in niedersächsischer Sprache „Asse" nannte.

Schon früh waren die Gipfel der Asse mit Burgen gekrönt, die in den Kämpfen der Karolinger und der Sachsenkaiser nicht ohne Bedeutung waren. Nachdem diese alten Festen gefallen waren, erbaute im Anfang des 13. Jahrhunderts der kaiserliche Truchseß Gunzelin von Wolfenbüttel hier ein neues herrliches Schloß, die Asseburg. Sein Herr, der Welfe Otto IV., Heinrichs des Löwen Sohn, mochte ihm gern die Erlaubnis dazu erteilt haben. Nach dem Tode des Welfenkaisers aber wandte sich Gunzelin dem jungen Hohenstaufen Friedrich II. zu und suchte sich unter dessen Schutz der Gewalt seines braunschweigischen Landesherrn zu entziehen. Doch als die Sonne der Hohenstaufen unterging, traten die Welfen aufs neue kühn hervor. Herzog Albrecht I. von Braunschweig, der Große genannt, zog gegen die ihm höchst unbequeme Asseburg, die von Busso, Gunzelins kühnem Sohne, wacker verteidigt ward. Erst nach vierjähriger harter Belagerung sah sich Busso infolge Nahrungsmangels genötigt, dem Herzog Albrecht gegen Zahlung von 400 Mark lötigen Silbers die Tore zu öffnen.

Diese denkwürdige und langwierige Belagerung der Asseburg ist von der Sage mannigfach ausgeschmückt worden. So wird erzählt, als die Belagerten ihre Vorräte an Lebensmitteln fast völlig aufgezehrt hatten und als letztes Tier eine Ziege schlachteten, da versuchte der unverzagte Busso den Feind noch über die bevorstehende Not zu täuschen. Er befahl daher, daß eine der Keulen, mit Rehhaaren bestreut, als sei es ein Wildpret, dem Herzog ins Lager geschickt werde mit der Bemerkung, daß dergleichen noch mehr zu Diensten stehe, falls es dem Herzog daran fehlen solle. Dieser empfing das Geschenk mit den begleitenden Worten nicht ohne Verwunderung und ließ sich wirklich dadurch verleiten, den Abmarsch anzuordnen. Auf dem Walle der Asseburg hatten sich indessen viele Neugierige eingefunden, um zu beobachten, welche Wirkung der zugeschickte Ziegenbraten haben werde. Als sie nun sahen, daß eine Bewegung im Lager entstand und bald darauf auch wirklich der Aufbruch des Heeres erfolgte, da erhoben sie ein schallendes Gelächter, und der Koch, der sich bei dem Possenspiel als Hauptperson betrachten mochte, hob den abgeschnittenen Ziegen-

bart hoch und sprang lachend und jauchzend damit umher. Doch man hatte zu früh gejubelt. Der Herzog, der die Täuschung erkannte und sehr über diesen Hohn ergrimmte, ließ seine Krieger sofort umkehren. Um den Schimpf zu rächen, machten diese mit verdoppelter Hitze einen neuen Angriff, und die Eroberung der Burg war der Preis ihrer Mühe.

Busso und seinen Getreuen ward freier Abzug nach Westfalen gewährt, wo er in der Grafschaft Brakel Güter besaß. Die Sage aber erzählt, Busso sei vom Herzog gefangen worden. Dieser habe als Lösepreis von dem Asseburger begehrt, ihm ein Stücklein vorzupfeifen, da er gehört habe, daß er in dieser Fertigkeit ein Virtuos sei. Busso habe das jedoch unter seiner Würde gehalten und stolz erwidert: „Busso pfeift nur für sich und nicht für andere!“ Diese Antwort habe seine Verurteilung zu ewiger Gefangenschaft zur Folge gehabt. — Ein anderer Asseburger, welcher ein guter Trinker gewesen, habe dagegen Freiheit und Leben sich dadurch erhalten, daß er zu des Herzogs Erstaunen einen ungeheuren Humpen zuerst als Lösungspreis und dann noch einmal freiwillig auf des Herzogs Gesundheit geleert habe.

Die Asseburg ging nun in die Hände Albrechts I. von Braunschweig über und blieb noch lange Jahre unversehrt. Oft und gern weilten die Braunschweiger Herzöge auf der so anmutig gelegenen Burg. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts aber mußten sie aus Geldverlegenheit das Schloß und Gericht Asseburg für 2000 lötige Mark an die Stadt Braunschweig verpfänden. Als nun im Jahre 1492 die Herzöge Heinrich und Erich mit der Stadt Braunschweig in Fehde gerieten, glaubte der Rat, daß es das Geratenste sei, die Burg auszubrennen; denn man befürchtete, die Unkosten der Besatzung würden während des Krieges zu groß werden, und wenn die Herzöge die Burg ernstlich belagerten, so würde sie sich doch nicht lange halten können. So wurde denn die herrliche Burg, nachdem ihre Besatzung nach Braunschweig abgezogen war, in Brand gesteckt, und seitdem liegt sie in Trümmern. Ein öder, mit Hagedorn und Nesselkraut überwachsener Steinhaufen bedeckt die Stätte der einst so stolzen, schönen Asseburg. Nach W. Görges-Spehr.

Schöppenstedter Streiche.

1. Wie die Schöppenstedter ihren Herzog empfangen.

Einst ließ der Herzog von Braunschweig den Schöppenstedtern ansagen, er wolle kommen. Da war große Freude in Schöppenstedt, und es ward beschlossen, den Herzog feierlich zu empfangen. Zu dem Ende gingen Bürgermeister und Rat hinaus vors Tor in Feierkleidern, um ihn zu erwarten, stellten auch weiterhin einen Posten aus, der ihnen die Ankunft des Herzogs eiligst melden sollte. Nun war's aber gerade an dem Tage sehr heiß, und die Schöppenstedter bekamen Lust, sich erst noch etwas abzukühlen und ein Bad zu nehmen: denn sie dachten, gleich wird der Herzog ja wohl nicht kommen. Sie entkleideten sich daher und sprangen ins Wasser. Aber im selben Augenblick kam auch schon der ausgestellte Posten gelaufen und rief, der Herzog komme. Schnell sprangen sie aus dem Wasser, und nun war guter Rat teuer. Ankleiden war nicht mehr möglich, und sie beschlossen daher, wie die Natur sie geschaffen, sich in zwei Reihen aufzustellen und so den Herzog zu begrüßen. Der Bürgermeister sagte noch: „Kinder, wie ich tun werde, so tut mir alle nach, wenn der Herzog vorbeifährt!" Indem kam er auch schon daher und fuhr lachend durch die stattlichen Reihen. Aber da traf sich's gerade, daß den Bürgermeister eine Bremse irgendwohin stach, und da schlug er sich eiligst mit der Hand auf den gefährdeten Teil. Die Ratsmänner aber, welche glaubten, das sei die übliche Begrüßung für hohe Personen, machten's ihm alle nach, und das gab ein Klatschen, daß die Pferde fast scheu wurden. So empfing man für diesmal den Herzog.

2. Wie die Schöppenstedter ihrem Herzog eine Erfrischung bereiten.

Ein andermal hat der Herzog auch nach Schöppenstädt kommen wollen, und man hat daher anfragen lassen, womit man ihm aufwarten könne. Da hat er gesagt, er wünsche ein kleines „Refraichissement" zu haben. Da war Schöppenstedt in Not. Alles wurde herbeigeholt, was einigermaßen gelehrt war, aber keiner

konnte das Rätsel lösen. Endlich fiel einem klugen Kopf ein, es möchte ein französisch Wort sein. Darum schickte man nach Wolfenbüttel und ließ in aller Eile ein Wörterbuch holen, und da ergab sich, daß das Wort „Abkühlung“ bedeute. Nun war großer Jubel, und als der Herzog zur Stadt kommt und eben um die Ecke nach dem Markt biegt, da spritzen ihm drei große Feuerspritzen ihre volle Ladung entgegen. Die Schöppenstedter jubelten und freuten sich und meinten, ein so schönes „Refraichissement“ möchte der Herzog wohl noch nicht bekommen haben.

3. Die Schöppenstedter verschreiben ein Gewitter.

In einem Sommer hatte es einmal gar lange nicht in Schöppenstedt geregnet, so daß den Bürgern bange wurde, die Ernte möchte mißraten. Sie beschlossen daher, nach Braunschweig zur Apotheke zu schicken, denn da wüßte man doch Rat für alles, um sich ein Gewitter zu verschreiben. Zu dem Zweck schickten sie eine alte Frau ab, die auch glücklich nach Braunschweig kam und dort in der Apotheke ihren Brief abgab. Der Braunschweiger Apotheker, der seine Leute kannte, hieß die Frau ein wenig warten und entfernte sich dann, um das Gewitter machen zu lassen. Nach einiger Zeit kam er zurück und händigte der Frau eine große Schachtel ein, in welcher, wie er sagte, das Gewitter wäre; doch dürfe sie um des Himmelswillen die Schachtel nicht öffnen, sonst würde es sogleich davonfliegen. In Wirklichkeit aber befand sich in der Schachtel ein ganzer Bienenschwarm, und als sie nun damit nach Schöppenstedt zurückging, fingen die Bienen, da es sehr heiß war, in der Schachtel an zu



summen. Der Frau ward angst und bange, denn sie hatte oft genug gehört, daß das Gewitter auch zuweilen einschlage, und sie fürchtete jetzt, daß es auf einmal losbrechen und sie erschlagen könnte. Als sie daher auf die Höhe vor der Stadt kam, öffnete sie die Schachtel ein wenig, um dem Gewitter etwas Luft zu machen. Denn sie meinte, es sei ihm drinnen zu heiß; und wenn auch wirklich etwas wegflöge, würde für Schöppenstedt doch noch genug übrig bleiben, sie wären ja dicht davor! Aber kaum hatte sie den Deckel etwas gehoben, da flog der ganze Schwarm heraus und zurück nach Braunschweig. Und so viel sie auch rufen mochte: „Gewitter, Gewitter! hierher nach Groß-Schöppenstedt!" — das Gewitter flog weg und kam nicht wieder. A. Kuhn u. W. Schwartz.

Till Eulenspiegel.

1. Wie Till Eulenspiegel geboren und zu dreien Malen an einem Tage getauft ward.

Bei dem Wald Elm im Lande Braunschweig ist ein Dorf gelegen, Kneitlingen genannt, da ward Eulenspiegel geboren. Sein Vater hieß Klaus Eulenspiegel und seine Mutter Anna Wibeken. Und da sie des Kindes genesen, schickten sie es in das Dorf Amtleben zur Taufe und ließen es Till heißen; denn Till von Utzen, der Burgherr zu Amtleben, ward sein Pate.

Daß aber dieser Till Eulenspiegel bestimmt war, ein rechter Schalk zu werden, das mag man schon ersehen aus den Dingen, die sich bei seiner Taufe begaben. Denn als er nun getauft war und sie das Kind wieder gen Kneitlingen tragen wollten, mußte die Taufgöttel, die das Kind trug, über einen Steg gehen, der zwischen Kneitlingen und Amtleben ist. Doch hatten sie da zuviel Bier getrunken. Denn es ist dort Brauch, daß man die Kinder nach der Taufe in das Bierhaus trägt. Da ist man fröhlich und trinkt auf das Wohl des Kindes; das muß dann des Kindes Vater bezahlen. So trat denn die Göttel, als sie über den Steg ging, beizu und fiel in die Pfütze und besudelte sich und das

Kind so jämmerlich, daß es schier erstickt wäre. Allein, wie man sagt, Unkraut vergeht nicht, so geschah dem Kind doch kein Leid. Die andern Frauen halfen der Bademuhme mit dem Knaben wieder heraus aus dem Schlamm, gingen heim in ihr Dorf und wuschen das Kind in einem Kessel und machten es wieder sauber und schön.

Also ward Till Eulenspiegel an dem einen Tage dreimal getauft, erstlich nach gemeiner Ordnung in dem Taufbecken, hernach in der Pfützen und zuletzt im Kessel mit warmem Wasser.

2. Was Eulenspiegel in einem Bienenstock begegnete.

Einst begab es sich, daß Eulenspiegel mit seiner Mutter in ein Dorf auf die Kirchweih ging. Daselbst aß und trank er, bis er müde ward. Und er ging und suchte sich einen Ort, wo er sicher schlafen möchte. Nun sah er im Hof einen Haufen Bienenstöcke stehen, dabei lagen viele, die leer waren. Also kroch er in einen leeren Korb und meinte, er wollt' ein wenig schlafen, und schlief vom Mittag bis zur Mitternacht. Seine Mutter aber dachte, er sei schon wieder nach Hause gegangen, und da sie ihn nirgends sah, ging sie davon.

Nun kamen in selbiger Nacht zwei Diebe, die wollten einen Bienenstock stehlen und sprachen miteinander: „Ich hab' alleweg gehört, welcher der schwerste Immenstock ist, der ist auch der beste." Also hoben sie die Stöcke auf, einen nach dem andern, und da sie an den Korb kamen, darinnen Eulenspiegel lag, war das der schwerste. Da sprachen sie: „Das ist der beste", nahmen ihn, setzten ihn auf ihre Trage und gingen damit von dannen.

Indem erwachte Eulenspiegel und merkte ihren Anschlag. Und da es ganz finster war, also daß einer den andern kaum sehen konnte, langte er mit der Hand aus dem Korb hinaus und griff den Vordersten ins Haar und rupfte ihn tüchtig. Da ward der zornig auf den Hintermann, denn er meinte, der hätt' ihn so bei den Haaren gezogen, und fluchte ihm. Der Hintermann aber sprach: „Träumt dir, oder gehst du im Schlaf? Wie sollt' ich

dich beim Haar rupfen, kann ich doch kaum den Bienenstock mit den Händen halten!" Eulenspiegel lachte heimlich und dachte: Das Spiel wird gut werden.

Als sie eine Ackerlänge weiter gegangen waren, da rupfte er den Hintermann auch tüchtig am Haar, daß er sich wunderte. Der ward noch zorniger und sprach: „Ich trage, daß mir der Hals knackt, und du sprichst, ich zöge dich beim Haar; und dabei zupfst du mich, daß mir die Schwarte kracht." Der Vorderste aber sprach: „Das lügst du, du Schalk; wie sollt' ich dich beim Haar ziehen? Ich kann doch kaum den Weg vor mir sehen! Auch weiß ich das fürwahr, daß du mich bei den Haaren gezogen hast." So gingen sie mit dem Stock zankend und keifend weiter.

Nicht lange danach, als sie noch im besten Zanken waren, zupfte Eulenspiegel den Vordersten wiederum, daß ihm der Kopf gegen den Korb prallte. Da ward er zornig, daß er den Immenstock fallen ließ, und schlug dem Hintermann im Finstern mit den Fäusten nach dem Kopf. Der ließ nun auch die Trage los und fiel dem Vordermann ins Haar, also, daß sie übereinander stolperten und einer den andern verlor und keiner wußte, wo der andere war. So kamen sie im Finstern voneinander, fürchteten sich und meinte jeder nicht anders, als sein Geselle sei verhext, und ließen den Bienenstock liegen.

Da nun Eulenspiegel hörte, daß sie beide hinweg waren, guckte er aus dem Korbe hervor; da er aber sah, daß es noch finster war, so blieb er darin liegen und schlief, bis es heller Tag war. Da kroch er aus dem Bienenstock, und weil er nicht wußte, wo er war, ging er immer der Nase nach.

3. Wie Eulenspiegel zu Braunschweig als Bäckerknecht Eulen und Meerkatzen buk.

Als darauf Eulenspiegel nach Braunschweig kam, ging er in die Bäckerherberge. Nahe dabei wohnte ein Bäcker, der rief ihn in sein Haus und fragte ihn, was für ein Geselle er sei. Er sprach: „Ich bin ein Bäckerknecht." Der Bäcker sprach: „Ich habe eben keinen Gesellen, willst du mir dienen?" Eulenspiegel sagte: „Ja!"

Als er nun zwei Tage bei ihm gewesen war, hieß ihn der Bäcker auf den Abend allein backen, denn er könnte ihm nicht helfen bis an den Morgen. Eulenspiegel fragte: „Was soll ich denn backen?" Darüber ward der Bäcker ärgerlich; doch da er ein lustiger Mann war, sagte er im Spaß: „Bist du ein Bäckerknecht und fragst, was du backen sollst? Was pflegt man zu backen, Eulen oder Meerkatzen?" Damit ging er schlafen. Eulenspiegel ging in die Backstube und verarbeitete den Teig zu lauter Eulen und Meerkatzen, und buk sie.

Der Meister stand frühmorgens auf, um ihm zu helfen. Doch da er in die Backstube kam, fand er weder Wecken noch Gemmeln, sondern eitel Eulen und Meerkatzen. Da ward er zornig und sprach: „Hilf Himmel, was hast du gebacken?" Eulenspiegel sprach: „Was Ihr mich geheißen habt, Eulen und Meerkatzen." Der Bäcker sagte: „Was soll ich mit der Narretei anfangen? Solch Brot ist mir zu nichts nütze, ich kann es nicht zu Gelde machen," und ergriff ihn beim Kragen und sprach: „Bezahle mir den Teig!" Eulenspiegel sagte: „Ja, wenn ich Euch den Teig bezahle, soll dann die Ware mein sein?" Der Meister sprach: „Was frag ich nach solcher Ware?"

Also bezahlte Eulenspiegel ihm den Teig, tat die gebackenen Eulen und Meerkatzen in einen Korb und trug sie in den Gasthof „Zum wilden Mann". Denn er dachte bei sich: „Du hast oft gehört, man könne nichts so Seltsames nach Braunschweig bringen, man löse doch Geld daraus." Nun war aber des andern Tages Sankt Nikolaustag. Da stellte sich Eulenspiegel mit seiner Ware vor die Kirche und verkaufte die Eulen und Meerkatzen alle und löste mehr Geld daraus, als er dem Bäcker für den Teig gegeben hatte.

Das ward dem Bäcker kund getan. Den verdroß es sehr, und er lief vor die Kirche St. Nikolai und wollte die Kosten für das Holz und das Backen von ihm zurückzufordern. Eulenspiegel war aber mit dem Gelde schon hinweg und der Bäcker hatte das Nachsehen.

4. Wie Eulenspiegel zu Einbeck ein Brauknecht ward.

Auf seiner Wanderschaft kam Eulenspiegel auch nach Einbeck, wo es ein berühmtes Bier gab, und verdingte sich zu einem Bierbrauer. Es begab sich aber, daß der Brauer eines Tages zu einer Hochzeit wollte und Eulenspiegel befahl, er solle mit der Magd zusammen Bier brauen, so gut er könne. Vor allen Dingen aber solle er den Hopfen wohl sieden, damit das Bier kräftig danach schmecke. Eulenspiegel sagte, er wolle sein Bestes tun. Also ging der Bierbrauer samt seiner Frau zur Tür hinaus.

Eulenspiegel fing an zu sieden, und die Magd unterwies ihn dabei; denn sie verstand mehr davon als er. Da es nun soweit war, daß der Hopfen sieden sollte, sprach die Magd: „Ach Lieber, den Hopfen siedest du wohl allein. Vergönne mir, daß ich eine Stunde gehen mag, dem Tanze zuzusehen.“ Eulenspiegel sagte: „Ja“, und dachte: Geht die Magd auch weg, so hast du Gelegenheit zu einer Schalkerei. Nun hatte der Brauer einen großen Hund, der hieß Hopf, den nahm er, als das Wasser heiß war, und warf ihn hinein und ließ ihn so stark sieden, daß ihm Haut und Haar abgingen, und das Fleisch rings von den Knochen fiel.

Als nun die Magd wieder heim kam, sagte sie zu Eulenspiegel: „Sieh, lieber Bruder, es ist nun genug, schlag ab!“ Da sie nun den Seihkorb vorschlug und eine Kelle nach der andern hineintauchte, sagte die Magd: „Hast du auch Hopfen hineingetan? Ich merke gar nichts in meiner Kelle.“ Eulenspiegel sagte: „Auf dem Grunde wirst du ihn finden.“ Die Magd fischte danach und bekam das Gerippe auf die Kelle und begann laut zu schreien: „Ei, ei, was hast du da hineingetan? Der Teufel trinke das Bier!“ Eulenspiegel sagte: „Was mir der Brauer geheißen hat, habe ich hineingetan, Hopfen, unsern Hund.“

Indem kam der Brauer, der gut getrunken hatte, nach Hause und sprach: „Was tut ihr nun, meine lieben Kinder?“ Die Magd sprach: „Ich weiß nicht, was zum Teufel wir tun. Ich ging eine halbe Stunde, dem Tanz zuzusehen, und hieß unsern neuen Knecht derweil den Hopfen sieden, und nun hat er unsern Hund gar ge-

sotten: hier könnt Ihr noch sein Rückgrat sehen." Eulenspiegel sprach: „Ja, Herr, Ihr habt mir's doch so geheißen. Ist das nicht eine rechte Plage? Ich tu alles, was man mir sagt und kann doch niemandes Dank verdienen!"

Da nahm Eulenspiegel Urlaub und schied von dannen.

5. Wie Eulenspiegel zu Marienthal ins Kloster ging.

Nachdem Eulenspiegel sein Leben lang die Lande durchlaufen hatte, begann er alt und verdrossen zu werden, und es kam ihn Galgenreue an. Da gedachte er, sich in ein Kloster zu begeben und daselbst sein Leben in Frieden zu beschließen.

Nicht weit von seiner Heimat lag das Cistercienserkloster Marienthal. Dahin ging er zu dem Abt und bat ihn, daß er ihn als Bruder aufnehmen wolle, er würde dem Kloster auch all das Seine hinterlassen. Der Abt fand an ihm Gefallen und sagte: „Du bist noch rüstig; ich will dich gern aufnehmen, wie du gebeten hast. Aber du mußt ein Amt haben und etwas tun. Du siehest, daß meine Brüder und ich auch alle zu tun haben." Eulenspiegel sagte: „Ja, Herr Abt." — „Wohlan, in Gottes Namen", sprach der Abt, „du sollst unser Pförtner sein, so bleibst du in deinem Gemach und hast dich um weiter nichts zu kümmern, als Kost aus dem Keller zu holen und die Pforte auf- und zuzuschließen." Eulenspiegel sprach: „Hochwürdiger Herr, das vergelt Euch der Himmel, daß Ihr mich alten Mann so wohl versorget. Ich will auch alles tun, was Ihr mich heißet." Der Abt sprach: „Da hast du den Schlüssel, du sollst aber nicht jedermann einlassen, nur den dritten oder vierten laß ein, sonst fressen sie unser Kloster bald arm." Eulenspiegel sprach: „Ich will es ausrichten." Und von allen, die da kamen, sie mochten ins Kloster gehören oder nicht, ließ er nur den dritten oder vierten ein und nicht mehr.

Die Klage kam vor den Abt, der sprach zu Eulenspiegel: „Du bist ein Schalk. Willst du die nicht einlassen, die herein gehören?" „Herr", sagte Eulenspiegel, „den dritten oder vierten hab ich eingelassen und nicht mehr, wie Ihr mich geheißen habt. Ich habe streng Euer Gebot befolgt." „Du hast wie ein Schalk getan", sprach

der Abt und wäre sein gern wieder ledig gewesen. Er setzte einen andern Beschließer ein: denn er sah wohl, daß Eulenspiegel seine alten Tücken nicht lassen konnte.

Da gab er ihm ein ander Amt und sagte: „Sieh, du sollst des Nachts die Mönche zählen, wenn sie in die Mette gehen. Übersiehst du aber einen, so mußt du wandern.“ Eulenspiegel sprach: „Herr, das ist eine schwierige Aufgabe; doch wenn es nicht anders sein kann, muß ich sehen, wie ich es am besten anfange.“ Also brach er in der Nacht etliche Stufen aus der Treppe. Wie nun der Prior, ein alter frommer Mönch, der allezeit der erste in der Mette war, ganz still auf die Treppe trat, fiel er hinab und brach sich ein Bein entzwei. Da fing er jämmerlich an zu schreien, daß die andern Brüder herzuliefen, um zu sehen, was ihm fehle, und dabei fiel einer nach dem andern die Treppe hinab.

Da sprach Eulenspiegel zu dem Abt: „Hochwürdiger Herr, ich habe mein Amt wohl ausgerichtet, und die Mönche alle gezählt,“ und damit gab er ihm das Kerbholz, in das er sie alle der Reihe nach geschnitten hatte, als je einer nach dem andern heruntergefallen war. Der Abt sprach: „Du bist ein Bösewicht, geh mir aus dem Kloster und lauf zum Teufel.“ Also kam er gen Mölln in die Stadt, wo er von Krankheit ergriffen ward.

Wie Eulenspiegel sein Testament machte und starb.

Als nun Eulenspiegel immer kränker ward, setzte er sein Testament auf und vergab sein Gut zu drei Teilen: einen Teil seinen Freunden, einen Teil dem Rat zu Mölln und einen Teil den Kirchherrn daselbst, doch mit dem Bescheid, wenn Gott der Herr über ihn geböte und er mit Tod abginge, so solle man seinen Leichnam in geweihtem Erdreich begraben und für seine Seele Vigilien und Seelenmessen halten nach christlicher Ordnung und Gewohnheit. Und nach vier Wochen sollten sie die schöne Kiste, die er ihnen zeigte, und die mit Schlüsseln wohl verwahret war, einhellig öffnen und alles, was darinnen wäre, gütlich mit einander teilen. Das nahmen die drei Parteien einmütig an, und Eulenspiegel starb.

Als nun alles nach dem Teſtament vollbracht und die vier Wochen abgelaufen waren, kamen der Rat, der Kirchenherr und Eulenſpiegels Freunde und öffneten die Kiſte, um ſeine hinterlaſſenen Schätze zu teilen. Als ſie nun geöffnet war, fanden ſie nichts als einen großen Stein. Da ſahen ſie ſich einander zornig an, und der Pfarrer meinte, nachdem der Rat die Kiſte in Verwahr gehabt, hätte er den Schatz heimlich herausgenommen und die Kiſte wieder zugeſchlagen. Der Rat glaubte, die Freunde hätten den Schatz ſchon während ſeiner Krankheit genommen und die Kiſte mit dem Stein wieder beſchwert. Die Freunde aber vermuteten, der Pfarrer hätte ihn heimlich hinweggetragen, als Eulenſpiegel beichtete und jedermann deshalb hinausgegangen war. So ſpielte ihnen Eulenſpiegel, als ein rechter Schalk, auch nach ſeinem Tode noch einen Poſſen.

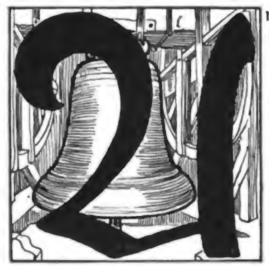
Auf ſein Grab aber ward ein Denkſtein geſetzt und eine Eule hineingehauen, die einen Spiegel in den Klauen hatte. Darüber ſtanden die Worte:

„Diſſen ſtein ſol niemans erhaben,
Ulenſpiegel ſtat hie begraben.“

Nach dem alten Volksbuche „Wunderliche uud ſeltſame Hiſtorien Till Eulenſpiegels, eines Bauern Sohn, aus dem Lande Braunſchweig gebürtig.“



Die St. Stephanskirche zu Helmstedt.



Am Bötschenberge vor Helmstedt weidete ein Schäfer seine Herde. Der hatte schon lange den Wunsch, in der Stadt eine große Kirche zu bauen, indessen fehlte ihm dazu das nötige Geld. Eines Tages kam ein kleines Männlein zu ihm, das sagte: „Dein Wunsch, in Helmstedt eine Kirche zu bauen, soll erfüllt werden, und ich will dir die Mittel dazu verschaffen. Gehe alle Morgen zur runden Höhle im Pluderbusch, dort wirst du für jeden Tag so viel Geld finden, als du verbrauchst. Du darfst aber niemand hiervon etwas offenbaren, sonst findest du keinen Heller mehr!" Frohen Herzens versprach der Schäfer zu schweigen. Er fand am andern Morgen richtig das Geld in der Höhle, und der Bau begann. Und so brachte er jeden Tag aus dem Pluderbusche Gold und Silber heim, und die Mauern und Pfeiler stiegen rasch in die Höhe zur großen Freude der Leute von Helmstedt, die schon längst gern eine große Kirche gehabt hätten. Darum wurde nun auch der vorher unbeachtete Schäfer ein angesehener Mann, und reiche Bürger und vornehme Leute sprachen mit ihm wie mit ihresgleichen. Ja, sie luden ihn sogar in ihre Häuser ein und zogen ihn mit zu ihren Gelagen.

Einmal, als der Schäfer wieder mit ihnen stark gezecht hatte, drangen seine Genossen in ihn, er möge doch endlich offenbaren, woher er das Geld zum Kirchenbau beziehe. Da verriet er ihnen seine Quelle und erzählte die ganze Geschichte. Als er aber am folgenden Morgen zur runden Höhle kam, fand er kein Geld mehr darin, weder heute, noch morgen und nimmermehr. Also konnte der Schäfer den Bau nicht fortsetzen. Doch war die Kirche selbst

glücklich vollendet, und nur der Turm mußte noch ausgebaut werden. Nun nahmen sich die Bürger des Gotteshauses an, und mit ihrer Hilfe wurde endlich auch der Turm zustande gebracht.

Doch nicht lange erhob sich die Spitze in die Luft, da schlug der Blitz hinein und zertrümmerte sie. Der Turm wurde nun wieder aufgerichtet, aber zum zweiten Male verbrannte ein Blitz die Spitze, und es wurde darnach nur ein schlichtes Satteldach auf den Turm gesetzt. So ist es gekommen, daß bis auf den heutigen Tag die Dachfirste des Turmes nicht höher ist als die der Kirche selbst. Zum Andenken aber an jenen Schäfer, der Stephan hieß, hat man seinen Bau die Stephanskirche genannt. —

Auf dem Turme der St. Stephanskirche zu Helmstedt hängt eine große Glocke, deren Krone zum größten Teil abgebrochen ist. Man hat nun mittels mehrerer dicker Eisenstäbe, die durch die Haube gehen und oben durch eiserne Ringe verbunden sind, die schwere Glocke am Joche wohl befestigt. Von der zerbrochenen Krone erzählt man sich folgendes:

Als die Franzosen aus Helmstedt weichen mußten, führten sie auch die große Glocke mit sich. Um ihre Flucht zu beschleunigen, mußten sie dieselbe aber zwischen Helmstedt und Süpplingen absetzen. Sie gruben ein Loch in die Erde und senkten die Glocke da hinein in der Hoffnung, sie später einmal nachholen zu können. Weil aber die Grube nicht tief genug war, sah oben die Glockenkrone noch heraus. Um den vergrabenen Schatz nicht zu verraten, schlugen die Franzosen die Krone ab, deckten die Glocke notdürftig mit Erde zu und zogen davon. Später wurden einmal Schweine an diesen Ort auf die Weide getrieben, die wühlten das Loch wieder auf, und die Glocke kam also zum Vorschein. Auf diese frohe Kunde zogen die Bäcker, Leineweber und Schneider aus Helmstedt dahin, hoben die Glocke aus ihrem Grabe und brachten sie wieder an ihre alte Stelle. Darum hat die Bäcker-, die Leineweber- und die Schneidergilde das Begräbnisgeläute frei bis auf diesen Tag.

Lehrer Nicolai
(in Th. Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig).

Heiligenstadt.

Des Eichsfeldes Hauptstadt heißt Heiligenstadt, und über das ganze Land weht es wie Weihrauchduft, klingt es wie Klosterglocken. Der Stadt und dem Lande webt die Sage manch güldnen Heiligenschein. Das rührt aus frühen, frühen Zeiten her.

Der Frankenkönig Dagobert ward in seinem Alter von schlimmer Krankheit, dem Aussatz befallen, übertrug die Regierung seinem Sohne und treuen Räten und zog mit seiner Gemahlin in die Ferne, zu suchen, ob er Heilung fände. Da kam er auf das Eichsfeld und lebte allda verborgen vor den Augen der Menschen in einer Einöde, erbaute sich da einen Wohnsitz und diente Gott in einer Kapelle, die er der heiligen Jungfrau und Sankt Petrus weihte. Die Zeit, die König Dagobert nicht im Gebet zubrachte, vertrieb er sich mit der Jagd, und auf einem seiner Jagdgänge ward er von so großer Müdigkeit befallen, daß er sich in das Gras niederlegte und alsbald einschlief. Da der König erwachte, fand er das Gras stark betaut, aber alle Teile seines Körpers, welche der Tau benetzt hatte, waren zu seiner großen Freude heil vom Aussatz und rein wie die Haut eines jungen Kindes. Da eilte er fröhlich zu seiner Gemahlin und kündete ihr das Wunder, und sie riet ihm, sich noch öfters an jener Stelle in das taufeuchte Gras zu legen, und so wurde er ganz heil. Da sprach er: „Wahrlich, hier ist der Heilung und der Heiligen Statt!"

Bald darauf ward dem König durch einen Traum offenbart, daß an jener Stelle die Heiligen Aureus und Justinus begraben lagen. Diese Heiligen waren zu des Königs Etzel Zeiten zu Mainz gefangen worden, durch göttliche Hilfe aber entkommen, und hatten ihren Weg nach dem Eichsfeld genommen. Ein Präfekt des Attila folgte ihnen nach, fing sie zu Rusteberg und tat ihnen alle erdenklichen Martern an, um sie zum Rückfall in das Heidentum zu bewegen. Das war aber vergebens. Stachelschuhe verletzten die standhaften Christen nicht, glühend gemachte und ihnen aufgesetzte Helme fielen kalt zu Boden. Wilde Tiere schonten die mit Ketten an Bäume Gefesselten; denn es brannten Kerzen vor ihnen und stiegen

Engel vom Himmel, die mit ihnen beteten. Endlich ließ der Präfekt die frommen Märtyrer enthaupten und ihre Leiber im Walde verscharren.

König Dagobert ließ nun an der Stätte seiner Heilung ein Münster erbauen und setzte einen Propst und zwölf Chorherren hinein. Er nannte den Ort Heiligenstadt und ordnete das Münster dem Bistum Mainz unter, welchem auch die nach und nach entstehende Stadt dieses Namens lange Zeit zugehörte. Noch heute heißt die Stätte, wo Dagobert gewohnt hat, die „alte Burg“.

Ludwig Bechstein.

Des Teufels Kanzel im Eichsfelde.

Unter den vielen Kanzeln, deren Besitzes sich der Teufel erfreut, ist eine der schönsten im Eichsfelde gelegen und zwar unweit der Ruine des uralten Berg- und Stammschlosses in der Germarmark.

Der Teufel feierte zu einer Zeit die beliebte Blocksbergnacht und war guter Dinge, hielt auf der Hexenvolksversammlung auf dem Brocken eine unübertreffliche Rede und rühmte sich seiner großen Kräfte. Da nun nach gehaltener Predigt von der Teufelskanzel der Becher kreiste, so fragten einige Gäste den Teufel, ob er, da er so großer Kräfte sich rühme, wohl auch einen Felsblock, ebenso groß wie die Kanzel, auf den Meißner in Hessen tragen könne, denn dort fehle es noch daran. Der Teufel sah sich den Felsblock auf dem Blocksberg an und meinte, das sei ihm ein Leichtes. Da ihm das aber nicht so obenhin geglaubt wurde, ging er eine Wette um einige Faß Wein ein, packte den Block auf und wanderte oder flog flugs nach dem Hessenlande.

Der Weg war aber sehr harschelig und uneben, besonders im Eichsfelde, und der Teufel ärgerte sich, daß er der Narr gewesen, dem Volkswillen Rechnung zu tragen und sich ihm aufzuopfern. Und als er in die Nähe der Burg Hanstein kam, war es allerorts

so still und menschenleer, daß er dachte, hier sieht dich niemand, hier kannst du ein Eckchen ausruhen; legte sich daher in das hohe weiche Gras und pflegte der Ruhe.

Es dauerte aber gar nicht lange, so kam ein hübsches Herchen auf seinem Besenstiel vom Blocksberg daher gefahren, das sah den Teufel liegen, so lang er war, und rief spöttisch:

„Junker Hans, was machst du?
Schläfst du oder wachst du?
Greinst du oder lachst du?"

Blitz! fuhr da der Teufel empor dem Herchen nach und fing sich's, führte es hinunter nach Witzenhausen zum Wein und zeigte ihm, was er machte. Die Felsenkanzel ließ er liegen, wo sie lag, nahm dafür gleich einige Stückfässer Witzenhäuser Wein als Rückfracht mit auf den Blocksberg und bezahlte damit seine Wette. Die Gäste schauderten, als sie den Wein tranken, und das Ansehen des Teufels erlitt eine Schwankung. Nach Ludwig Bechstein.



Der Seeburger See.

Zwei kleine Stunden von Göttingen, zwischen den Dörfern Seeburg und Berendshausen, liegt in einer Talsenkung zwischen Äckern und sumpfigen Wiesen der Seeburger See. Einst war er groß und weit, nun wird er jährlich kleiner; aber wie die Fischer sagen, ist seine Tiefe an manchen Stellen noch immer nicht zu ergründen. Die Fischer erzählen folgende Sage.

In alten Zeiten stand da, wo jetzt der See ist, die stolze Burg der Grafen von Isang. Der letzte des Geschlechts führte ein wildes und gottloses Leben. Einst ritt er um Mitternacht zum Kloster Lindau hinab und stahl sich heimlich in die heiligen Mauern. Da sah er eine hübsche Nonne vor dem Muttergottesbilde knieen, indes die andern Schwestern schliefen. Er hub sie auf sein Roß, entführte sie nach seiner Burg und zwang sie, ihm zu Willen zu sein. Da stellte es sich heraus, daß die Nonne seine eigene, ihm unbekannte Schwester war. Zwar erschrak er und schickte sie mit reicher Buße ins Kloster zurück; aber sein Herz bekehrte sich doch nicht zu Gott, sondern er begann aufs neue nach seinen Lüsten zu leben.

Nun geschah es, als er einmal seinen Diener zum Fischmeister schickte, einen Aal zu holen, daß der Fischmeister ihm dafür eine silberweiße Schlange gab. Der Graf war damit gar wohl zufrieden, denn er wußte, daß, wer von einer solchen Schlange esse, zu allen Geheimnissen der Tiersprache gelange. Er hieß sie zubereiten, verbot aber dem Diener bei Lebensstrafe, etwas davon zu genießen. Darauf aß er so viel, als er vermochte, aber ein weniges blieb übrig und wurde auf der Schüssel wieder hinausgetragen. Da konnte der vom Verbot gereizte Diener seiner Lust nicht widerstehen und aß es.

Dem Grafen aber fielen nach dem Genuß alsbald alle seine Sünden und Frevel aufs Herz und standen so hell vor ihm, daß seine Gedanken sich nicht davon abwenden konnten und er vor Angst sich nicht zu lassen wußte. „Mir ist so heiß“, sprach er, „als wenn ich die Hölle angeblasen hätte!“ Er ging hinab in den Garten, da trat ihm ein Bote entgegen und sprach: „Eben ist Eure

Schwester im Kloster verschieden: Euer Frevel hat sie zu Tode gebracht, ihr letztes Gebet sprach sie für Euch." — „Ach", seufzte Graf Isang, „wer nimmt mir mein elend Leben!" Als er wieder nach dem Schlosse zurückgehen wollte, da hörte er auf dem Schloßhofe ein seltsam Murmeln und Rauschen wie Menschenstimmen, und es war ihm, als wenn die Blumen und Blätter sprächen und



alles Getier redete; die Hühner, Enten und Gänse gingen auf und ab und sprachen von seinem ruchlosen Leben und dem entsetzlichen Frevel, den er all vollbracht, und die Sperlinge und die Tauben auf dem Dache mengten sich in das Gespräch und riefen Antwort herab. Sprach der Hahn: „Es ist ein Sünder im Haus, wehe, Graf Isang!" Riefen die Hennen: „Eil, eil dich, Graf Isang!

Ehe die Sonne untergeht, werden die Türme deines Schlosses umfallen, wird die ganze Burg versunken sein. Bete, Graf Isang!"

In stummer Verzweiflung schritt Graf Isang durch den Schloßhof und setzte sich auf einen Stein vor der Tür seines Hauses. Da trat der Hahn zu ihm heran, schlug mit den Fittichen und sprach mitleidig: „Herr, kannst dich noch retten, fliehe schnell, doch zieh allein!" — „Soll ich allein fliehen", antwortete Graf Isang, „und meinen Diener nicht retten?" — „Eil, eile, zieh allein!" kreischte der treue Hahn.

Der Graf sattelte eben sein bestes Roß und wollte hinaus; da kam der Diener atemlos herzu, fiel ihm in die Zügel und wollte den Grafen nicht allein ziehen lassen, sondern bat, daß er ihn mitnehme auf sein Roß. Der Graf aber fragte: „Was ruft der Hahn?" und der Diener, der trotz des Herrn Verbot von der Schlange gegessen hatte, vergaß sich in der Angst und sprach: „Willst du dein Leben retten, so eil zur Stunde von hier, doch zieh allein." — „Verräter", schrie der Graf, „hast du mir doch von der Schlange gegessen?" In diesem Augenblicke krähte der Hahn wieder gewaltig: „Eil, eil, die Sonne sinkt!" Und wie der Graf aufschaute und sah, wie die letzte Sonnenröte an den Spitzen der Berge glühte, da zog er sein Schwert, spaltete dem Diener, der leichenblaß sich an seines Rosses Mähne klammerte, das Haupt und sprengte über die Zugbrücke zum Schloßtor hinaus.

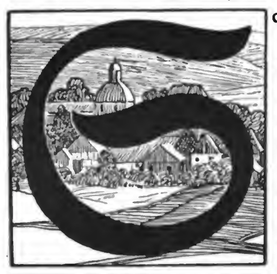
Auf einer Anhöhe bei dem Städtchen Gieboldehausen schaute er sich um, und als er die Turmspitzen seines Schlosses noch im Abendrot glänzen sah, deuchte ihm alles ein Traum und eine Betäubung seiner Sinne. Plötzlich aber fing die Erde an, unter seinen Füßen zu zittern. Erschrocken ritt er weiter, und als er zum zweiten Male sich umschaute, waren Wall, Mauern und Türme verschwunden, und an des Schlosses Stelle wogte ein großer See.

Nach dieser wunderbaren Errettung bekehrte sich Graf Isang und büßte seine Sünden im Kloster Gieboldehausen, welchem er seine übrigen reichen Besitzungen schenkte. Nach seiner Verordnung werden dort noch jetzt reuigen Sündern an einem gewissen Tage Seelenmessen gelesen. In dem Dorfe Berendshausen stiftete er den

Chor und die Altarstühle, worüber noch ein Schenkungsbrief da sein soll. Auch werden noch zuweilen aus dem See behauene Quadern und Eichenbohlen herausgeholt; sogar zwei silberne Töpfe mit erhabenen Kränzen in getriebener Arbeit sind darin gefunden, von denen der Wirt in Seeburg einen gekauft hat.

Nach Grimm und Harrys.

Juinsche[1]) Kniepe.[2])



au[3]) viele is sicher, met den Beruimtwern slumpet et nich jieden Kerktuurn sau as den Juinschen. Den söin Bild het nöu[3]) terhand de Reise dur ganz[3]) Duitschland emoket, ja, eck glöuwe, woll alle dur de ganze Welt. Dat is davon ekumen, dat dei Sohnreysveddere öut der Linnenhütte den Tuurn het afmolen loten un dat Bild is in ein von söinen Geschichtsbäukern[4]) afedrükket. Öut den höuet et wier andere gescheute Luie, dei ak wat von Bildern un Geschichten verstohet, in ein ander Heft[5]) esettet, un sau is et ekumen, dat man dat Bild von den Juinschen Kerktuurn in alder Welt tau Agen kröigen kann.

Nöu sind de Juinschen upstütsch ewuren un behauptet, ak uhne Sohnrey würe ühre Tuurn alle beruimt ewest, den härre all ühre Gemeinebulle tau Ansaihn ebrocht.

---

[1]) Jühnde, ein Dorf in Südhannover, bekannt als Geburtsort des niedersächsischen Schriftstellers H. Sohnrey, steht in demselben Rufe wie Schöppenstedt im Lande Braunschweig.

[2]) Kniepe-Kniffe (Streiche).

[3]) In südhannoverscher (Göttingscher) Mundart wird das s im Inlaut wie ß (ßau) und das g wie ch (chanz) gesprochen; öu bedeutet ein langes ö (als kurzes ö im hochdeutschen „fördern").

[4]) Die Leute aus der Lindenhütte. Erster Band: Friedesinchens Lebenslauf von H. Sohnrey, S. 62. (Verlag von M. Warneck, Berlin).

[5]) Erstes Dezemberheft des „Kunstwart" von F. Avenarius. Jahrg. 1900, S. 190. (Verlag von Calwey, München).

Met den Ossen, dat is nöu ower ak en ganz unklauk Stückschen, wat den Zuinschen met ühren dullen Kniepen sau recht ähnlich let.

Den alen Schaulemester regende et enne Töitlang böin Helgeobendluien rigelmäßig up'n Kopp, weil dat Tuurndak entwei was. Dat hei dat den Pasture en paar Mol seggde, woll nits nützen. Bet up'n Altar drüppelde et noch nich, un ganz viele höcher stieg de Pastur nich. De Schaulemester ging deshalb no'n Böurmestere un si, wenn dat nich bale aseändert würe, denn woll hei den Ackerluien wat fleitgen un noch lange Tweiöuher[1]) un Helgeobend luien; denn könn'n se söintwegen an- un uitspannen, wunier dat se Lust härrn.

De Böurmester was denn ak en verstännigen Kärl, dei doch wennigstens mol mi up den Tuurn rup estieg un seck dat Warkes ansach.

Herr Jeses, wat krieg hei da tau seihn! De ganze Klockenbodn sach uit as ne Wöische[2]), sau slimm was dat met den Durregen. Un de Bügele, dei dur de Schallöchere in- un uitflugen, harrn recht kräftig far Dünger un Grassomen esorget.

As de Böurmester düt eseihn harre, moßte de Pänder noch denselben Obend glöik mit der graten Gemeinetrummeln dur't Dörp un de Luie tesammentrummeln no'n Töie[3]), wu de Böurmester söinen alen Platz under der dickesten Linne innamm un der Versammlunge dei Soke vurdraug. Hei was ower en hellen Kopp un harr de Loge von den Dingen glöik klar uwerseihn. Sau mokede hei den Anwesenden nöu ak klar, dat sei dütmol mit der Reperatschon noch billig davonkeimen, wenn sei dei Grasnutzunge gaut verwerten können. Un denn födderde hei dei Luie up, sei sollen Vursläge moken, up wecke Wöise sei seck am besten stünnen. De mährsten wür'n denn glöik furt Verköupen; ower Fernand öut 'n Hinderdörpe wurd orntlich hach, as hei dat hörde, un reip d'r twischen,

[1]) Durch das Zwei-Uhr-Läuten wurde den Ackerleuten früher zwischen Ostern und Martini das Zeichen zur Beendigung der Mittagspause gegeben, ebenso durch das Helgeabendläuten das Zeichen zum Feierabend. [2]) Wiese. [3]) Tie, ehemalige Ding- oder Malstätte.

dat dat garnits würe mit'n Verköupen. Dat Gras würe nich halw sau duier betohlt, as et wert würe: dat würe in der Höchte wossen, nahe böi der Sunn'n, sei woll'n d'r alle wat von intekumen hebben.

Dat was nöu ak wier wahr; ower, meinde de Böuermester, wu se denn dat anfängen woll'n, as Meinte[1]) würe dei Xumplex doch tau klein.

Nöu kamm hei öut 'n Hinderdörpe denn met söinen Plone herour: Alle härr'n se Nutzen von den Grose, wenn't de Bulle, dei doch der ganzen Gemeine härde, tau freten kriege. Sernand harr't edrupen. Dei paar Ziegenluie, dei von 'n Bullen nits wieten woll'n, wurn uwerstimmet.

Weil dat met den Grose nöu sau 'n selten Sall was, wurd besluten, sei woll'n den Bullen up'n Tuurn bringen, dat hei seck glöik da uben orntlich plegen könne.

Wat was dat den andern Morgen fur 'n Minschenuplap! Alle woll'n seihen, wat dat woll giben würe.

Ümme ne Öuher achte keimen se'r mi an. Dur de Näse harr hei 'n Rinken, un da was 'n Strick dur, wu hei an eleihet wurd. Öut den einen Schalloche no Wuisters Wertschaft enöut hill'n se 'n lang un dicke Höusäl[2]) un bunn'n dat ünderste Enne den Ossen ümme 'n Hals. Up'n Nacken schörten se 'n dicken Knuen[3]), damie seck dat Strick nich tauteihen konn. Et soll ühne ower ak bequem sitten, deshalb leiten se twischen der Görgeln un den Stricke noch en kleinen Spilröum. Un nöu fongen alle, dei up'n Tuurn würn, an tau röiten, wat sei konn'n, un tugen den Ossen in de Höchte. Da konn man denn nöu ower seihen, wat sau'n Stücke Veih doch fur'n dumm Geschöpfe is gigen en Minschen. Dei Slüppe[4]) von den Säle lat dei Osse nich under'n Bare, nä, up'n Ruie[5]) wöurgede hei se, as wenn hei da söine Struten[6]) härre.

Dat was ja nöu ak den Bengel söine Sake. As hei bale uben was, da fong hei up einmal an tau görgeln un tau strampeln, dat man duitlich seihn kunn, wu wolldögisch[7]) dat hei alle wurd. Un denn streckede hei de Tunge wöit öut 'n Halse ruit, as könne

---

[1]) Meinte, ein Allmend, eine Wiese, die von der Gemeinde gemeinsam geerntet wurde. [2]) Heuseil. [3]) Knoten. [4]) Öffnung. [5]) Rücken. [6]) Kehle. [7]) lüstern.

hei 't nich aferluiern, bet hei an dat Gras kamm. As dat Fernand uit 'n Hinderdörpe sach, krieg hei ne ganz bannige Freude — hei harre ja doch grade dei Bullengeschichte up et Tapet ebrocht — knuffede dei, dei böi ühne stünn'n, met'n Ilbugen in de Ribben un reip:

„Kucket da, hei licket alle!“

As dat nöu gewühnlich geiht, sau kamm et höir ak: Wer tau freuh licket, kann nich mähr, wenn't Töid is. Dei Osse sall uben nich mähr viele wat elicket hebben.

Von den'n, dei mi up'n Tuurn west sind, het twars keinder recht met der Sproke heröut ewollt; ower dei Ziegenluie, den'n Fernand von den Grose nits egönnt harre, wür'n d'r doch hinder ekumen, un jiedesmol, wenn se Fernand in der Wertschaft drupen, krieg hei dei Froge tau härn:

„No, Fernand, licket hei noch?“ Karl Jünemann.

Die Dransfelder Hasenmelker und die Göttinger Eselfresser.

Im Mittelalter war einmal ein Welfenherzog mit seiner Streitmacht von Münden ausgezogen und dachte die Göttinger zu züchtigen, weil sie ihm den Zoll verweigert hatten. Die Göttinger aber fielen mit ihrer ganzen Wehrkraft aus, überwanden den Herzog in offener Feldschlacht und verfolgten ihn bis vor Dransfeld. Da aber machten die dem Herzog treu ergebenen Dransfelder einen Ausfall; bald war unter Führung des Herzogs die Schlacht wieder hergestellt, und aus den Siegern wurden nun Besiegte. Die Göttinger mußten sich um das Hasenbanner scharen und wurden mit großem Verlust bis unter die Tore ihrer Stadt zurückgeworfen.

So wurde der Herzog durch die Tapferkeit der Dransfelder des Tages froh und verlieh ihnen mancherlei Freiheiten, darunter auch das Jagdrecht. Über dies Jagdrecht freuten sich die Drans-

felder am meisten und stellten bald eine große Jagd auf dem Hohen Hagen an. Da aber die guten Leute nichts von der Jagd verstanden und in ihrem Leben noch kein Stück Wild, ja nicht einmal — so behaupten wenigstens die Göttinger — einen Hasen gesehen hatten, so hielten sie eine auf dem Hohen Hagen weidende Eselin für einen Hasen und legten hocherfreut ihre Flitzbogen an, um das



Wild zu erlegen. Als sich aber das Wild sehr zahm zeigte, dachten sie es lebendig zu fangen, was auch ohne Widerstand von Seiten des „Hasen“ gelang. Hocherfreut lagerten sich jetzt die Jäger um den eingefangenen Langohr, und als einer bemerkte, der Hase habe ein volles Euter, machten sie sich daran ihn zu melken und taten sich gütlich an der nie gekosteten Hasenmilch. Kaum war indes

das Geschichtchen den Göttingern hinterbracht, als die Dransfelder auch ihren Spitznamen weghatten und noch bis auf den heutigen Tag die „Hasenmelker“ heißen.

Die Dransfelder bleiben's ihnen aber nicht schuldig und nennen die Göttinger die „Eselfresser“ und zwar nach der gewöhnlichen Überlieferung deshalb, weil die Göttinger die Dransfelder Jäger bei ihrem vermeintlichen Hasen überrascht und ihnen die merkwürdige Beute abgenommen hätten, welche denn von den Göttingern ebenfalls für einen Hasen angesehen und von ihnen geschlachtet und verzehrt worden wäre. Die Erklärung des Spitznamens „Eselfresser“ in dieser Weise lag nahe, indem sie an den vorhin erzählten Vorgang leicht anknüpfen konnte; allein sie ist, da die Göttinger als jagdberechtigte und jagdkundige Leute genannt werden, ohne Zweifel eine Erfindung späterer Zeit, welcher eine Sage vom „Drakenberg“ ganz abhanden gekommen sein muß, die ich so glücklich war, aus dem Munde eines alten Einwohners von Herberhausen zu hören.

Das Dorf Herberhausen liegt eine halbe Stunde von Göttingen und etwas abseits von der nach Gieboldehausen führenden Landstraße am Fuße eines steilen, kahlen Berges, welcher Drakenberg heißt. Dieser trug vor vielen hundert Jahren das Raubschloß der gewalttätigen und grausamen Herren von der Drakenburg. Der letzte Besitzer der Burg war ein alter, übermütiger Junggesell; keine adelige Jungfer in der Nachbarschaft hatte ihm ihre Hand geben wollen, und so saß er unbeweibt und griesgrämig auf seiner Burg, bis ihm das Haar schneeweiß wurde. Da war einmal auf dem „Junkern-Hause“ in Göttingen ein großes Fest, zu welchem viel vornehme Herren, Frauen und Jungfern aus aller Welt Enden geladen waren. Auch der Herr von der Drakenburg erhielt, obgleich ihn eigentlich niemand leiden mochte, eine Einladung zum Feste, und das war ihm sehr lieb; „denn“, dachte er, „unter den vielen fremden Jungfern wird sich am Ende doch noch eine finden, welche Lust hat, deine Frau zu werden.“ — Nun schloß der alte Geck Kisten und Kasten auf, suchte seine besten Kleider hervor und putzte sich, als ob er ein zwanzigjähriger Prinz wäre. Das Kostbarste aber, was er anlegte, waren seine weißen seidenen Strümpfe, ein

Putz, welchen damals in dortiger Gegend die vornehmsten Leute noch nicht kannten.

Als nun der Herr von der Drakenburg beim Junkern-Hause vorfuhr und in seinen kostbaren Strümpfen aus dem Wagen stieg, lachten die umstehenden Göttinger laut auf und verspotteten derb den eitlen, weibischen Mann. Da wurde der Verspottete bitterböse, schrie die Spötter an: „Geduld, ihr Tölpel, ich werde zuletzt lachen!“ und fuhr im vollen Galopp wieder zum Albaner-Tor hinaus. Als der Grimmige in seine Burg einfuhr, lief ihm einer seiner Esel zwischen die Pferde und mußte dafür sein Leben lassen, denn der zornige Herr stach ihn auf der Stelle tot. Wie das Tier nun alle Viere von sich streckend dalag, wurde es dem Drakenburger plötzlich klar, auf welche Weise er sich empfindlich an den Göttingern rächen könne.

Der nächste Tag war ein Markttag, und nach damaliger Sitte pflegten die umliegenden Gutsbesitzer Fleisch auf den Göttinger Markt zu schicken. „Toif!“ sagte der Herr von der Drakenburg, zog dem Esel die Haut ab, schlachtete ihn ganz kunstgerecht aus und packte am andern Morgen seiner Magd den Tragkorb voll Eselfleisch; auf den Grund des Korbes aber legte er die Eselshaut nebst einem Brief und schickte alles auf den Markt. Hier bot nun die Magd das Fleisch des unreinen Tieres für Kalbfleisch aus, und die Göttinger kauften so fleißig, daß der Korb bald bis auf den Grund geleert war. Darauf machte sich das Mädchen hurtig aus dem Staube, und die zuletzt kommenden Kauflustigen fanden in dem geleerten Korbe die Eselshaut samt dem Briefe. Sie brachten beides sogleich zum Magistrat. Hier öffnete der Burgemeister den Brief und las: „Damit man für alle Zeiten weiß, daß Ihr Euresgleichen freßt, so schreibt auf diese Eselshaut, was Ihr heute von mir gekauft und gegessen habt! Herr von der Drakenburg.“

Da aber lief den Herren vom Rat die Galle über; sofort ließen sie die Sturmglocke schlagen und trugen den sich mit Wehr und Waffen sammelnden Bürgern den Schimpf vor, welchen der Drakenburger der ganzen Stadt angetan hatte. Nun verschworen sich die Bürger, nicht eher Wehr und Waffen abzulegen, bis die Drakenburg der

Erde gleich gemacht sei, zogen in hellen Haufen über den Hainberg und eroberten in grimmigem Mute beim ersten Anlauf die Drakenburg. Alles, was Leben in der Burg hatte, mußte über die Klinge springen, und der Burgherr ward von der Zinne in die Spieße der unten stehenden Eroberer gestürzt.

Mehrere Wochen lagerten die Göttinger in Herberhausen, Rohringen und am Klausberge und zerstörten die Burg bis auf den Grund. Erst als der Pflug über die Stelle der Zerstörung hinweg gegangen, zogen sie zur Stadt zurück, und heute findet man noch nicht einmal mehr die Grundmauern der Burg vor. Karl Gelfart.

Der Zwerg aus den Schweckhäuserbergen.

Zwischen Waake, Landolfshausen und Mackenrode, unweit Göttingen, liegen nicht weit voneinander drei Berge, welche die Schweckhäuserberge genannt werden. In den Schweckhäuserbergen hat es auch Zwerge gegeben, die darin in sonderbaren Höhlen gewohnt haben. Die Höhlen sind noch in den Bergen, sie sollen voll wundervollen Edelgesteins, Goldes und Silbers sein. Da sich aber die Zwerge nicht mehr sehen lassen, — ob sie ganz verschwunden sind, weiß man nicht — so sind auch die Höhlen nicht mehr aufzufinden.

Vor langer Zeit ist auf den Schweckhäuserbergen bei dem Herrn auf Schweckhausen ein Hirt im Dienste gewesen und auch ein Schäfer. Der Hirt hat eine Tochter gehabt und der Schäfer einen Sohn, die sich sehr gut gewesen sind. Es ist aber zu der Hirtentochter immer ein Zwerg gekommen, ungestaltet und häßlich, der hat sie zur Frau haben wollen, hat daher immer viel schöne Sachen von Gold und Silber mitgebracht. Das Mädchen aber, dem doch ihr Schäfer weit lieber war, hat sich sehr betrübt, daß der Zwerg um sie geworben hat, weil der ebenso mächtig wie häßlich war. Die Mutter hat auch nicht gewollt, daß ihre Tochter einen Zwerg heiraten sollte, und wie der Zwerg wieder eines Tages gekommen ist mit noch schönern Sachen, hat sie ganz ärgerlich

gesagt: „Ihr braucht nur gar nicht wiederzukommen, meine Tochter kriegt Ihr doch nicht zur Frau." Da hat der Zwerg ganz gelassen gesagt: „Wenn ich wiederkomme und Ihr wißt, wie man mich nennt, so will ich dann nie wiederkommen und Eure Tochter auch nicht heiraten. Wenn Ihr aber meinen Namen nicht wißt, so werde ich wiederkommen und Eure Tochter mit Gewalt zur Frau nehmen." Damit ist er fortgegangen.

Die Hirtenfrau aber hatte dem jungen Schäfer schon öfter gesagt, er solle genau acht geben, woher der Zwerg komme und wohin er gehe. Das hatte der Schäfer auch schon öfter getan, aber immer war der Zwerg zuletzt plötzlich weg gewesen. Also hütete der Schäfer an eben dem Abend, wo der Zwerg mit seinem Bescheide weggegangen war, an den Bergen seine Schafe. Die Sonne war schon am Untergehen, — da kommt plötzlich der Zwerg wieder daher. Der Schäfer gibt genau acht und schleicht ihm auch langsam nach. So tritt der Zwerg an einen Steinfelsen und ist auf einmal verschwunden. Nun geht der Schäfer ganz nahe an den Felsen, da sieht er eine purpurrote Blume, die duftet ganz herrlich und leuchtet wie ein Stern. Aber nirgend sieht er einen Eingang in den Felsen. Auf einmal hört er in dem Berge ein Klingen wie von Gold und Silber und dazu ganz vernehmlich den Zwerg singen:

„Hier sitz ich, Gold schnitz ich,
Ich heiße Holzrührlein, Bonneführlein;
Wenn das die Mutter wüßt,
So behielt sie ihr Mägdlein."

Das merkt sich der Bursche, läuft nach Hause und erzählt's noch denselben Abend der Mutter seiner Liebsten.

Wie nun nach ein paar Tagen der Zwerg wiederkommt und mit recht hämischem Lachen die Hirtenfrau fragt, ob sie denn nun seinen Namen wüßte, da sagt die Frau ganz kurz: „Wie mögt Ihr wohl heißen? Ihr heißt Holzrührlein, Bonneführlein." Wie die Frau das gesagt hat, ist der Zwerg verschwunden und ist auch nie wiedergekommen. Die rote Blume auf dem Steinfelsen hat der Schäfer auch nie wiedergesehen, aber er hat die Hirtentochter geheiratet und ist lange glücklich mit ihr gewesen. Hermann Harrys.

Das stille Volk der Plesse.



Auf dem Plesseberge, anderthalb Stunden von Göttingen, liegen die Trümmer des ehemaligen Bergschlosses Plesse. Von dieser Burg gehen gar mancherlei Sagen. Ein Kind ward lebendig in der Mauer beigesetzt, als man die Burg erbaute, um sie, nach früherem Wahn, unüberwindlich zu machen. Hinter der Burg ging ein Felsenbrunnen zur Tiefe, in dessen Gemäuer ein heimlicher Eingang zu einem unterirdischen Pfad in das Innere der Burg führte, so daß man von der Burg aus Wasser holen konnte, auch wenn sie belagert ward. Ein mannhaftes Rittergeschlecht nannte sich nach der Burg edle Herren von Plesse, und obschon die einst stattliche Burg in Trümmern liegt, bewachen und beschirmen die Rittergeister noch ihren einstigen Wohnsitz.

Tief unterm Boden des Burgbergs der Plesse aber wohnt ein stilles Zwergenvolk, hilfreich und guttätig den Menschen, das sich unsichtbar zu machen vermag und durch jede verschlossene Tür,

durch jede Mauer wandelt, so es ihm beliebt. Bei dem tiefen Felsbrunnen ist der Haupteingang in des stillen Volkes unterirdisches Reich. —

Wie die Herren Studenten zu Göttingen gar gern die Burgruinen der beiden Gleichen und die absonderlich schöne und anmutige der Plesse besuchen, so tat auch ein Göttinger Student im Jahre 1743. Er hatte ein Buch mitgebracht, und da er sich auf dem von lieblichen Schatten malerischer Bäume umspielten Burgplatz allein fand, legte er sich auf den Rasen und las. Ein süßer Geruch, wie von Waldmeister, Maienglöckchen und Flieder, schläferte ihn ein.

Lange schlief er, bis ein Donnerschlag und strömender Regen ihn weckten. Dunkel war es um ihn her, nur Blitze beleuchteten mit fahlem Schein die verwitternden Trümmer. Der Student betete, — da kam ein Licht auf ihn zu. Ein kleines altes Männchen mit eisgrauem Bart trug's und hieß jenen ihm folgen. Das Männlein führte den Jüngling zum Brunnen, in welchem ein Brettergerüst stand, darauf traten beide, und jetzt ging es wie auf der schönsten Versenkung eines Theaters sanft zur Tiefe bis auf den Wasserspiegel. Da wölbte sich eine Grotte, in der es trocken und reinlich war. Da sagte das Männlein: „Es steht dir nun frei, hier im Trocknen zu verharren, bis droben das Unwetter vorüber ist, oder mir in das Reich der Unterirdischen zu folgen." Der Student erklärte, letzteres wählen zu wollen, wenn ihm keine Gefahr drohe. Darüber beruhigte ihn das alte, eisgraue Männlein, und so folgte er ihm gleich einem Führer durch einen gar niedern und engen Gang, der für das Männlein just hoch und weit genug war, aber für den Bruder Studio nichts weniger als bequem, so daß ihm ganz schlecht wurde.

Endlich traten beide aus dem Gange und sahen vor sich eine weite Landschaft, durch die ein rauschender Bach floß, mit Dörfern aus lauter kleinen Häusern, wie die chinesischen, und ganz kunterbunt bemalt, wie die Wachtelhäuser. In das schönste dieser Häuser traten sie ein, und darin war des eisgrauen Männleins werte Familie, welcher der Studiosus Theologiä aus Göttingen vorgestellt wurde. Hierauf grüßten ihn die Anwesenden mit einer stillen Verbeugung.

Dann stellte das Männlein die werte Familie vor, seinen Vater, das war aber ein ganz schneefarbiger Greis, und ebenso seine Mutter, beide waren so alt, daß sie nur noch auf Stühlen sitzen, nicht mehr stehen und gehen konnten; dann seinen Großvater und seine Großmutter, die hatten beide kein Härlein mehr auf ihrem Kopf und kein Fleisch mehr auf ihren Knochen und konnten bloß liegen; dann des Männleins Frau, auch schon in den sechzigen, und ihre Kindlein von dreißig bis vierzig Jährchen und die kleinen Enkelchen von etwa vierzehn bis fünfzehn Jahren. Dann sprach der alte Großvater einige Worte des Grußes, der Gast aus der Oberwelt möge sich nur umsehen und ohne Furcht sein. Da kam die jüngste Tochter, die war nur einen Schuh hoch, doch dreizehn Jahre alt, und sagte: „Es ist angerichtet." Das hörte der Student gern, daß die stillen Leutchen auch anrichteten. Und die Tafel war königlich, die Tafeltücher waren von Asbest gewebt, Teller und Löffel von Gold, Messer und Gabeln von Silber und dergleichen. Das Essen war und schmeckte gut, und was das Trinken anlangte, so dünkte den Studenten, er trinke den köstlichsten Wein, die Zwerglein aber behaupteten, es sei nur Wasser.

Nach Tisch erzählte der uralte Vater dem Studenten viel von der Einrichtung des unterirdischen Reiches. Ihm und den Seinen als geborenen Herren desselben gehorche alles willig und gern. Landstände habe das Land nicht, und er als Regent halte auch keine Minister; die einen seien so teuer und unnütz wie die anderen. Es gebe in diesem stillen Reiche nur Frieden, Zufriedenheit und Wohlwollen. Ein jeder tue ungeheißen seine Pflicht. Es gebe keine Zwiste, keine Kriege, keine sogenannte Politik. Man kenne hierunten keine Wühler als die Maulwürfe und Reitmäuse, und die stammten nicht aus dem unterirdischen Reiche.

Wie der Alte noch redete, erscholl ein Zeichen von einem stark geblasenen Horn, das Zeichen zum Gebet. Alles faltete die Hände und fiel auf die Kniee und betete still und leise. Der Abend brach an, und es kamen Lichter auf großen silbernen Armleuchtern, und man ging in ein anderes Zimmer.

Alles, was er bis jetzt gesehen, gehört und wahrgenommen, reizte gar sehr die Wiß- und Neubegier des Studenten. Er dachte, es müsse nicht übel sein, über diesen so wohlgeordneten Staat unter dem althessischen Boden eine Reisebeschreibung zu verfassen und herauszugeben zu Nutz und Frommen der Oberwelt, und er wollte schon beginnen, sich Bemerkungen in seine Brieftasche zu schreiben. Aber das alte Männlein verhinderte ihn daran und sagte: „Laß das! Ihr da oben lernt doch nicht glücklich zu sein: ihr versteht das Befehlen so schlecht wie das Gehorchen. Ziehe hin und fürchte Gott, ehre den Herrscher und die Gesetze und scheue niemand!“

Der Studiosus fand es sonderbar, daß man die Gäste, die man erst eingeladen, gehen heiße, mußte sich aber fügen. Er empfing noch einige Gaben mit auf den Weg und fand sich unversehens wieder oberhalb des Brunnens auf der Plesse. Der Morgen war prächtig angebrochen, und der Burgwald erschallte von Vogelstimmen. Der Studiosus besah die Gaben und fand, daß es Gold und Edelsteine waren von hohem Wert. Er hatte, wenn er diesen Reichtum gut und vernünftig anwandte, genug für sein ganzes Leben.

Ludwig Bechstein.

Weshalb die Herren von Hardenberg einen Eberkopf im Wappen führen.

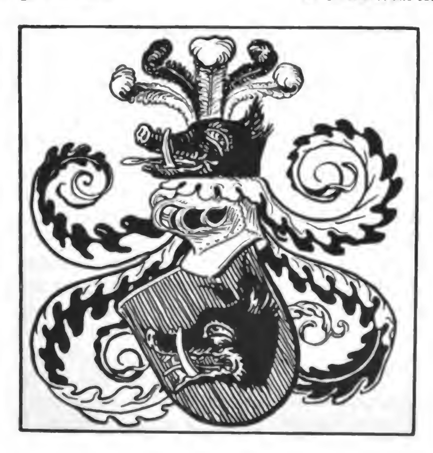
Einst belagerten die Herren von der Plesse die benachbarte Burg Hardenberg. Weil man damals aber noch keine Kanonen hatte, so konnten die Belagerer nur mit Pfeilen gegen die Burg schießen, wodurch die Belagerten wenig Schaden litten, und die Belagerung zog sich in die Länge. Deshalb beschlossen die von der Plesse, den Hardenberg mit Sturm zu nehmen.

Mit der größten Heimlichkeit hatten sie alles zum Sturm vorbereitet, und fast hatten sie die Burg schon erstiegen, ohne daß die Belagerten, die alle im tiefsten Schlafe lagen, etwas gemerkt hatten.

Da prustete auf einmal ein alter Eber in der Burg los und weckte so die Schlafenden. Alsbald eilten diese auf die Mauern, und der Sturm wurde glücklich abgeschlagen.

Zur Erinnerung an diese Rettung der Burg durch ein Schwein haben dann die Herren von Hardenberg einen Eberkopf in ihr Wappen genommen.

G. Schambach und W. Müller.



Der Strahlenkamp bei Fredelsloh.

Südlich von dem Dorfe Fredelsloh im Solling liegt der Strahlenkamp, ein schöner Eichenwald mit Tannenunterholz. Der Grund und Boden dieses Forstes war in früheren Zeiten Eigentum des Klosters Üssinghausen. Die Mönche hatten im Schweiß ihres Angesichts die große Fläche Landes urbar gemacht. Da aber dies ertrag-

reiche Ackerland doch etwas weit von ihrem Kloster entfernt lag und da außerdem die Wegeverhältnisse an der Weper[1]) früher nicht die besten waren, so verstanden sich die Mönche dazu, diesen Kamp von einigen 100 Morgen an das Nonnenkloster zu Fredelsloh zu verpachten, dem er viel näher lag.

Die Nonnen arbeiteten fleißig, so daß sie neben der verhältnismäßig niedrigen Pachtsumme, die in Getreide bestand, sich noch ein schönes Teil erübrigten. Die wogenden Getreidefelder aber erregten beim jedesmaligen Anblick den Neid der Mönche. Schließlich wurde von ihnen der einstimmige Beschluß gefaßt, zum kommenden Herbst den Strahlenkamp trotz des weiten Weges wieder selbst zu bewirtschaften.

Als nun die Kündigung so plötzlich erfolgte, waren die Nonnen darüber sehr empört, und sie schwuren, heimlich Rache zu nehmen. Sie gingen zwar auf die Kündigung ein, baten aber die Mönche mit Tränen in den Augen, ihnen doch das Land noch eine Ernte zu lassen. Auf eine Ernte kam es ja nun den Mönchen auch nicht an; sie ließen also den Nonnen das Land noch zu einer Aussaat.

Im Herbst wirtschafteten die Nonnen fleißig auf ihrem Lande, pflügten und eggten. Sodann besäeten sie es mit — Eicheln, die im nächsten Frühjahr mit ihren schön geformten Blättern bald das ganze Land bedeckten, jedoch im Herbst noch recht kleine, winzige Dingerchen waren, so daß von einer Ernte noch keine Rede sein konnte. Zwar waren die Mönche empört ob solchen Betruges; doch die schlauen Nonnen gaben ihnen zu verstehen, daß sie den Strahlenkamp nicht auf ein „Jahr", sondern noch für die Zeit einer „Ernte" gepachtet hätten. Beschämt und zornig zogen die Mönche ab.

So stehen heute noch die mächtigen, bald tausendjährigen Eichen im Strahlenkamp und warten auf die „Ernte." In dem Rauschen ihrer Blätter erzählen sie uns, daß sie ihre Entstehung der Weiberlist verdanken.

Hermann Nagel.

[1]) Die Weper ist ein kahler Gebirgszug, welcher sich östlich an den Solling reiht und mit diesem ein anmutiges Tal bildet.

Die Schlangenkönigin.



Ein Holzhauer aus Fredelsloh arbeitete eines Sommertages in dem nahen Walde. Als die Mittagsſonne heiß ſchien, gönnte er ſich eine Pauſe, um ſein beſcheidenes Mahl zu verzehren und ſich ein wenig auszuruhen. Er ſuchte ſich ein ſchattiges Plätzchen unweit ſeiner lichten Arbeitsſtätte. Kaum aber hatte er ſich ins Gras geſetzt und ſein Tuch, worin Brot und Wurſt eingewickelt war, auf dem Erdboden ausgebreitet, da kam züngelnd eine Schlange auf ihn zu. In ſeiner Angſt griff er nach dem roten Tuch, um ſie damit abzuwehren. Die Schlange konnte die rote Farbe ſcheinbar nicht leiden; denn ſie machte plötzlich Halt und hob das Haupt empor. Da ſah er auf ihrem Kopf etwas glitzern: es war eine kleine goldene Krone, die ſie ihm ſchüttelnd vor die Füße warf, worauf ſie im Graſe verſchwand. Verwundert betrachtete der arme Holzhauer die zierliche Krone von allen Seiten. Als er mit dem Eſſen fertig war, wickelte er ſie vorſichtig in ſein Tuch und nahm ſie abends mit nach Hauſe.

Bald verbreitete ſich die Wundermär im Dorfe. Alte Leute wollten wiſſen, es ſei eine Schlangenkönigin geweſen und an der Stelle, wo der Holzhauer ſie geſehen, wäre ein Schatz zu finden. So ging er denn heimlich zwiſchen 11 und 12 Uhr nachts mit der Krone der Schlangenkönigin wieder nach der Stelle, wo er mittags geruht hatte. Mit dem Glockenſchlage 12 zeigte ſich ein Zwerg, der ihn aufforderte, mit in den Berg zu kommen. Der Holzhauer folgte. Der Zwerg pflückte ſich eine Blume, worauf ſich alsbald der Berg auftat. Nun gingen beide hinein. Alles erſtrahlte in Glanz und Pracht. In dem Berge waren noch viele, viele Zwerge, die ſie freundlich begrüßten und mit ihnen an einer reich gedeckten

Tafel Platz nahmen. Der arme Holzhauer ließ es sich gut schmecken. Dann wurde er in ein anderes Gemach geführt, das ganz mit Gold und Silber gefüllt war. Der Zwerg sprach zu ihm: „Nimm dir davon, soviel du willst; doch hüte dich, jemals von deinem Aufenthalt in dem Berge zu erzählen. Denn nur einem ist es in jedem Jahrzehnt beschieden, durch die von uns ausgeschickte Schlangenkönigin reich und glücklich zu werden.“ Darauf führte ihn der Zwerg wieder hinaus. Nun hatte der Holzhacker auch ohne Arbeit genug zu einem vergnügten Leben.

Wochenlang ging es gut. Die Leute aber drangen mit Ungestüm in ihn, um zu erfahren, wie er zu dem Reichtum gekommen sei. Da offenbarte er schließlich seiner Frau die ganze Geschichte, und — verschwunden war der Schatz. Nun mußte er sich wieder als Holzhauer quälen wie vordem. Wahr bleibt's immer: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.“

Karl Scheibe.

Der wilde Jäger im Solling.

Um Mitternacht, wenn der Regen niederprasselt und der Sturmwind auf den Höhen des Moosbergs heult, im Frühling und Herbst zumal und zur Zeit der heiligen Zwölfe[1]), dann rast der wilde Jäger mit seinem Troß durch die Berge und Schluchten des Sollings.

Das Rauschen der Zweige, das Bellen der Hunde, das Gestampf der hageren Pferde zeigen sein Kommen an. Schauerlich tönt schon von weitem sein gellender Jagdruf: „Hopp hü! Kliff klaff! Hopp hü! Kliff klaff!“ Der Sollingsbewohner kennt den wilden Weidgesellen und verschließt sorgfältig Türen und Fenster. Doch wehe, wenn du als einsamer Wanderer noch kein schützendes Obdach erreichtest! Du bist verloren, wenn du wagst, dem Gewaltigen in den Weg zu treten! Verbirg dich, so schnell du kannst,

[1]) Die 12 Tage von Weihnachten bis Epiphanias (24. Dez. bis 6. Jan.).

oder wirf dich still zu Boden, damit seine beiden großen Hunde mit ihren glühenden Augen dich nicht erspähen! Zähnefletschend stürzen sie heran; jetzt ducken sie sich nieder, zum Sprung bereit. Kalter Angstschweiß überläuft dich: du wähnst, im nächsten Augenblick nicht mehr unter den Lebenden zu sein. Da — ein lautes „Hopp hü!" — ein gellender Pfiff, und sie eilen zu ihrem Herrn zurück, um weiter mit ihm zu rasen durch Dickicht und Dorn.

Du bist befreit, stehst aber noch im Banne der letzten Augen-



blicke, die du nie wieder herbeiwünschst. Aus der Ferne vernimmst du noch den schaurigen Nachhall der wilden Jagd. Mächtige Hirsche und leichtfüßige Rehe, dazu plumpe Wildschweine sind beim Erscheinen des Jägers aus dem Schlummer gescheucht. Auch die Vogelwelt ist erwacht, und die Eule läßt ihr unheimliches „Schuhu" ertönen. Der ganze Solling ist in Aufregung und besänftigt sich erst wieder, wenn die Glocke auf dem fernen Kirchturm das Ende der Geisterstunde verkündet. Plötzliche Stille tritt ein. Hirsche,

Rehe und Wildschweine strecken sich schlafend unter den Tannen. Kein Vogelruf läßt sich mehr hören. Alles liegt wieder in tiefer Ruh. Das ist der nächtliche Jagdritt des wilden Gollingjägers. —

Die Heimat dieses unheimlichen Weidgesellen ist ein einsames Forsthaus am Eingang des Gollings, Grimmerfeld[1]) mit Namen. Dort wohnte vor langen Jahren ein Förster, Hackelberg genannt, ein großer, stattlicher Mann mit langem, rotem Vollbart. Seine Ehe war kinderlos; deshalb lebte er nur seinem Weibe, seinem Wilde und seinem Walde. Er liebte die Einsamkeit. Selten sah man ihn mit Menschen sprechen. Nur zur Jagdzeit empfing er viele Weidmänner von weither, um mit ihnen des edlen Weidwerks im wildreichen Golling zu pflegen.

So hatte er einst wieder eine große Treibjagd veranstaltet und viele Jäger dazu eingeladen. Am Morgen der Jagd aber erschien der Förster mit finsterem, mürrischem Gesicht. Selbst das herrliche Wetter und die zahlreiche Jagdgesellschaft vermochten nicht seine Züge zu erheitern. Was war die Ursache? Sein Weib, das er so innig liebte und so hoch verehrte, hatte in der letzten Nacht einen bösen Traum gehabt: Ein wilder Eber würde mit seinen gewaltigen Hauern ihren Mann derart verletzen, daß er davon sterben müßte. Tränenden Auges hatte sie ihn daher gebeten, der Jagd doch fern zu bleiben. Weibertränen aber konnte er nicht widerstehen, und so blieb er — wenn auch ungern — daheim.

Mit reicher Beute kehrten die Jäger am Abend zum Forsthause zurück. Neben kapitalen Hirschen brachten sie einen mächtigen Eber mit, einen Eber, so groß und schwer, wie ihn noch keiner der Anwesenden gesehen hatte. Die Frau des Försters freute sich und gedachte ihres Traumes. Auch der Förster erinnerte sich ihrer Furcht; er ging auf den toten Eber zu, nahm dessen Kopf in beide Hände, hob ihn auf und sprach: „Du bist es also, der mich töten wollte, und nun bist du selber getötet!" Dann ließ er den schweren Kopf wieder zur Erde sinken. Aber o weh! — Die langen Zähne haben im Niederfallen die Beine des starken Weidmanns verletzt.

---

[1]) Je eine Stunde von den Dörfern Dellichausen, Espol und Fredelsloh gelegen.

Das Blut sickert durch Strümpfe und Hose. Ein sofort angelegter Notverband hält den Blutstrom nicht auf. Der Traum erfüllt sich jetzt doch noch, — der Förster muß langsam verbluten.

Eine Bitte und einen Wunsch richtet der Sterbende, nachdem er sein liebes Weib seinen Genossen empfohlen hat, noch an die Umstehenden: Man möge seinen Leib nicht hier begraben, sondern ihn auf einen Wagen legen und seinen Schimmel davor spannen; wo dieser zum ersten Male raste, da möge man ihn bestatten. Sein Geist aber solle jagen, ewig jagen auf seinem Schimmel; begleitet von seinen beiden Lieblingshunden solle er in jeder Nacht den ganzen Solling durchstreifen!

Seine Freunde versprachen, ihm die Bitte zu erfüllen. Dann starb er. Die Leiche wurde auf den Wagen gelegt; der Schimmel nahm seinen Weg über einen Berg, der heute noch Hackelberg heißt, dann wandte sich das Pferd nach Norden und hielt am Moosberg zum ersten Male an. Dort wurde der Leichnam des wilden Jägers, wie er von nun an genannt wurde, mitten in der Wildnis begraben.

Sein Geist aber jagt seitdem allnächtlich zur Geisterstunde im Solling ziellos umher. Willst du ihn hören, so geh nur um Mitternacht in den düsteren Wald. Bald vernimmst du das Rauschen der Zweige, das Bellen der Hunde und den schauerlich gellenden Jagdruf: „Hopp hü! Kliff klaff! Hopp hü! Kliff klaff!"

Nach H. Nagel.

Dei Nachtrawe[1] up'r Weper[2].

Gläaug emal 'n Schaper, dei up'r Weper lag, ümme Middernacht de Höre[3]) vor. Da flog up 'nmal dei Nachtrawe ower öhne hen, dat is'n graten, swarten Vogel met euisernen Sittchen, dä kreuischede jümmertäau:

---

[1]) In der germanischen Mythologie gilt der Rabe als heiliger Vogel des Gottes Wodan. Wie nun dieser in der Sage zum wilden Jäger, so ist auch sein Vogel zu einem gespenstischem Wesen geworden. Der Nachtrabe wird als eiserner Vogel gedacht, der mit seinen Flügeln diejenigen totschlägt, die ihm nachrufen oder seiner spotten. (Nach Dr. Wohlthat im Urdsbrunnen 1884, Heft 6.)

[2]) S. Bem. auf S. 190. [3]) Hürde.

„Kra, kra, kra!“

Juse Schaper was awer recht beherzet, un hei antworde deck:

„Kra, kra, kra,
Dei Nachtrawe dei is da!“

Dat verdrot awer den Nachtrawen necht en beten, un hei schot ratsch[1]) dal. Da smet dei Schaper, häste necht esein, negen Höre täausammen un krop da under. Un härre hei dat necht edan, denn härre hei'r sicher an löumen[2]) most. Dei Nachtrawe släaug met seuinen euisernen Sittchen up dei Höre, dat et balderde. Achte flogen in korte kleine Beten, de negte awer bleif ganz häl: denn den Nachtrawen seuin Sittchen was beui düsser grade up dei Lattenkruizunge komen, un da moste hei wol flüchten!

Awer wuitend hätte noch eräaupen:

„Wör eck necht up't Kruize komen,
Här'k deck mee na'r Hölle nomen!“

Heinrich Sohnrey.

Der Teufelspfuhl.

Bei Dassel liegt ein Pfuhl, von dem geht die Sage, er sei unergründlich und ein Wohn- und Tummelplatz des Teufels.

Zu Lüthorst saß ein Bauer, der konnte nimmer genug kriegen. Er hatte dicht neben dem Pfuhl einen Acker, den pflügte er an einem Sonnabend und brachte sein Werk vor Seierabend nicht zu Ende und pflügte immerfort. Die Betglocke läutete, aber der Bauer hatte nicht acht darauf; er stand nicht still wie andere bei den dreimal drei feierlichen Schlägen, tat seine Mütze nicht ab und sprach kein frommes Vaterunser, er rief vielmehr seinen Pferden zu: „Jü hott, ihr Schindmähren! Wollt ihr in Teufels Namen ziehen, daß es endlich ein Ende wird?“ — Hatte auch seinen Jungen bei sich, der mußte neben den Pferden herlaufen und sie schlagen und antreiben, und endlich prügelte er selbst die Pferde und den Jungen wie unsinnig und wünschte sie zu allen Teufeln.

---

[1]) gerade. [2]) glauben.

Schon wurde es dämmerig, da stieg ganz langsam ein großer kohlschwarzer Gaul aus dem Pfuhl, und wie der Bauer den sah, freute er sich der Hilfe und rief dem Jungen zu: „Geh hin, fang den Gaul und spanne ihn vor den Pflug in aller Teufel Namen, daß wir mit dem verfluchten Acker zu Rande kommen!" — Der arme gescholtene und geprügelte Junge heulte und schrie, doch gehorchte er und holte den schwarzen Gaul als Vorspann, und nun ging es: Heißa, hast du nicht gesehen. Die Schar riß Furchen in den Acker so tief wie ein Weggraben, und der Bauer konnte die Hand nicht mehr vom Pflugsterz bringen und mußte laufen. Und wie er an des Ackers Ende war und wenden wollte, da ließ das der Gaul nicht zu, sondern zog immer gerade aus, frisch und gewaltig, bis an den Pfuhl, und da ist er hineingegangen mit samt dem Bauer, dem Pflug und den Pferden, und ist keines davon wieder zum Vorschein gekommen.

Ludwig Bechstein.

Der Schäferstein bei Dassel.

Auf dem Rotenberge im Solling stand vor mehreren hundert Jahren die Burg des Raugrafen von Dassel, der die Bewohner der umliegenden Ortschaften oft in grauenhafter Weise brandschatzte. Ein tiefes, mit Sandsteinen ausgemauertes, rundes Loch, das durch einen unterirdischen Gang mit der Erichsburg in Verbindung gestanden haben soll, bezeichnet noch die Stätte des vormaligen Burghofs.

Neben dem Rotenberge aber liegt der Bierberg und an dessen Fuße der Ziegenanger. Hier wurden seit alter Zeit die Schafe, Gänse und Ziegen des Städtchens Dassel geweidet. Einer der Hirten blies gar herrlich die Flöte und spielte oft den jungen Leuten auf dem Anger zum Tanze vor. „Röik, up'n Ziegenanger is Musöik, Hiers Karlöine un Swäins Fredderöike danzet darup!" pflegte man zu sagen, und von nah und fern eilte das tanzlustige Volk herbei, um sich an den herrlichen Weisen des Hirten zu ergötzen.

Alle hatten den Hirten lieb gewonnen, denn es war ein gar freundlicher und munterer Bursche. Nur einer mochte ihn nicht ausstehen, das war der Raugraf auf der Burg; der er ärgerte sich über die tägliche Dudelei. Als es ihm nun eines Tages zu viel wurde, ritt er den Berg hinunter und stach kurzweg den Schäfer mit der Lanze nieder.

Die ruchlose Tat wurde bald bekannt, und die ganze Gegend trauerte um ihren verlorenen Freund. Vor allen aber ergriff die



Frauen eine namenlose Wut gegen den schlimmen Grafen. Sie versammelten sich eines Tages, als er von der Burg herniedergestiegen war, und erschlugen ihn mit ihren Holzpantoffeln; denn in der alten Zeit wurden von den Frauen nur schwere Holzschuhe getragen. Dem Schäfer aber wurde an der Stelle, wo er ermordet worden war, ein Denkstein gesetzt, der erst vor 20 Jahren bei der Verkoppelung entfernt ist. Auf diesem Steine stand in noch kaum leserlicher Schrift die Sage vom Schäferstein. Nach J. Telfemeyer.

Bier genug.

Es war im Jahre 1479, als die Stadt Einbeck mit dem Herzog Wilhelm von Göttingen und dem Landgrafen von Hessen in eine blutige Fehde geriet. Mit einem Heere von mehr denn 1800 geharnischten Rittern zogen die beiden Fürsten gegen die Stadt. Die Einbecker Bürger aber, die schon einmal einen Streit mit zwei Braunschweiger Herren bestanden hatten, verließen im Vertrauen auf ihre eigne Kraft die schützenden Mauern und schlugen außerhalb der Landwehr eine Wagenburg auf.

Als es nun zur Schlacht kommen sollte, vermahnte der Bürgermeister die Seinigen, Stand zu halten gegen den Feind und sich tapfer zu wehren. Denen aber, die fliehen würden, kündigte er als Strafe an, daß jeder von ihnen, wenn man wieder heimkäme, eine Kufe Bier zum Besten geben solle. Es ist nämlich zu wissen, daß damals jeder Bürger in Einbeck Bier braute und daß das Einbecker Bier seiner Güte wegen in ganz Deutschland berühmt war. Einer der Bürger, der ein Spottvogel war, sprach aber, als der Bürgermeister geendet hatte: „Gemach, gemach, lieber Herr Bürgermeister, laßt es mit einer Tonne für jeden Flüchtigen genug sein; wir werden ohnedies genug zu trinken haben."

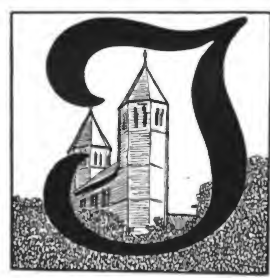
Also geschah es auch. Der Herzog Wilhelm hatte seine Schar geteilt und sich mit 800 Reitern in einen Hinterhalt gelegt. Mit Ungestüm warfen sich die hessischen und braunschweigischen Vasallen auf die Gegner, während der Herzog, aus dem Versteck hervorbrechend, die Bürger von der Stadt abschnitt und im Rücken angriff. So drangen von beiden Seiten die Fürstlichen in die Wagenburg ein. Die Bürger, denen der Weg zur Flucht benommen war, wehrten sich tapfer. Doch was half's! Ein Drittteil von ihnen fand den Tod, die Mehrzahl der Überlebenden geriet in Gefangenschaft. Und weil jeder Einbecker Bürger gleich einen Strick bei sich hatte, einen Hessen damit zu binden, den er fangen wollte, so wurden die Gefangenen, mit ihren eigenen Stricken gebunden, nach Hardegsen und Kassel geführt, allwo sie so lange bleiben mußten, bis ihre Brüder sie mit einem bedeutenden Lösegelde

und Bezahlung der Koſt loskauften. Das Banner der Einbecker, ein weißes Roß im roten Felde, aber ward in der Altſtädter Kapelle zu Kaſſel aufgehängt, wo es noch manch Jahrhundert als Siegestrophäe prangte.

Ob alle gefangenen Einbecker nach ihrer Heimkehr auch eine Kufe Bier haben geben müſſen, darüber ſagen die Chroniken nichts. Wäre es aber der Fall geweſen, ſo hätten viele ihr Lebenlang freies Bier gehabt.

Nach A. Richter u. a.

Die Gründung des Kloſters Gandersheim.



n einer öſtlichen Seitenerweiterung des Leinetals liegt unterhalb der Flußenge von Greene-Kreienſen die braunſchweigiſche Stadt Gandersheim. Ihren Urſprung verdankt die Stadt einem der älteſten Klöſter im Sachſenlande, welches der Herzog Ludolf, der Großvater König Heinrichs I., zunächſt in Brunshauſen an der Gande gründete und ſpäter nach Gandersheim verlegte. Weshalb man gerade dieſen Ort für das Jungfrauenſtift erwählte, weiß die Sage folgendermaßen zu erklären.

Als der Herzog Ludolf ſah, daß das Brunshauſiſche Kloſter für die Anzahl der eingeführten Stiftsfräulein zu enge ward, entſchloß er ſich, ein größeres Stift für ſie zu gründen. Doch war er nicht wenig beſorgt, wo er einen Gott gefälligen Ort hierzu finden ſolle. Da erſchienen einſt, zwei Tage vor dem Allerheiligenfeſte, den Hirten an der Stelle, wo jetzt das Gandersheimiſche Stift liegt, nachts eine große Anzahl Lichter, welche die ganze Waldgegend helle machten. Die Hirten wurden darüber ſehr beſtürzt

und zeigten ihrem Meister an, was sie gesehen. Dieser ließ sich bewegen, die folgende Nacht mit ihnen zu wachen. Da zeigten sich denn in der Mitternacht noch eine größere Anzahl von Lichtern auf eben der Stelle. Dies ward sogleich dem in der Nähe weilenden Herzog Ludolf kund getan, der sich entschloß, sich mit seinem ganzen Hofstaate in der bevorstehenden Allerheiligennacht an den bezeichneten Ort im düstern Walde zu begeben. Bei seiner Ankunft zeigten sich abermals die Lichter in solcher Zahl, daß es schien, als wenn es durch der Sonnen Aufgang heller Tag geworden wäre. Der Herzog betrachtete es als ein großes Wunder und schloß daraus, dies müsse der rechte Ort sein, den sich alle Heiligen zu ihrem Ehrendienste auserlesen. Deswegen ließ er gleich am andern Tage Wald und Büsche ausroden und zur Weih- und Klosterstelle bereiten.

So entstand hier am schattigen Waldbach Gande das bald aufblühende Stift Gandersheim, das namentlich durch die Dichterin Roswitha zur Zeit der Ottonen hochberühmt werden sollte. In der schönen Stiftskirche, der Zierde des Ortes, aber befindet sich noch heute zum Gedächtnis des Gründers ein Bildnis des Herzogs Ludolf mit der Unterschrift:

„Da man tat schreiben 800 Jahr
Und 81 die Jahrzahl war,
Der tapfer Held, Ludolf genannt,
Der erste Herzog im Sachsenland,
Und Oda, sein Frau lobesam,
Dies löblich Stift erbauet han.“

Nach H. Pröhle.

Hödeken.

Zwischen Freden an der Leine und dem alten Nonnenkloster Lamspringe lag auf einem gewaltigen Bergkegel des Sackwaldes die Winzenburg, einst die stärkste Feste des fürstbischöflichen Stiftes Hildesheim. Von der Burg, die während der Stiftsfehde zerstört wurde, ist nur noch das Bruchstück eines Turmes erhalten;

doch in alten Chroniken und im Munde des Volkes sprudeln noch frisch wie die tiefklaren Gewässer des von schattigen Buchen umrauschten Apenteichs am Fuße des Burgberges die Sagen von Hödeken, dem Winzenburgischen Poltergeist.

Hödeken, d. i. Hütchen, pflegte man den wunderlichen Hausgeist zu nennen, weil er, sonst unsichtbar, nur an dem kleinen weißen Filzhut zu erkennen war, den er wie angenagelt auf dem Kopfe trug. Er zeigte sich gegen jedermann freundlich und gefällig: bald warnte er den einen vor Unglück, bald war er dem andern in einem Vorhaben behilflich. Aber er ließ nicht mit sich spaßen; sobald er geneckt wurde, erwies er sich als der rachsüchtigste und grausamste Kobold, den es je gegeben. Mit besonderer Vorliebe hing er jedoch an der Winzenburg und ihren rechtmäßigen Bewohnern, deren Wohl und Wehe ihm sehr am Herzen lag, und er heulte und lärmte gar entsetzlich, wenn der Burg oder ihrem Besitzer Gefahr drohte.

Als Graf Hermann I., der Erbauer der Winzenburg, in der Leine ertrank, hub Hödeken in der Nacht vorher hoch über dem Schlosse ein solches Jammergeschrei an, daß es Schrecken und Verwunderung erregte. Am andern Tage aber, als man das Unglück erfuhr, wußte man wohl, warum Hödeken so getobt hatte. Und als Graf Hermann II. seinen Vasallen Burghard von Luckenwalde, den Vertrauten Kaiser Lothars, auf der Winzenburg erstach, ließ sich Hödeken wiederum in der Nacht vor dem Morde hören und machte ein seltsames Geschrei. Um diese Mordtat zu rächen, zog Kaiser Lothar 1131 mit einem Heere heran und belagerte die Winzenburg. Da verschwand Hödeken und kam nicht eher wieder, bis das Schloß mit Sturm bedroht wurde. In Gestalt eines Raben erschien er nun und heulte kläglich; in der folgenden Nacht wurde die Winzenburg erobert und zerstört. Hödeken schrie und weinte unaufhörlich, daß ihm sein Aufenthalt in eine Wüste verwandelt worden war. Als aber hernach das Schloß wieder aufgebaut und in seinem vollen Umfange wieder hergestellt wurde, frohlockte er gewaltig.

Eine Zeitlang verhielt sich Hödeken nun ruhig. Als jedoch im Jahre 1152 Hermann II., der Letzte der Winzenburger, samt seiner Gemahlin Luitgardis von einem ihrer Burgritter ermordet wurde,

da war es wieder Hödeken, der diese grauenhafte Tat am Tage vorher durch Heulen und Schreien verkündete. In derselben Stunde aber, in welcher die Tat geschehen war, eilte der Geist auf dem kürzesten Wege nach Hildesheim, trat vor das Bett des schlafenden Bischofs Bernhard, weckte ihn und sprach: „Plättner wake up, de Greveschop to Winzenborch de steit los!“[1]) Der Bischof ließ sich das nicht zweimal sagen, stand auf, brachte sein Kriegsvolk eilig zusammen und besetzte damit die Grafschaft, die er so, mit Einwilligung des Kaisers, dem Stift Hildesheim einverleibte.

Ein Graf, der vom Bischof mit der Winzenburg belehnt war, hatte zwei Söhne, die in Unfrieden lebten. Um einen Streit wegen der Erbschaft abzuwenden, war mit dem Bischof zu Hildesheim festgemacht, daß derjenige mit der Grafschaft belehnt werden sollte, der nach des Vaters Tode sich zuerst darum bei dem Bischof melden würde. Als nun der Graf starb, setzte sich der älteste Sohn gleich auf sein Pferd und ritt fort zum Bischof. Der jüngste aber hatte kein Pferd und wußte nicht, wie er sich helfen sollte. Da trat Hödeken zu ihm und sprach: „Ich will dir beistehen, schreib einen Brief an den Bischof und melde dich darin um Belehnung, er soll eher dort sein, als dein Bruder auf seinem jagenden Pferde.“ Da schrieb er ihm den Brief, und Hödeken nahm und trug ihn auf einem Wege, der über Gebirge und Wälder geradaus ging, nach Hildesheim und war schon lange da, ehe der älteste herbeigeeilt kam, und gewann also dem jüngsten das Land. Dieser Pfad ist schwer zu finden und heißt noch immer Hödekens „Rennstieg.“

Hödeken erschien gar oft an dem Hofe des Bischofs zu Hildesheim und hat ihn ungefragt vor mancherlei Gefahr gewarnt. Die Wächter der Stadt hat er fleißig in acht genommen, daß sie nicht schliefen. Gewöhnlich ging er den Köchen und Köchinnen zur Hand, schwatzte auch oft mit ihnen in der Küche. Eine Mulde im Keller war seine Schlafstätte. Als man nun seiner gar gewohnt worden war und sich niemand weiter vor ihm fürchtete, begann ein Küchenjunge ihn zu verspotten, mit Lästerworten zu

[1]) Glatzkopf, wach auf, die Grafschaft Winzenburg ist erledigt.

hudeln und, so oft er es nur vermochte, mit Dreck aus der Küche auf ihn loszuwerfen oder ihn mit Spülwasser zu begießen. Das verdroß Hödeken sehr, und er bat den Küchenmeister, den Jungen abzustrafen, damit er solche Büberei unterwegs ließe, oder er selbst müßte die Schmach an ihm rächen. Der Küchenmeister lachte ihn aus und sprach: „Bist du ein Geist und fürchtest dich vor dem kleinen Knaben?“ Darauf antwortete Hödeken: „Weil du auf meine Bitten den Buben nicht abstrafen willst, will ich dir zeigen, wie ich mich vor ihm fürchte“ und ging damit im Zorn weg. Nicht lange darauf saß der Junge nach dem Abendessen allein in der Küche und war vor Müdigkeit eingeschlafen. Da kam der Geist, erwürgte ihn und zerhackte ihn in kleine Stücke; diese warf er in einen großen Kessel und setzte ihn ans Feuer. Als der Küchenmeister kam und in dem Kessel Menschenglieder kochen sah, fing er an, den Geist greulich zu schelten und zu fluchen. Der aber antwortete: „Laß ab vom Fluchen, damit es dir nicht ebenso geht wie dem Jungen.“ Als nach einigen Tagen der Küchenmeister beim Fleischbraten war, kam Hödeken und zerdrückte über den Bratenstücken, die für den Bischof und dessen Hofleute bestimmt waren, abscheuliche Kröten, indem er sagte: „Sieh, Koch, für deine Verfluchungen gebe ich dir von meiner Jagd die Bratenbrühe.“ Als der Koch sah, was der Geist getan, ergriff er grimmig das gebratene Fleisch und schleuderte es heftig gegen ihn. „Das soll dir nicht ungerochen hingehen,“ sagte Hödeken und verschwand. Eines Nachts rief er den Koch, angeblich um ihm etwas Schönes zu zeigen. Der Koch ließ sich verleiten und betrat eine von Hödeken gelegte Fallbrücke. Die Brücke wich, der Koch fiel in einen Graben und brach ein Bein. Als nun der Koch in heftigem Schmerz weinte, sprang Hödeken lachend herbei und sprach: „Nun, Koch, willst du mich wieder in der Küche mit Braten werfen? Jetzt habe ich die mir angetane Schmach gerächt, und ich hoffe, du wirst mich für die Folge ungeschoren lassen!“

Einen besonders boshaften Streich verübte Hödeken im Jahre 1522. Als in der Stiftsfehde die kaiserliche Acht gegen den Bischof Johann IV. ausgesprochen wurde, war Henning Rauschenplat Drost

und Pfandinhaber der Winzenburg. Da er sich weigerte, den mit der Vollstreckung des kaiserlichen Strafbefehls beauftragten Herzögen von Braunschweig die Winzenburg zu übergeben, begannen sie die Burg mit schwerem Geschütz zu berennen. Während der Belagerung flog plötzlich der Pulvervorrat der Belagerten in die Luft und zerstörte einen Teil ihrer Verteidigungswerke, so daß sie zur Übergabe genötigt wurden. Hödeken hatte das Feuer in den Pulverturm geworfen, wie nachstehender Reim besagt: „Hödeken hadde darmede sin Spel,

He makede, dat dat Für in dat Pulver fel." —

Seitdem die Winzenburg zerstört ist, treibt sich Hödeken oder Hans mit dem Hütchen, wie er jetzt in dortiger Gegend genannt wird, im Felde umher und macht sich gern mit Pferden und Wagen zu tun, ladet auch wohl Heu auf und geht unsichtbar den Knechten zur Hand. Doch muß man sich hüten, ihn zu beleidigen. — Ein Bauer in der Winzenburger Gegend, der eben auf seinen Acker gehen wollte, sah aus der Ferne ein kleines graues Männchen damit beschäftigt, den Dünger auseinander zu streuen. Der Bauer hatte niemand mit diesem Geschäfte beauftragt und beschleunigte seine Schritte, um zu sehen, wer ihm ungerufen den Dienst täte. Als der Bauer aber zu laufen anfing, stand das Männchen still wie ein Stock, und als der Mann seinen Acker erreichte, sah er dort nichts als den alten, grauen Wegweiser, der auf dem Kreuzwege hart am Felde stand. „Du Lork hest meck wat ebrüet!"[1]) brummte der Bauer, der ganz außer Atem war, und gab dem Pfahl einen derben Schlag mit dem Stock. Aber wie erschrak der Mann, als der Wegweiser kläglich aufschrie und mit seiner lebendig gewordenen Hand ihm eine Ohrfeige gab, daß er über und über stürzte. Der Bauer raffte sich auf, nahm die Rockschöße untern Arm und lief, was er konnte, dem Dorfe zu. Nachher ist er immer weit um den Wegweiser weggegangen.

Noch manch andere Sagen wissen die alten Leute der Sackwaldsdörfer zu erzählen von Hans mit dem Hütchen, der auch als „Hastjäger", gleich Wodan mit dem Wolkenhut, zur Zeit der Herbststürme hoch oben durch die Luft über den schnurgeraden Pfad des Rennstiegs dahinjagt. Nach Grimm, Seifart u. a.

[1]) Du Kröte hast mich geneckt.

Spielmannstal.

Von dem sagenumwobenen Pfade des Rennstiegs, der sich auf den nordöstlichen Vorhöhen des Sackwaldes in fast gerader Richtung dahinzieht, führt oberhalb des Dorfes Adenstedt ein schattiges Waldtal abwärts zum Kohliegrund. Jedem Adenstedter Kind ist es unter dem Namen „Spielmannstal" bekannt; doch nur wenige alte Leute wissen noch die traurige Mär von jenem Spielmann, dem das Tal seine Benennung verdankt. —

Vor vielen Jahren war's um die Herbstzeit. Die Bewohner der Sackwaldsdörfer freuten sich des reichen Erntesegens. Und weil die Keller, Böden und Fächer dieses Jahr recht gefüllt waren, sehnte sich jung und alt nach dem Ährenbier, einem Vergnügen, das gewöhnlich den Schluß der Sommerfreuden im Sackwald bildete. In Hasikenhausen, Hörsum, Gollensen und Niensen waren große Vorbereitungen zu diesem Feste getroffen. Vor allem aber sollte das Ährenbier in Herkenblitte, einem am Fuße der Teufelskirche gelegenen Dorfe, das in schweren Kriegszeiten seinen Untergang gefunden, gefeiert werden. Der Bauermeister Hennig Schaper hatte dem jungen Volke seine Scheundiele als Vergnügungsplatz angeboten, und die Biergesellschaft hatte das Anerbieten freudig angenommen. Die Knechte hatten ein hohes Fuder Tannenzweige geholt, und die Mädchen wanden Ehrenpforten und Kränze. Der behäbige Wirt Harmennig Krusemann hatte zwei Schweine geschlachtet und 10 Tonnen Bier anfahren lassen; er wußte wohl, daß zu diesem Feste jeder einen gehörigen Appetit und den nötigen Durst mitbringen würde. Die Kinder freuten sich schon auf die Krengeln und Stuten, von denen die Alfeldschen Bäcker eine ganze Menge herangefahren hatten.

Der Festtag rückte ins Land. Die Fremden kamen zu Fuß und zu Wagen. Die Bierjungfern erschienen in ihrem Staate. Sie versammelten sich bei dem Bauermeister Schaper, während die Bierknechte beim Krüger Krusemann zusammenkamen. Da erfuhren sie zu ihrem höchsten Verdruß, daß die Musikanten aus Alfeld ausgeblieben waren. Sie waren nach Brüggen zum Feste

gegangen, weil die Brüggeschen einige Gulden mehr geboten hatten. Schließlich kam man überein, daß die Mädchen abgeholt werden sollten; danach wollte man gemeinsam beraten, was anzufangen sei. Als die Burschen ohne Musik erschienen, machten die Mädchen zwar lange Gesichter. Jeder gesellte sich zu seiner Kranzjungfer, und der Zug bewegte sich dem Festplatze zu. Obgleich mancher Tausendsassa versuchte, eine Juchzer zu tun, so fand er doch keine Nachahmer. Die rechte Fröhlichkeit schien dahin zu sein.

Harmennig Krusemann hatte als schlauer Wirt die Lage des Tages längst überschaut. Er meinte zu seiner Frau: „Wöi möttet huite mit der Wost na'r Specksöien smöiten." Kaum war der Zug auf der Tanzdiele angekommen, so stand Krusemann schon mit einer Flasche besten Kornbranntweins im Saale und rief: „Kinders, jöi maket jo'n Gesichte, as wenn de ganze Snei verbrennt wörre. Latet doch den Kopp nich glöik hängen! Irst geitet einen up de Lampen, un denn latet ösch wöier küren! Eck weit noch Rat. Prost!" — „Wettet jöi wat?" fuhr der schmunzelnde Wirt fort, „eck hewwe all vor drei Stunnen möinen Jungen na Ahnstie schicket täaun Hiersvoar Christoffel Wilders, dei spielt den Schürresack[1]), un denn geiht dat grade säau lustig, as mit den Alfeldschen Miusekanten." — „Hurra!" scholl es aus aller Munde, „Kreugersvoar sall liewen, hoch, hoch, hoch!"

Als eben die letzten Tropfen der spendierten Flasche getrunken waren, schrieen die Kinder von der Thiestraße her: „De Spielmann kümmt." Noch einige Minuten, und der alte Adenstedter Hirt mit Holster und Spielding stand in der Mitte der jubelnden Herkenblitter. Zwei starke Burschen hoben den Musikanten auf ihre Schultern, und unter den Jubel- und Beifallrufen der ganzen Gesellschaft setzte man ihn auf die erhöhte Musikantenbank. „Ha, ha, ha," lachte der Spielmann und rief: „Kinder, wat willt jöi denn for einen danzen?" — „Einen Trippelschottschen, einen Trippelschottschen," riefen alle. Wildersvater tat einige Griffe, und die ganze Gesellschaft begann mit Händen und Füßen den Tönen der

[1]) Ziehharmonika.

Musik zu folgen. Die alten Mütter, welche die Zuschauerbänke bis auf den letzten Platz gefüllt hatten, nickten Vater Spielmann zu, sie wollten gern einmal mitsingen. Der Spielmann leitete über, und nun sang alt und jung beim fröhlichen Tanz:

„Chrischan, seuk Spoine!
Hannchen beut Suier an!
Is dat nich schoine?
Kuck se mal an!" — — —

Es ist Abend geworden. Die Väter setzen sich mit ihren Frauen an die Tische, um sich an der frischen Wurst zu laben. Zu den jungen Leuten haben sich inzwischen auch die Burschen aus den Nachbardörfern gesellt. Man erkennt sie sofort an den langen blauen Kitteln. Nachdem sie ihr Tanzgeld bezahlt haben, nehmen sie an dem Tanz „Lang-engelsch" teil. Der Spielmann gibt den Ton an, und die Tanzgesellschaft stimmt mit ein:

„Et schöint, as wenn't eregent hät,
De Boime drüppelt noch,
Dat meck möin Schatz verlaten hät,
Dat grämet meck niu doch:
Eck keik nah ühn woll üm de Eck,
Da fäll hei plitsch, platsch in den Dreck."

Indem sie nun einander die Hände reichen, faßt ein übermütiger Herkenblitter einem Köllinghäuser in die Kitteltasche und reißt sie aus. Sofort beginnt ein Schelten und Schimpfen, Schlagen und Schreien. Fäuste und Stuhlbeine hämmern auf den Köpfen umher. Der Spielmann nimmt einen Schwung und entweicht aus der Hintertür. Er verschwindet bald im finstern Walde, um seiner Heimat zuzueilen.

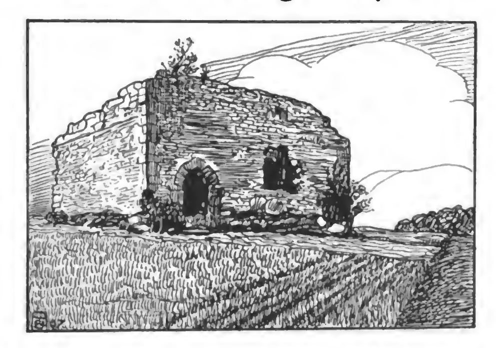
Doch die Angst und die Aufregung haben den friedlichen Hirten so verblüfft, daß er den Weg verliert und bis Mitternacht im Walde umherirrt. Endlich kommt er an den Äsegrund und von dort in die Kohlie. Wenn er nun das finstere Tal, welches auf den Rennstieg führt, durchschritten hat, ist er außer aller Gefahr. Der alte Mann tappt todmüde in das dunkle Gebüsch.

Doch ach, er stolpert und fällt so unglücklich mit dem Kopf auf die scharfen Kanten seines Instrumentes, daß er, schwer verletzt, nach wenigen Minuten seinen Geist aufgibt. —

Als am andern Morgen kein Hirt in Adenstedt blies, fragte man nach der Ursache. Man suchte Wildersvater in der Hirtenwohnung. Er war aber dort nicht zu finden. Als man hörte, daß er noch nicht von Herkenblitte zurück sei, zog die ganze Gemeinde in den Wald, ihn dort zu suchen. Eben verkündete die Betglocke in Sack neun Schläge, da fand man den alten Spielmann tot im tiefen Tal auf seinem Schürresack liegen. Alle bedauerten den lieben, treuen Hirten. Das Tal aber heißt von der Zeit an das „Spielmannstal“.

Karl Mävers.

Die Schulenburger Kapelle.



Nördlich vom Dorfe Sack liegt mitten im Felde unterhalb der Grafelder Forst die Ruine der alten Schulenburger Kapelle. Von dem interessanten Bau ist nichts weiter übrig geblieben als das aus weißen Kalksteinen und einem dauerhaften Mörtel auf-



geführte Mauerwerk ohne Türen und Fenster. Die Kapelle, die früher wegen eines für wundertätig gehaltenen Marienbildes besonders angesehen war, hat zweifellos ein hohes Alter. Nach einer darin gefundenen Tafel soll sie im Jahre 1109 von einem Ritter Joachim von Schulenburg reich bedacht worden sein. Wie der Volksmund erzählt, hat hier ehemals auch ein Ort Schulenburg gelegen, der wahrscheinlich in Kriegszeiten untergegangen ist, dessen Namen aber in der Kapellenruine noch fortlebt.

Die Sage dagegen behauptet, die Schulenburger Kapelle habe früher jenseits der Leine, da wo jetzt noch das Dorf Schulenburg im Amte Kalenberg liegt, gestanden. Zwei Hünen haben sie von dort auf einer goldenen Bahre an ihre jetzige Stelle getragen. Als sie mit der Kapelle an die Leine gekommen sind, sagt der Vordermann zu seinem Hintermann: „Schriehe'n betten wieher, hier is sau'ne lütje Riehe,"[1]) und damit schreiten sie hinüber und gehen bis dahin, wo jetzt Langenholzen liegt. Dort, auf dem sogen. Burghof, verspürt der eine Hüne in seinem Schuh ein Sandkörnlein, und als er es ausschüttet, ist es ein Kieselstein von etwa 5 Fuß Länge, 3 bis 4 Fuß Breite und 1 Fuß Dicke.[2]) Nachdem der gewaltige Hüne sich dieses Sandkörnchens entledigt, trägt er mit seinem Genossen das Kirchlein weiter gen Osten ungefähr bis zur Mitte des Holzer Berges. Von der schweren Last ermüdet, wollen die beiden Hünen ein wenig ausruhen. Aber kaum haben sie die Bahre niedergesetzt, so sinkt sie auch schon in die Tiefe, und es ist ihnen unmöglich, die Last wieder zu heben. Es bleibt den beiden also nichts weiter übrig, als ihr Kleinod stehen zu lassen und von dannen zu gehen. Daher heißt die Schulenburger Kapelle auch Hünenkirche bis auf diesen Tag. —

Bei der Hünenkirche ist es nicht recht geheuer, davon wissen die alten Leute in Sack manch Stücklein zu erzählen. So sitzen

[1]) Schreite ein bischen weiter, hier ist so ein kleiner Bach.

[2]) An dieser Steinplatte sind alljährlich die sogen. Hotten (Suppe mit Klößen), Schafkäse und Brot von der Langenholzer Schuljugend unter Aufsicht des Lehrers verspeist worden. Deshalb heißt dieser Stein bis auf den heutigen Tag „Hottenstein." Da jene Lieferung vor einigen Jahren abgelöst ist, so bekommen die Kinder für die Zinsen des Ablösungskapitals Weißbrot ausgeliefert. Jetzt wird der auf dem Burghof lagernde Hottenstein von zwei Kastanienbäumen beschattet.

einst mehrere junge Mägde und Knechte aus Sack in der Spinnstube. Unter andern Gesprächen kommt man auch auf allerlei Spukgeschichten zu reden, wobei einige das Gruseln kriegen, andere aber mit ihrem Heldenmut prahlen. Zuletzt geht ein mutiges Mädchen gegen einen Taler die Wette ein, sie wolle bei stockfinsterer Nacht mit einer schwarzen Katze die Schulenburger Kapelle dreimal umgehen und nach jedem Rundgang so fest gegen die Kirchentür schlagen, daß die andern es auf dem Schmachtfelde[3]) hören könnten. Die Wette kommt wirklich zur Ausführung; doch als das Mädchen zum dritten Mal die Runde um die Kirche gemacht und an die Tür geschlagen hat, hört sie eine Stimme: „Härrest du nich de swarten Muiseken[4]), wua wolle eck deck tuiseken[5]).“ Hierdurch im höchsten Grade erschreckt, soll das Mädchen von Stunde an schwer krank geworden und am dritten Tage danach gestorben sein.

(Nach einem Artikel in der Beilage zur „Niedersächsischen Volkszeitung“. 1898. Nr. 131).

Mutter, warum kommst du wieder?

Eine Bauersfrau in Langenholzen, einem Dorfe am Fuße der Sieben Berge, hatte für die Waisenkinder in Alfeld das tägliche Brot zu liefern. Sie bekam dafür ein gut Stück Geld, für so viel Pfund so und so viel, wie es in dem Vertrage festgesetzt war. Die Frau lieferte das Brot viele Jahre, sie wurde reich und war angesehen bei allen Leuten. Sie starb aber eines plötzlichen Todes und wurde mit allen Ehren begraben. Doch der Hügel hindert keinen Geist, und die Scholle erdrückt kein Gewissen. Um die erste Mitternachtsstunde, welche auf den Beerdigungstag folgte, kehrte die Verstorbene in ihr Haus zurück, rumorte zu aller Entsetzen in Stube und Kammer herum und seufzte und jammerte ganz elendiglich, bis an den Glockenschlag eins. Dann war es auf einmal still.

---

[3]) Ein kahler Bergrücken auf der Nordostseite des Dorfes Sack.
[4]) Katze. [5]) zausen.

In der nächsten Nacht ging der Spektakel aufs neue los, und in den folgenden Nächten war's ebenso, also daß den Hinterbliebenen der Graus durch Mark und Bein zog. Da endlich faßte sich der älteste Sohn, der Erbe des Hauses und Hofes, ein Herz und fragte: „Mutter, worümme kümmst döu jede Nacht weer?"

Und es war gut, daß der Sohn diese Frage getan hatte: denn nun konnte die unglückliche Mutter ihr Gewissen entlasten. Und sie antwortete, daß sie im Grabe keine Ruhe fände, weil sie die Brote für die Waisenkinder in Alfeld immer etwas kleiner gemacht hätte, als recht gewesen wäre. Für diesen Betrug an den armen Kindern müsse sie nun im Tode büßen. Schaudernd fragte der Sohn: „Mutter, kann et nich mähr recht emaket weern?" Da antwortete der Geist: Man solle den Waisenkindern das Brot nachliefern, dann würde das Unrecht wieder gut gemacht sein und er Ruhe haben. Der Sohn versprach dieses, lieferte das Brot oder Brotswert an das Waisenhaus zurück und tat auch sonst viel Gutes an den Kindern, die keine Eltern hatten. Und siehe — da hatte der Geist der Bauernfrau Ruhe und kehrte nicht mehr zurück.

Heinrich Sohnrey.

Die Lippoldshöhle.

Am Glenebach hinter Brunkensen, etwa eine Stunde westlich von Alfeld, erhebt sich eine schroffe, vielfach zerschnittene Felswand. Darin befindet sich eine enge, aus zwei Kammern bestehende Höhle, die durch menschliche Kunst erweitert ist und den Namen Lippoldshöhle führt.

Hier hauste einst der Raubritter Lippold, der Schrecken der ganzen Gegend. Kein Pilger war vor ihm sicher, doch vor allem stellte er den Wagenzügen der Kaufleute nach. Damit ihm keiner entgehen konnte, hatte er über die in der Nähe vorbeiführenden Wege Drähte gezogen, die bei ihrer Berührung eine Glocke in der Felsenburg erklingen ließen. Mehrmals vereinigte man sich zu seiner Verfolgung; aber es gelang nicht, seinen Schlupfwinkel zu

entdecken, da er seinen Pferden die Hufeisen verkehrt unterzuschlagen pflegte.

Oft, wenn seine Knechte auf Raub ausgezogen waren, wurde es ihm recht einsam in seinem Felsenneste, und er beschloß, sich ein Weib zu nehmen. Eines Tags erging sich eine Hochzeitsgesellschaft, die Braut war die Tochter des Alfelder Bürgermeisters, am Weinberge. Da sprengte plötzlich Lippold mit seinen Knechten aus dem Walde heraus, raubte die Braut und führte sie in seine Höhle. Hier mußte sie, mit dem Tode bedroht, ihm dienen wie die niedrigste Magd. Den Gedanken, zu flüchten, mußte sie bald aufgeben. Wenn Lippold seinen Mittagsschlaf hielt, so legte er seinen Kopf in ihren Schoß, und wenn er ausritt, band er sie in der Höhle fest. Lange Jahre verbrachte sie so in Tränen und Elend. Ihre Kinder knüpfte der Wüterich bald nach der Geburt in der Nähe des Felsens auf, und wenn ihre Gebeine im Winde klapperten, dann spottete er: „Hör einmal, wie unsere Kinder singen!"

Doch endlich schlug seine Stunde. Eines Tags erkrankte er heftig und vermeinte zu sterben. Vor dem Tode aber hatte er eine gewaltige Furcht. Doch keiner der Knechte war zu Hause, ihm ein Heilmittel zu holen. Wen sollte er nach Alfeld zur Apotheke schicken? Sein von ihm geraubtes Weib war bereit zu gehen; doch zuvor mußte sie ihm schwören, keinem Menschen ein Wort von Lippold und seinem Aufenthaltsorte zu sagen und selbigen Tags noch zur Höhle zurückzukehren.

Sie kam nach Alfeld und kaufte die Arzenei; sie begegnete, denn es war gerade Jahrmarkt, vielen ihrer früheren Freundinnen und Bekannten, aber niemand erkannte sie; sie sah ihre alte Mutter am Fenster sitzen und durfte sich ihr nicht zu erkennen geben. Da setzte sie sich auf einen Prellstein an der Rathaustür und weinte still für sich hin. Und der Stein, der als das Wahrzeichen der Stadt noch heute daliegt, sog die Tränen ein und färbte sich blau.

Das Volk umstand mitleidig das fremdartige Weib, aber sie gab nicht Rede und Antwort. Da kam ihr Vater die Treppe hinunter, und redete sie fragend an. Doch obwohl sie ihn kannte und es sie unwiderstehlich an seine Brust zog, antwortete

ſie auch ihm nicht. Da merkte der Vater, daß ſie nicht reden durfte, und er ſprach zu ihr: „Unglückliches Weib, wenn etwa ein Gelübde



dich bindet, ſo klag dem Stein hier deine Not!“ Das tat ſie denn, und verwundert horchte man ihrer Klage. Aber da ſie geſchworen hatte, zur Höhle zurückzukehren, ſo ließ man ſie gegen Abend mit

der tröstlichen Versicherung ziehen, daß ihr schon am nächsten Tage Hilfe werden sollte.

Als der Räuber seinen Rausch wieder zur gewohnten Stunde in ihrem Schoß ausschlief, da erkletterten die Alfelder den Felsen und ließen durch den Schornstein ein mit einer Schlinge versehenes Seil vorsichtig herab. Die Gerettete legte es ihm um den Hals, zuckte am Seil, und mit einem kräftigen Ruck zog man den Räuber nach oben. Jäh erwachend, stieß er in grimmiger Wut mit den Füßen nach seinem Weibe. Allein dem Seile vermochte er nicht zu entrinnen, und so ward er erdrosselt.

Nach Fr. Günther und W. Heinze.

Der Scheidebrunnen bei Eberholzen.

Nördlich von Eberholzen im Kreise Gronau liegt mitten im Felde eine Anhöhe, der Truenberg (d. i. Berg der Treue) genannt. Dort sollen einst die edlen von Eber, des Dorfes frühere Besitzer, ihre Burg gehabt haben. Nicht weit davon befindet sich in einem lieblichen, von einem Bächlein durcheilten Tale unter einer alten Linde ein Brunnen voll wohlschmeckenden, kristallklaren Wassers, welcher seit undenklichen Zeiten den Namen „Scheidebrunnen" führt. Über den Ursprung dieser Benennung hat sich im Munde des Volkes folgende Sage erhalten.

Vor vielen, vielen Jahren wohnte auf dem Truenberge ein alter Burgherr mit seiner lieblichen Tochter Isabelle. Ein junger Ritter aus der Nachbarschaft war ihr in treuer Liebe ergeben. Doch der rauhe Burgherr, der mit des Jünglings Vater in langjährigem Zwiste lebte, trat zürnend zwischen die Liebenden und schwur, ihren geheimen Bund zu trennen, es koste, was es wolle. Streng ließ er darum seine Tochter bewachen, ungerührt von ihren heißen Bitten und Tränen. Allein sie fand dennoch Mittel und Wege, in nächtlichen Stunden ihre Wächter zu täuschen und

unter der Linde am lieblichen Born des treuen Geliebten zu harren oder ihm in die Arme zu eilen. Nur zu schnell verrann ihnen in traulichem Zwiegespräche die Zeit, und von der stets so bitteren Trennung der Liebenden erhielt der Brunnen, an dessen Wasser sie sich so oft gelabt hatten, den Namen „Scheidebrunnen."

Einst war der Ritter wieder bei dunkler Nacht zu dem Scheidebrunnen geeilt, um dort zur bestimmten Stunde mit der Geliebten zusammenzutreffen. Da zog plötzlich ein heftiges Gewitter am Himmel herauf. Furchtbar durchheulte der Sturm die Lüfte, und zuckende Blitze wechselten mit krachenden Donnerschlägen. Doch trotz des grausen Wetters harrte der Treuliebende mit fester Zuversicht seiner holden Braut; denn noch nie hatte sie ihn vergebens warten lassen. Aber heute schien all sein Hoffen umsonst zu sein. Schon längst war die festgesetzte Stunde verstrichen und Isabelle kam noch immer nicht. Da packte den Ritter Angst und Sorge um die Geliebte. Sollte sie von einem jähen Blitzstrahl getötet oder vom Zorn des grausamen Vaters bei der nächtlichen Wanderung ertappt und in schmachvolle Fesseln geschlagen worden sein? Dumpfe Verzweiflung erfaßt seine Seele, und in wildem Schmerz nimmt er den scharfen Stahl und stößt ihn ins eigene Herz.

Noch rollt der Donner, noch leuchten die flammenden Blitze. Da naht sich die treue Isabelle, allen Gefahren des furchtbaren Unwetters trotzend, dem Scheidebrunnen und findet hier den in seinem Blute schwimmenden Geliebten. Jammernd ringt sie die Hände, stürzt sich auf den teuren Erblaßten und ruft vergebens laut durch die empörten Lüfte: „O mein Trauter, erwache, erwache!" Dann hebt sie sich plötzlich, zieht dem Getreuen den Dolch aus blutender Wunde, stößt ihn ins eigene Herz und sinkt ermattet auf den entseelten Geliebten. Und siehe, der Donner vertost, die brausenden Stürme schweigen, nur am fernen Horizonte zucken noch matte Blitze. Rings waltet heilige Stille im Tempel der Nacht. Liebliche Lüfte umwehen sanft die treuen Erblichenen. So findet sie ein Knappe aus der Burg vom Truenberge, ausgesandt, die bald nach ihrem Entweichen zufällig vermißte Isabelle zu suchen.

Alljährlich aber um die Zeit des verhängnisvollen Ereignisses, vernimmt man an jener Stätte leise Klagen. Geisterhaft rauscht es im Laube der Linde, und die Spiegelhelle des Scheidebrunnens trübt sich.

Nach Eduard Crusius.



Burg Lauenstein.

In der Nordwestecke des Jths liegt in malerischer Schönheit, auf drei Seiten von bewaldeten Höhen umgeben, der freundliche Flecken Lauenstein. Er hat Namen und Ursprung von dem „Hause“ Lauenstein, das ehemals mit Wall und Graben wohl versehen, etwas oberhalb des Ortes unweit der Quelle der Laue stolz emporragte. Über die Entstehung dieser Burg weiß die Sage folgendes zu erzählen.

Graf Moritz von Spiegelberg hatte in der Nähe des jetzigen Lauenstein eine Burg, deren Ruinen noch vorhanden sind. Glücklich

verheiratet mit Elika, einer geborenen Gräfin von Woldenberg, verlebte Graf Moritz hier Tage der Wonne, bis die Überredungskünste Heinrichs von Homburg, eines Jugendfreundes, ihn bewogen, die Geliebte seines Herzens zu verlassen und an einem Kreuzzuge teilzunehmen. Graf Heinrich von Homburg bewährte aber seine frühere Freundschaft nicht an dem arglosen Moritz von Spiegelberg. Als sie in Venedig angekommen waren, stellte er sich, als sei er krank, und blieb zurück, während Moritz dem Zuge folgte.

Kaum war Moritz abgereist, so kehrte Heinrich von Homburg in die Heimat zurück und begann nun auf dem Felsenhügel über dem jetzigen Flecken Lauenstein den Bau einer Burg, nachdem schon vorher Moritz von Spiegelberg ihm die Erlaubnis zum Ausbau eines Jagdhäuschens gegeben hatte. Schon ragten die hohen finstern Mauern des Lauenstein verhängnisvoll über das im Tale sich winzig erhebende Schloß Spiegelberg empor, als dessen Eigentümer Graf Moritz zu seiner Elika heimkehrte. Er durchschaute nun mit Leichtigkeit das Gewebe von Bosheit und Arglist, mit welchem Graf Heinrich von Homburg ihn umstrickt hatte. Doch es war sein Jugendfreund gewesen; darum wollte er mit Ruhe ihn zur Rede stellen. Mit glatten Worten aber wußte Heinrich sein Benehmen zu beschönigen, und bald traute ihm der arglose Moritz wieder und folgte sogar einer Einladung desselben zur Jagd und zu glänzendem Gastmahl auf dem Lauenstein.

Mit Beute schwer beladen, kehrten die Jagdgenossen abends zur Burg heim, um sich bei Gesang und Wein von des Tages Mühen zu erholen. Aber während sie die Freuden des Mahles genossen, verbreitete sich plötzlich in dem weiten Gemach ein Schein, als sei ein überirdisches Wesen zur Erde geschlüpft, um die Ritter in ihrem frohen Taumel zu erschrecken. Immer lichter und heller ward's an der Decke des Gemachs, und alles sprang vom Sitze und eilte auf den Korridor und an des Saales Fenster. Ach, da zeigte es sich ganz deutlich; das Schloß Spiegelberg stand in lichten Flammen, und die Funken sprühten im nächtlichen Dunkel himmelhoch aus dem festen Gemäuer. Kaum vernahm der Graf von Spiegelberg die Kunde von dem schrecklichen Ereignis, als er

bestürzt vom Sessel aufsprang, um sich mit eignen Augen von der Wahrheit zu überzeugen. Er erreicht das Fenster und ruft: „Was soll das werden?" — dreht sich um und will selbst zu Hilfe eilen ins Tal. Doch kaum wendet er den Rücken, so erreicht ihn schon der Mordstahl des Grafen von Homburg. Er sinkt, und wenige Augenblicke danach verfinstert des Todes Schatten sein Auge. Gedungene Mordbrenner des Grafen von Homburg hatten das Schloß des unglücklichen Moritz angezündet, und nur das nackte Leben sollte die gute Gräfin Elika mit ihren beiden Söhnen mühsam retten können.

Herzog Albrecht der Feiste von Braunschweig und Bischof Heinrich von Hildesheim, Moritz von Spiegelbergs Schwager, nahmen sich der verwaisten Kinder, welche bald auch ihre Mutter verloren, an. Zugleich beschlossen sie, schreckliche Rache an dem Grafen von Homburg zu nehmen. Allein der Homburger floh aus dem Lauenstein, und die Kainsangst trieb ihn, Schutz suchend, in die Arme der Kirche. In der Klosterkirche zu Amelunxborn sollte ihn dennoch die Rache erreichen. Hier ward er von einem Grafen von Eberstein, des Spiegelbergers Freund, meuchlings ermordet. —

Da, wo sich noch jetzt zu Ehren der heiligen Anna eine kleine, im düstern Geiste der Vorzeit erbaute Kapelle erhalten hat, stand einst das stolze Schloß Spiegelberg. Der Gottesacker, welcher die Kapelle umschließt, ist von einer Mauer umgeben, die von den Überresten jenes Schlosses erbaut sein soll.

Die Burg Lauenstein aber kam mit der Herrschaft Homburg zugleich an das Haus Braunschweig, welches die Burg an den Bischof von Hildesheim verpfändete. Später kam Burchard von Saldern als Lehnsmann des Bischofs in den Besitz des Hauses Lauenstein. Obgleich ihm vom Bischof Johann das Versprechen gegeben war, daß er ihm die Burg nicht kündigen wolle, so geschah dies doch, und besonders aus diesem Grunde entstand die folgenschwere Hildesheimer Stiftsfehde. Nun kam die Burg Lauenstein an das Herzogtum Kahlenberg. Im dreißigjährigen Kriege wurde sie von

Tilly erobert, und sie geriet seitdem in Verfall. Im Anfang des 18. Jahrhunderts wurde die baufällige Burg abgebrochen. Jetzt sind von ihr nur noch einige von Anlagen umgebene Trümmer vorhanden.

Nach G. u. W. Görges.

Das Henneke-Knechts-Lied.

Im Amt Lauenstein wurde früher das Henneke-Knechts-Lied allgemein gesungen. Nach einer Sage war Henneke ein Knecht aus dem Dorfe Okensen, der unter die Reiter ging, sich im Türkenkriege auszeichnete und als Rittmeister wieder zurückkehrte. Nach anderer Meinung bezieht sich das Lied auf einen Edeln Henneke (Henning oder Heinrich) von Lauenstein. Wahrscheinlich ist dies Lied im 15. oder 16. Jahrhundert mitten im Volk erwachsen und soll die Gedanken: „Schuster, bleib bei deinem Leisten" und „Bleibe im Lande und nähre dich redlich" an einem konkreten Beispiele lebhaft zur Anschauung bringen.

(Nach X. Seifart.)



„Henneke Knecht, wat wultu dohn?
Wultu verdeinen dat ohle Lohn,
Over Sommer bi meck bliven?
Eck geve deck en Paar nier Schoh,
Den Plog kannstu wol driven."

Henneke sprack keck en trotzig Wort:
„Eck will neinen Buren deinen fort,
Solk Arbeit will eck hatten;
Eck will meck geven up de See,
Des hebb eck grötter Baten."

Dat Wif sprack ok en hastig Wort:
„Wo bistu, Kerel, sau betort,
Wultu en Schippmann werden?
Hacken un Roen is din Art
Un Ploigen in der Erden."

Henneke word bi seck sülvst to Rat,
Hei koffte vor sine Haversaat
En Armbost got von Prise,
Kort Kleer let hei seck snien an,
Recht na der Krieger Wise.

Hei nam den Armbost up den Nack,
Den Köker hei an den Gördel stack,
Dat Swert an sine Siden;
Darmeet ging hei den wrick den wrack,
Na Bremen let hei glien.

As Henneke to Bremen henkam,
Ging hei vor enen Schipper stahn,
Sprack: „Schipper, leive Herel
Will Ji meck vor en Schippknecht han,
Vor enen Roderere?" —

„Eck woll deck geren nehmen an,
Kannstu vor enen Schippknecht bestahn
Wol recht an Schippes Boorde;
Eck hört an dinen Wörden wol,
Du bist en Buer von Arde."

Henneke swor einen düren Eid:
„Neinen kaskern Kerel eck nich weit
To allem Donde un Sake;
Eck bin in minem Mode so fri,
Recht as en wilden Drake."

Do Henneke Knecht kam up de See,
Stunn hei as en verjaget Reh,
Nein Word konn hei nich spreken,
Hei dachte hen, hei dachte her,
Sin Harte woll öpm tobreken.

Hei lehnde sin Höot an Schippes Bord,
En Armes lang sprack hei en Word
Wol to der sülven Stunde:
„Wat meck min Wif vorher esegt,
Des kom eck nu to Sunde."

De Wind de weiht, de Hahn de kreiht,
Dat Wedder dat was gar unsted,
Dat Meer ganz ungehüre:
„Härr eck den Plaug in miner Hand,
Den woll eck wol balle stüren.

Is hier denn nu nemand bekannt,
Dei meck bringet int Brunswiker Land
Wol twischen Deister un Leine?
Wol to des edlen Förßten Hus,
Dat Hus tom Lawensteine?

Och, is hier nu nemand bekannt,
Dei meck bringet int Brunswiker Land?
Eck will öhme wol belohnen:
Eck will öhme geven min Haversaat,
Darto en Scheppel Bohnen." —

Dei ösch düt Ledken erst erdacht,
Heft Henneken von der See ebracht,
Dat öhne de Lüse nich freten,
Sünnern hei warnt alle goen Geselln,
Dat sei nich sin vergeten.

Volkslied, zuerst gedruckt 1645.

Die Meerpfühle auf dem Osterwalde.

Die Meerpfühle auf den Höhen des kohlenreichen Osterwaldes sind bodenlose Sümpfe. Sie liegen da in unheimlicher, Schauer erregender Ruhe und sind durch ihre merkwürdigen Eigenschaften übel berüchtigt. Wenn ein Wanderer zu ihnen kommt,

so überfällt ihn ein eigentümliches, unheimliches Grauen. Sobald er in das schwarze, tote Gewässer hineinschaut, ist er wie umzaubert und nicht imstande, den Weg, welchen er einschlagen wollte, weiter fortzusetzen. Es ist, als ob er ganz verwirrt wird, und er mag wollen oder nicht, er muß sich verirren. Erst auf Umwegen, nachdem er sich durch Busch und Dorn drängen mußte, gelangt er wieder unter die Menschen zurück. Kein lebendes Tier hält sich in dem Gewässer auf, mithin werden auch keine Fische darin angetroffen.

Gleichwohl geht unter dem Volk die Sage, daß einmal vorzeiten ein Mann aus Dörpe, einem in der Nähe liegenden Dorfe, einen Fisch am Ufer der Meerpfühle entdeckt habe. Der Mann ist durch den prächtigen Fisch, welcher wie eitel Silber und Gold geglänzt hat, gar freudig überrascht worden, und was ist wohl natürlicher gewesen als der Wunsch, jenen Fisch zu besitzen! Er hat ihn also gefangen, hat ihn, da er gerade eine Kiepe bei sich gehabt hat, da hinein geworfen und ist, über die herrliche Beute gar froh gestimmt, weiter gegangen.

Aber auf dem Wege zum heimatlichen Dorfe wird seine Kiepe immer schwerer und schwerer, und als der Mann darob seufzend und staunend sich dem Saume des Waldes naht, welcher die Fluren seiner Heimat begrenzt, ist ihm seine Last unerträglich geworden. Er ruht und sieht sich um, — aber welch ein Wunder hat er nun erblickt! Der Fisch in der Kiepe ist kein Fisch mehr gewesen, sondern er hat sich in eine abschreckende Menschengestalt verwandelt. Diese blickt ihn mit drohender Miene an und befiehlt ihm mit einer seltsam klagenden Stimme: „Bring mich sofort in die schwarzen Meerpfühle zurück!"

Der erschrockene und totenbleich gewordene Landmann tritt mit der größten Furcht sogleich den Rückweg an, und mit jedem Schritte nimmt die Last an Gewicht auch wieder ab. Als er nun am Ufer der Meerpfühle den rätselhaften Fisch wieder ins Wasser zurücksetzt, bekommt er dergestalt eine Ohrfeige, daß er fast besinnungslos niedertaumelt. Nachdem er seine Besinnung wieder

erhalten, hat er sich schleunigst hinwegbegeben. Jener seltsame Fisch soll aber der unheimliche Geist der schwarzen, totenstill daliegenden Meerpfühle gewesen sein.

Günther Nicol.



Das Katharinenläuten zu Münden.

An einem Novembertage, da die Nebel den Strahlen der Sonne noch nicht gewichen waren, trat vor vielen, vielen Jahren eine Nonne aus der Pforte des Klosters Hilwardshausen bei Münden und lenkte ihre Schritte den nahen Bergen des Reinhardswaldes zu. Es war eine hohe Gestalt; stolz wie eine Fürstin schritt sie einher. Nach wenigen Minuten war Schwester Katharina zwischen den Buchen verschwunden. Das Geräusch der Jagd, das Gekläff der Meute und das Horrido der Jäger war hinabgedrungen in den stillen Klostergarten und hatte Bilder aus vergangenen Tagen ihr vor die Seele gezaubert.

Die Nonne im schlichten Gewand gedachte der Zeiten, da sie selbst hoch zu Roß, umgeben von edlen Rittern, dem flüchtigen Hirsche nacheilte, des Tages, da ihr Falke zuerst den Reiher bezwang. Sie gedachte des Festes, da die Männer im Kampfspiel die Kräfte erprobten, da sie dem Sieger den Kranz als Preis auf die blonden Locken drücken durfte. Minne hatte sein Auge gefordert, und Minne hatte auch das ihre ihm verheißen: denn wie Siegfried, von dem der fahrende Spielmann sang, war er zu schauen. Doch dann kam der Fürst mit dem finstern Angesicht und warb um ihre Hand. Der Vater gab dem harten Manne sein Wort; aber die Tochter blieb ihrer jungen Liebe getreu. Der Vater befahl, er schalt, er bat, er drohte — doch alles vergebens. Da beschloß er, die Widerspenstige ins Kloster zu stecken. Spät in der Nacht hallten die Schläge des Klopfers durch die stillen Räume des Klosters Hilwartshausen. Vor dem Tore stampften Rosse, und man hörte das Rasseln der Rüstungen. Harte Männerstimmen begehrten barsch Einlaß, und der Ritter forderte, vor die Äbtissin geführt zu werden. Ein junges Weib brachte er zu ihr. Am andern Morgen war eine neue Schwester im Kloster; Katharina ward sie genannt.

Weit in den Wald ist die Nonne gewandert. Des Weges hat sie nicht geachtet. Und weiter wandert sie, immer weiter: sie weiß nicht, daß sie in der Irre geht. Die Sonne hat sich geneigt, der Abend ist nahe. Am Horizont steigen dunkle Wolken auf, die anfangs feurig erglänzen, dann aber die Sonne verhüllen. Der Himmel bedeckt sich immer mehr mit Wolken. Der Wind hebt seine Schwingen und rauscht durch die Bäume. Aber Schwester Katharina achtet dessen nicht. Plötzlich bricht eine Sau durch Dickicht des nahen Bruchs. Aus ihren Träumen erwachend, schrickt die Nonne jetzt zusammen. Bis zu den Dickungen, wo die Sauen zur Jagdzeit geborgen sich wähnen, ist nie ihr Fuß gekommen. Jetzt erkennt sie, daß sie im weiten Wald sich verirrt hat: jetzt erst gewahrt sie, daß der Abend hereinbricht. Forschend blickt sie sich um. Aber die Berge dort kennt sie nicht, jene Hügelketten hat sie nie geschaut. Sie wendet ihren Fuß und beschleunigt ihre Schritte.

Die Nacht bricht herein, und die Finsternis nimmt zu. Der Wind ist stärker geworden; die Wolken verhüllen die Lichter des Himmels. Nur hin und wieder wirft der Mond seine matten Strahlen durch die Zweige der Bäume. Dann wieder huschen lautlos die Schatten der vorübereilenden Wolken auf dem Waldesboden entlang.

„Der Wald ist so weit, tagelang soll man gehen müssen, um das Ende zu erreichen, und Wölfe sollen im Dickicht auch hausen," so sagen die Weiber, die Kräuter zum Kloster bringen, aus denen die Schwestern heilkräftigen Trank bereiten. Furcht und Angst ergreifen das starke Fürstenkind, das des Vaters Drohen nicht achtet, das um der Liebe willen ein Leben voll Entbehrung auf sich nehmen konnte. In den Bäumen braust der Sturm. Die zerfetzten Wolken eilen durch die Lüfte. Sie wähnt in den Wolken die gespenstigen Rosse des wilden Jägers zu schauen und in dem Brausen des Windes das Getöse der Jagd zu vernehmen.

„Gott steh mir bei!" so fleht sie, und schnell, den Spuk zu bannen, schlägt sie ein Kreuz. Aber ihre Angst wird immer größer. Da raschelt es neben ihr im Laube. Ein Häschen nur ist es, das durch ihren Fußtritt aufgescheucht, schnell die Flucht ergreift. „Wölfe sollen im Walde noch hausen", haben die Weiber oft erzählt. Wie festgebannt steht die Nonne da, die Hand auf das schnell klopfende Herz gedrückt. Dann eilt sie weiter, wie ein getroffenes Reh. Die Angst verleiht ihr Flügel. Doch immer langsamer werden bald ihre Schritte. Die Kräfte schwinden, die Mattigkeit scheint den Sieg über die Angst davonzutragen, und zum Tode erschöpft, setzt Katharina sich nieder.

Schwer wie Blei senkt sich der Schlaf auf ihre müden Augenlider. Ihre Gedanken schweifen wieder in die Ferne: ihre Kindheit, ihr ganzes Leben zieht vorüber. Bei dem blonden Ritter, um den sie so viel gelitten, bleiben die Gedanken haften, und von holden Träumen umgaukelt, vergißt sie die Not. Aber des Uhus dumpfer Schrei reißt sie aus ihren Träumen, und doppelt schwer fühlt sie die Not. Da sinkt sie nieder, und aus der Tiefe

des Herzens dringt zum ewigen Vater ein Gebet um Hilfe aus dieser Not.

Und horch! von fern her dringen Glockentöne an ihr Ohr. Der Klang ist ihr bekannt: es ist das Glöckchen der Kirche St. Blasii zu Münden, gar oft hat sie diesen Klang im schattigen Klostergarten vernommen.

Jetzt ist sie gerettet. Nicht lange währt es, da sieht sie des Mondes Strahlen sich brechen in den Fluten der Weser. Bald hallen die Schläge des Klopfers über den stillen Klosterhof, und die Pförtnerin öffnet das Tor.



Dankbar für die Rettung schenkte Katharina der Kirche St. Blasii zu Münden eine neue Glocke und bestimmte, daß dieselbe in der Zeit vom 25. Tage des Jagdmonats bis zum Christfeste allabendlich geläutet werde. — — Jahrhunderte sind vergangen. Die Reformation hat die Nonnen von Hilwartshausen vertrieben. Des Klosters Räume sind zerfallen. Aber die Kirche von St. Blasii zu Münden steht heute noch, eine Zierde der Stadt; heute noch rufen ihre Glocken die Gemeinde zum Dienste des Herrn.

Allabendlich in den Tagen vom 25. November bis zum Christfeste tönt der Klang der „Katharinenglocke“ durch die Stadt, durch die stillen Täler und die dunklen Wälder. Wie es Schwester Katharina bestimmt hat, so wird es noch heute gehalten. Zwar ist die alte Glocke selbst nicht mehr vorhanden, im Jahre 1731 ist sie vom Meister Riederweg zu Hannover umgegossen. Doch auch die neue Glocke führt den Namen „Katharinenglocke“ und erzählt von der Not und Rettung der Schwester Katharina.

Fr. Henze.

Der Reinhardswald.

Es gab einmal einen Grafen Reinhard, dem gehörte alles Land zwischen dem Diemelfluß und dem Weserstrom, damals ein wohlangebautes, von Städten und Dörfern reich besetztes Gebiet. Er war aber ein arger Spieler. Als eines Abends das Glück immerfort seinen Gegner begünstigte, ließ er sich von der Leidenschaft so weit fortreißen, daß er zuletzt seine ganze Grafschaft aufs Spiel setzte. Die Würfel fielen; der Graf hatte wiederum verloren und war mit diesem Wurf ein armer Mann geworden.

Da sann er auf eine List, um dem habgierigen Gewinner die Grafschaft wieder zu entreißen. Er bat, ihn doch nur noch eine Aussaat ernten zu lassen. Die Bitte ward gewährt, und Graf Reinhard eilte von dannen. Aber was geschah? Er brannte alle Dörfer und Städte seines Gebietes nieder, trieb die Einwohner von dannen und ließ überall Waldsamen ausstreuen.

So entstand der Reinhardswald, und der glückliche Spieler würde noch heutzutage auf die Ernte warten, wenn er nicht längst gestorben wäre. An vielen Stellen des Waldes sind noch jetzt, wie die Umwohner behaupten, Spuren des früheren Ackerbaues sichtbar; Mittelrücken und Scheidefurchen der Äcker sollen dort in unverkennbarer Regelmäßigkeit auf große Strecken hin miteinander abwechseln.

O. Richter.

Die Bramburg.

Die Bramburg, deren Ruinen noch jetzt einen herrlichen Anblick gewähren, lag oberhalb des Klosters Bursfelde auf einem Vorsprung des Bramwaldes und beherrschte das ganze dortige Wesertal. Ursprünglich war sie wohl zum Schutze jenes Klosters angelegt; doch ward später, als die Herren von Stockhausen Pfandinhaber der Bramburg wurden, von dieser Burg aus arge Wegelagerei betrieben, wie es im Mittelalter viel geschah.

So wohnte dort vor Zeiten ein Herr von Stockhausen, der als Raubritter in der ganzen Gegend gefürchtet war. Um die auf der Weser an der Burg vorüberfahrenden Schiffe leichter anhalten und ausplündern zu können, hatte er unter dem Wasser des Stromes her eine Kette ziehen lassen, woran eine Klingel befestigt war, die durch ihren Ton den Leuten in der Burg von jedem vorüberfahrenden Schiffe selbst bei Nacht Kunde gab.

Nun geschah es, daß einst von Münden aus, wo damals der Herzog residierte, eine Prinzessin eine Wallfahrt nach Corvey unternehmen wollte und zu diesem Zwecke die Weser hinunterfuhr. Der Ritter erhielt von ihrer Fahrt Kunde und beraubte sie. Darüber ergrimmte der Herzog, sammelte Truppen und belagerte die Burg: doch diese ward tapfer verteidigt, und er verlor viele Leute. Dadurch noch mehr erbittert, schwur er, es solle kein männliches Wesen lebendig aus der Burg kommen. Zuletzt konnte sich die Besatzung nicht länger halten und mußte sich ergeben.

Die Burgfrau bat um Gnade, und es ward ihr gewährt, mit dem frei abzuziehen, was sie in ihrer Schürze forttragen könnte, und sich weiter unten im Tal ein Haus zu bauen, das aber nicht mit einer Mauer, sondern nur mit einem „Hagen" d. i. mit einer Hecke umgeben sein dürfe. Da nahm sie ihr einziges Söhnlein in die Schürze und zog damit aus der Burg ab. Als sie an dem Herzog vorüber ging, schlug dieser ihr die Schürze zurück, um zu sehen, was sie mitgenommen habe. Wie er den kleinen Knaben erblickte, ward er tief gerührt, und er schenkte auch dem Ritter das Leben, hielt ihn aber in Münden gefangen.

Die Burgfrau mit ihrem Sohne baute sich nun einen Hof und umgab ihn mit einem Hagen. Als der Bau fertig war, sagte sie: „Dat sall meck en lewen Hagen sin!" Daher hat das Dorf Lewenhagen, jetzt gewöhnlich Löwenhagen geschrieben, seinen Namen erhalten. —

Nach einer anderen Überlieferung soll der Welfenherzog Erich bei einer Weserfahrt von dem Raubritter von Stockhausen beschossen worden sein und, über diese Frechheit erzürnt, die Bram-

burg zerstört haben. Doch ist die Burg, beglaubigten Nachrichten zufolge, schon im Jahre 1458 von Herzog Wilhelm von Sachsen im Bunde mit mehreren Grafen und Städten belagert und erobert, auch ausgebrannt, aber nicht abgebrochen. Ihre Zerstörung fällt dagegen in eine spätere Zeit.

Nach G. Schambach u. W. Müller.



Der mutige Schäfer in Barlissen.

Träumte einst einem Schäfer, der mit seiner Hürde nächtlicher Weile am sogenannten Emmeschwanze bei dem Dorfe Barlissen lag, er würde bald ein mächtiger und schwer reicher Mann werden; er solle sich nur auf den Emmeschwanz begeben, da würde er's schon finden.

Am andern Morgen eilt er denn auch richtig hin nach der bewußten Stelle, und als er oben angelangt ist, sieht er ganz nahe vor sich einen brennenden Busch, dessen Flammenzungen begierig auf ihn einschlagen. Doch der Schäfer, beherzt wie er ist, tritt furchtlos näher; aber da verschwindet die Flamme, und der Busch steht unversehrt da. „Szoll eck all tu lote komen ßien?“ fragt sich der Überraschte und durchsucht voller Hast den Busch. Aber von einem dort geborgenen Schatze ist keine Spur zu finden.

Der Schäfer kehrt ärgerlich zurück, träumt aber in der folgenden Nacht wieder: er solle nur zum zweiten Mal auf den Emmeschwanz gehen, und wenn er mutig sei und sich nicht vor Drachen fürchte, solle er den Schatz erhalten. „Bange ßin eck all lange nech!“ denkt der Schäfer, nimmt am Morgen seine beiden großen Hunde und seinen „Schlickerhaken“ mit und begibt sich wiederum auf den Emmeschwanz.

Als er nun bei dem Busch ankommt, wo er am Tage zuvor gewesen, sieht er zwar das Feuer nicht, aber statt dessen einen großen schwarzen Hund, der ihn mit seinen ungeheuerlichen feuerroten Augen und seinem menschenähnlichen Antlitze ganz erschrecklich angrinst. Wie nun die beiden Hunde das Ungeheuer erblicken, kriechen sie zitternd und winselnd mit eingezogenem Schwanze zwischen ihres Herrn Beine, dem dabei selbst die Haare zu Berge steigen und der schon bei sich denkt, ob es nicht geratener sei, davonzulaufen. Allein die lockende Aussicht auf den Schatz läßt ihn standhaft bleiben; er faßt sich ein Herz, da er keins hat und — streichelt dem fürchterlichen Hüter liebkosend den Kopf. Und siehe da, dieser legt sich sofort ganz harmlos zur Seite, und ein heller

Gold- und Silberglanz strahlt dem entzückten Schäfer entgegen, der nun ohne weiteres den wertvollen Schatz einheimst. —

Noch heute leben unter dem Namen „Brambörger“ die Nachkommen von jenem Schäfer: sie gehören mit zu den wohlhabendsten Leuten des Dorfes, und noch viele wissen davon zu erzählen, wie „Brambörgers Urgroßvater“, der doch erst ein armer Schäfer gewesen, plötzlich ein so reicher Mann geworden ist. H. Sohnrey.

Kaiser Karl in Herstelle.

Zu Herstelle an der Weser war in alter Zeit eine Burg Karls des Großen, und oft weilte er dort, von harten Kriegszügen rastend oder zu neuen Schlachten Kräfte sammelnd. Längst sind alle Spuren dieser Felsenburg verschwunden, nur die Sage weiß noch von ihrer Stätte zu berichten.

In der heiligen Osternacht, um die Stunde, in der einst der Herr zu neuem Leben erstand, regt sich's im Grunde der Felsen, und Schloß und Kaiser erheben sich aus der geheimnisvollen Tiefe. Dann sind die Türme, Warten und zackigen Giebel zu sehen, wie sie stolz ragend sich spiegeln in den blinkenden Wellen der Weser. Und den Kaiser Karl selbst kann man schauen, wie er hoch auf marmornem Throne sitzt mit Zepter, Krone und Schwert. Nicht lange währt es, so kommt ein alter, bleicher Mann, läßt sich vor dem Kaiserthrone auf die Kniee nieder und spricht leise und kummervoll:

„Noch ist des Zaubers kein Ende,
Noch weint das deutsche Land;
Noch reichen sich nicht die Hände
Brüder zum heiligen Band.
Noch ist's nicht an der Zeit,
Noch ist Erlösung weit!“

Ein tiefer Seufzer ringt sich aus des alten Kaisers Brust, und traurig schüttelt er sein greises Haupt. Schloß und Türme und alle Herrlichkeit versinken wieder, und der Berg steht nackt und kahl, bis die nächste Osternacht zurückkehrt. —

Viele sind in jener Gegend noch vorhanden, die in der Osternacht Kaiser Karls Burg geschaut haben, aber das sind nun hochbetagte Leute. Denn seit König Wilhelm den Franzmann geschlagen und Kaiser Karls Krone auf sein edles Greisenhaupt gesetzt hat, ist es auch in der Osternacht zu Herstelle stille geworden. Doch die Kaiserburg, die zu Straßburg im Elsaß erbaut worden ist, soll dem Bilde gleichen, welches ehemals in der Osternacht mit dem alten Kaiser aus dem Innern des Berges bei Herstelle heraufstieg.

Nach O. Weddingen u. H. Hartmann u. a.

Die Zerstörung der Irmensäule.

Auf einem Berge an der Diemel, unweit des heutigen Stadtberge, lag zu den Zeiten Karls des Großen die alte Feste Eresburg. Dort soll in einem großen, eigens dazu erbauten Tempel die Irmensäule, ein Heiligtum unserer Vorfahren, gestanden haben.

Über die eigentliche Bestimmung dieser Säule ist man sich bis heute noch nicht klar geworden. Einige glauben, sie sei Armin dem Befreier Deutschlands zu Ehren errichtet worden; andere aber halten sie für ein Standbild des römischen Gottes Hermes oder Merkurius oder gar des Mars. Angeblich war es eine zierliche steinerne Säule, auf der die Gestalt eines Gewappneten stand in voller Rüstung, mit Schwert und fliegendem Banner. Auf seinem Helm erblickte man den kampflustigen Hahn, den Lieblingsvogel des Mars, und auf dem Brustharnisch war ein Bär abgebildet. In der Linken hielt er eine Wage, das Sinnbild der Gerechtigkeit, und auch in dem Schilde fand sich dasselbe Zeichen, über einem schreitenden Löwen schwebend, dessen Hinterpfote auf Rosen trat. Viele Priester, Männer und Weiber, walteten in dem Tempel ihres Amtes, diese mit Weissagen, jene mit dem Opferdienste betraut. Wenn ein Krieg kam, nahmen die Priester die Irmensäule mit in den Streit, und nach jedem Treffen opferten sie die Gefangenen und straften, die sich feige gezeigt hatten. —

Nun herrschte zu jener Zeit auf der Halbinsel Jütland ein Statthalter namens Clodoald, ein Vetter des Dänenkönigs Goddrick. Viele Jahre lebte er als glücklicher Mann, geliebt von seinem Könige, seinen Untertanen und seiner Familie. Er besaß zwei Kinder, Clodoald, einen Knaben von 10, und Hildegardis, ein Mägdlein von 8 Jahren, die er über alles liebte. Da ward plötzlich durch einen räuberischen Einfall der Normannen all sein Glück zerstört. Zwar schlug er die Feinde mit tapferer Hand zurück, aber diese rächten sich dafür, indem sie dem Statthalter seine beiden Kinder mit List entführten. Der Vater war untröstlich über diesen herben Verlust. Er rüstete Schiffe und Heere aus, um seine Kinder zurückzugewinnen; er schickte Boten und Gesandte in die verschiedensten Länder, doch vergebens. Jahre schwanden dahin, ein Bote nach dem andern kehrte zurück, aber von den geraubten Kindern brachte niemand Kunde.

Die Zeit hatte wohl das Haar des unglücklichen Vaters gebleicht, doch seinen Gram vermochte sie nicht zu mindern. Selbst als ihm nach dem Raube seiner Erstgeborenen von seiner Gemahlin noch ein Söhnlein, Hyazinth, geschenkt ward, vergaß er seines Kummers nicht. Und als 14 Jahre nach jenem Ereignis der letzte seiner Boten vergebens heimkehrte, entschloß sich der Greis, selbst auszuziehen und die verlorenen Kinder zu suchen. Mit seinem Knaben Hyazinth begab er sich auf die Reise, durchstrich die Länder Europas von einem Ende zum andern und forschte überall nach den Geraubten; doch fand er nirgends eine Spur. Wehmütig fügte er sich endlich in den Willen der Götter und beschloß, wiederum in die Heimat zurückzukehren.

Sein Heimweg führte ihn durch das Sachsenland, wo er auf kurze Zeit bei seinen Verwandten einkehrte, die in der Nähe der Eresburg wohnten. Bei einer Jagd, die ihm zu Ehren veranstaltet ward, verirrte sich Clodoald, der die Spur eines Ebers hitzig verfolgte, in den heiligen Hain des Gottes Irmin, und ohne zu wissen, was er tat, tötete er des Gottes Lieblingstier. Als der Eber seinen Geist aushauchte, da brüllte er so fürchterlich, daß der ganze Wald erbebte. Zugleich zog ein heftiges Unwetter herauf; der Tag wurde

zur Nacht. Blitz folgte auf Blitz, Donner auf Donner, Krach auf Krach. Menschenstimmen mischten sich darein, die schrieen und wehklagten und riefen nach Rache ob des begangenen Frevels. Schwankend und zitternd stand Clodoald da, und als er seiner Missetat gewahr ward, da fühlte er plötzlich, wie alle Kraft der Sehnen und Muskeln seinem Körper entwich und seine Augen sich mit undurchdringlicher Nacht bedeckten.

Bald war der hilflose Greis von einer Schar rachedurstender Priester umringt. Sie zerrissen ihre Kleider und zerrauften ihr Haar, als sie den heiligen Eber in seinem Blute schwimmen sahen. Dann fluchten sie dem Frevler, der das getan, und ergriffen den entsetzt dastehenden Greis, um ihn an den Altar Irmins zu schleppen. Clodoald bat und flehte und berief sich auf seine Unwissenheit und Blindheit, sowie auf den Dänenkönig Goddrick und seine hohen sächsischen Verwandten. Da legte sich die Wut der Priester; sie traten ratschlagend zusammen und verkündeten nach einer Weile dem Greise seine Freiheit, wenn er — um den beleidigten Gott zu versöhnen — das opfern wolle, was ihm zuerst aus seinem Hause begegnen würde. Clodoald nahm die Bedingung an und machte sich, von den Priestern begleitet, auf den Heimweg. Der erste, der ihm zu Haus entgegenkam, aber war sein eigener Sohn Hyazinth, der sogleich von den Priestern ergriffen ward. Vergebens flehte der Greis, lieber ihn als den unschuldigen Knaben sterben zu lassen. Unter wilden Gesängen zogen die Priester mit dem Kinde fort, um es andern Tags am Fuße der Irmensäule zu schlachten.

Weinend und wehklagend irrte der Greis im Walde umher und forderte von den Göttern sein Kind zurück. Da begegneten ihm zwei fremde Ritter, die sein Jammer herbeigelockt hatte. Sie erkundigten sich nach der Ursache seines Elends und erklärten sich sogleich bereit, den Knaben zu befreien. Heimlich schlichen sie des Abends in den heiligen Hain und versteckten sich dort. —

Früh am andern Morgen wird der unglückliche Hyazinth, mit Blumen bekränzt, zum blutigen Opferaltar geführt. Priester und Krieger begleiten ihn und singen Lieder zum Preise der Götter. Schon nahen sie dem Heiligtum, schon sieht der Knabe

auf hoher Säule das Bild des Gottes mit Helm und Rüstung und wehender Fahne. Da stürzen plötzlich mit geschwungenen Schwertern zwei Ritter in den feierlichen Zug und fordern mit lauter Stimme die Freilassung des Knaben. Die Priester drängen sich um Hyazinth, und da die Ritter fürchten, er möchte erdrückt werden, so erbieten sie sich, für seine Befreiung mit den wilden Tieren des Waldes zu kämpfen. Die Bedingung wird angenommen, und die Bären und Wölfe, welche den Gott bewachen und die Schlachtopfer verzehren mußten, werden auf sie losgelassen; doch sie fallen sämtlich durch die Hände der Ritter. Nun schreien die Priester über neue Beleidigung des Gottes, und, statt den Knaben freizulassen, werden auch die beiden Ritter von den sächsischen Kriegern ergriffen und samt Hyazinth zum Altar geschleppt.

Da tritt hinter der heiligen Säule ernst und majestätisch die Oberpriesterin hervor, eine hohe Gestalt in lang herabwallendem, weißem Gewande. Mit ruhigem Blick überschaut sie den empörten Haufen, und still wird's im Heiligtum des Gottes. Der erste Priester naht sich ihr mit scheuer Ehrerbietung und spricht: „Heilige Jungfrau, wir bringen dir drei Opfer, dem beleidigten Gott zur Sühne. Befiehl, daß sie geschlachtet werden, damit ihr Blut den Göttern angenehm sein und unsern Waffen Sieg verleihen möge!"

Lange weilen die Blicke der Jungfrau auf den unglücklichen Schlachtopfern, anfangs kalt und ruhig; auf einmal aber verfärben sich ihre Wangen, und, den Blick gen Himmel erhoben, spricht sie mit erregter Stimme: „Zurück, der Opferplatz ist entheiligt worden durch freches Kampfgetümmel! Heute darf den Göttern kein Blut fließen. Wenn der Mond in nächster Nacht seinen höchsten Punkt erreicht hat, werde ich den Willen der Götter erforschen und morgen ihn euch verkünden. Entfernt euch jetzt, damit der Hain von den heutigen Greueln gereinigt werde!"

Schon weicht die Menge ehrfurchtsvoll dem Befehl der heiligen Jungfrau. Da spricht der Oberpriester, dem ihr Erbleichen nicht entgangen ist: „Jungfrau, es sind schon größere Greuel hier verübt worden, und doch floß den Göttern Blut, und es war ihnen angenehm." — „Verwegener", ruft die Priesterin mit zorniger Stimme,

„mögen die Götter ein Zeichen geben, um ihren Willen zu verkünden!" —

Kaum hatte die zürnende Jungfrau diese Worte gesprochen, da erhob sich fernes, dumpfes Getöse. In angstvollem Harren stand der ganze Kreis, der das von der Priesterin herabbeschworene Zeichen der Götter herannahen glaubte. „Fliehet, fliehet!" riefen auf einmal tausend herandringende Stimmen, und die Nähe des Altars füllte sich mit kriegerischen Gestalten. „Unsere Brüder sind geschlagen: Karl, der Frankenkönig, naht; fort mit den Heiligtümern vor seinen entweihenden Händen!" Blasse Furcht packte die Priester; sie rafften zusammen, was sie greifen konnten, und flüchteten damit in die nahe Feste Eresburg. Auch die Gefangenen wurden mit fortgeschleppt und in das Burgverließ geworfen.

Bald überschwemmten die Krieger Karls den heiligen Wald bei der Irmensäule. Siegreich hatten sie den Widerstand der Sachsen an der Diemel überwunden und waren dem fliehenden Feinde gefolgt. Als sie nun das Götzenbild auf hoher Säule vor sich erblickten, da erwachte wilder Groll in den Frankenscharen. „Herunter mit dem Götzen!" rief König Karl, und tausend Hände waren schnell bereit, seinen Befehl zu vollziehen. Zerschmettert stürzte der Gott von seinem Gestell, krachend flog der Altar auseinander. Und siehe, in demselben Augenblick öffnete sich mit fröhlichem Gemurmel ein reicher Quell und sprudelte sein klares Wasser dem erstaunten Karl entgegen. Es war der Bullerborn, den die Priester durch eine Vorrichtung im Altar der Irmensäule aufgehalten hatten, um dem Volke den Zorn der Götter vorzuspiegeln. Der fromme Karl aber glaubte ein Wunder zu sehen; er fiel auf die Kniee und dankte Gott, während das durstige Heer sich an der köstlichen Himmelsgabe labte.

Da wankte mühsam ein blinder Greis herbei und rief mit jammernder Stimme: „O, gebt mir mein Kind wieder!" Karl ließ ihn vor sich kommen, und als er die Schicksale des unglücklichen Greises vernahm, schwur er, ihm zu helfen. Karl belagerte nun die Eresburg, in die sich die sächsischen Priester und Heerführer geworfen hatten. Nachdem er die Festung erobert hatte, mußten

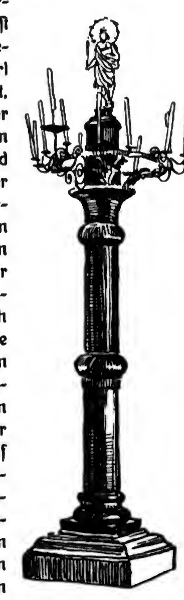
die Sachsen sich unterwerfen und das Christentum annehmen. Bei der Öffnung der Gefängnisse kam auch Hyazinth samt den beiden Rittern zum Vorschein, und als vierte Gefangene befand sich bei ihnen die Oberpriesterin. Sie hatte in dem einen Ritter ihren Bruder erkannt und war, da man ihren Plan zur Rettung der drei entdeckt hatte, ihnen beigesellt worden.

Als nun der blinde Greis voller Freude seinen Knaben Hyazinth ans Herz drückte und den Göttern laut dankte, daß sie, nachdem sie ihm die beiden Erstgeborenen genommen, ihm doch wenigstens den Jüngsten wiedergeschenkt hätten, da trat die Oberpriesterin hervor und fragte ihn, ob seine verlorenen Kinder nicht Clodoald und Hildegardis geheißen und ob er nicht der Statthalter von Jütland sei. „Wohl bin ich der! Und wohl hießen meine Kinder so!“ antwortete der Greis, von Verwunderung ergriffen. Da warf sich die Jungfrau samt dem älteren Bruder vor dem blinden Greise nieder, und indem sie seine Kniee umschlangen und seine Hände küßten, entdeckten sie ihm, daß sie die geraubten Kinder seien. Dann erzählten sie, wie sie von den Normannen verkauft seien, Clodoald an einen Schäfer in Afrika, der ihn mit seinem Sohne Faustinus auferzogen und beide in allen ritterlichen Künsten unterweisen lassen habe; darauf seien sie vereint auf Abenteuer ausgezogen, um Clodoalds Eltern aufzusuchen. Hildegardis aber sei von den Normannen an die Sachsen verkauft und von diesen zum Dienste der Götter bei der Irmensäule geweiht worden; vergebens habe sie seit Jahren auf Rettung gesonnen, wie sie wieder in ihre Heimat zurückkehren möchte.

Der Greis war über die Maßen verwundert und erkannte, daß hier eine höhere Hand gewirkt habe. Bereitwillig ließ er sich von König Karl in der christlichen Lehre unterrichten und bat, ihm und all den Seinen das heilige Wasser der Taufe geben zu lassen. Gern ward ihm dieser Wunsch gewährt. Und siehe, als ein frommer fränkischer Priester den Statthalter und seine Kinder mit dem heiligen Wasser einsegnete, da entschwand plötzlich das Dunkel, das auf den Augen des Greises gelegen hatte; er sah wieder das reine Himmelslicht, und doppelt heiß flossen die Dank-

gebete der Glücklichen. Lange lebte er noch in Freuden vereint mit seinen Kindern, zu denen auch bald, mit Hildegardis verbunden, der Ritter Faustinus gehörte. —

Der Tempel, darinnen Hildegardis einst als Oberpriesterin gewaltet, war von Karl dem Großen zerstört, die Säule aber — der Sage nach — von dannen geführt und bei Corvey an der Weser in der Erde verscharrt worden. Schon von Karl dem Großen war diese Gegend zur Gründung eines Klosters ausersehen; doch erst unter seinem Sohne Ludwig dem Frommen ward der Plan vollführt. Dabei fand man auch die Überreste der Irmensäule, die auf Befehl Kaiser Ludwigs nach dem neu gegründeten Stift Hildesheim gebracht werden sollten, damit sie den Leuten aus den Augen kämen. Doch als man das Bild heimlich bei der Nacht fortschaffen wollte, war es nirgends mehr zu finden, und nur die Säule war noch vorhanden. Diese wurde auf einen Wagen geladen und gen Hildesheimeg fahren. Am andern Morgen sahen die Sachsen, die trotz der empfangenen Taufe noch dem heidnischen Aberglauben ihrer Väter frönten, daß die Säule Irmins abhanden gekommen war. Da rotteten sie sich zusammen und folgten der Spur des Wagens, um die Säule wieder in ihren Besitz zu bringen. Bei einem Ort im Hildesheimschen, der noch heute danach Irmenseul heißt, trafen sie auf



die Corveyischen. Es entspann sich ein heftiger Streit um die Säule, wobei auf beiden Seiten acht Mann fielen. Doch behielten die Corveyischen zuletzt den Sieg und entkamen glücklich mit der Säule nach Hildesheim. Dort ward sie sorgfältig verwahrt und

später, mit der Figur der Gottesmutter und mit einem Lichterkranz verziert, vor den hohen Chor des Domes gesetzt: hier ist sie noch heute zu sehen. Sie ist etwa 11 Fuß hoch und besteht aus marmorartigem Kalksinter. Selbst zur heißesten Sommerzeit fühlt sie sich kalt und feucht an, und wenn man mit einem Messer dagegenschlägt, so gibt sie einen hellen Schall.

Zum Andenken an die Zerstörung der Irmensäule ward bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts noch alljährlich am Sonnabend vor Lätare auf dem kleinen Domhofe zu Hildesheim ein aus Holz gefertigtes Bildnis, das auf eine hölzerne Säule gestellt wurde, von den Domschülern herabgeworfen und wieder aufgesetzt, „gleichwie auch die Sachsen ihren niedergeworfenen Götzen oftmals wieder auf- und angerichtet haben, bis endlich alles in Stücken geworfen worden." Als aber bei diesem alten Brauch der Unfug überhandnahm, wurde er 1743 vom Domkapitel abgeschafft.

Nach Grässe, Lehner, Stahl u. a.

Die Lilie von Corvey.



ei Höxter an der Weser liegt die ehemalige Abtei Corvey. Die Sage berichtet, daß, wenn dort einer der Brüder sterben sollte, drei Tage zuvor im Chore an einem ehernen Kranze eine Lilie wunderbarlich herabkam und in dem Stuhl desjenigen Bruders erschien, dessen Lebensende vorhanden war: also daß dieser dabei unfehlbar merkte, er würde in dreien Tagen von der Welt scheiden.

Einst fand ein junger Ordensbruder die todweissagende weiße Lilie auf seinem Sitze. Da er aber noch nicht sterben wollte, so legte er die Blume auf den Stuhl eines alten

Geistlichen in der Meinung, es würde das Sterben dem Alten besser anstehen als dem Jungen. Wie der gute alte Bruder die Lilie erblickte, erschrak er so sehr, daß er in eine schwere Krankheit fiel. Aber er erlangte trotzdem seine Gesundheit wieder, während der junge Warnungsverächter am dritten Tag durch einen jähen Tod dahingerissen wurde. —

Nun kam einmal ein Abt nach Corvey, der mit den Ordensbrüdern sehr streng umging, so daß mancher von ihnen tagelang die Zelle nicht verlassen durfte und seine Zeit dem Abschreiben alter Handschriften zuwenden mußte. Wagte auch keiner sich zu widersetzen, so wurden doch Klagen und Verwünschungen gegen den Abt laut; ja der lustigste der Mönche, Bruder Theobald, nahm sich vor, sich zu rächen.

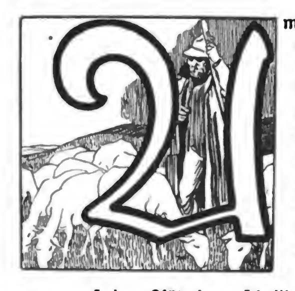
An einem Sonntagmorgen begab er sich in den Klostergarten, pflückte eine weiße Lilie, ging in die Kirche und legte die Blume heimlich auf des Abtes Pult. Sobald dieser zum Frühgottesdienst in die Kirche trat und die Lilie erblickte, erschrak er so sehr, daß er zu Boden stürzte und seinen Geist aufgab.

Nachdem einige Tage vorüber waren, wählten die Brüder den Theobald zum Abt; denn sie glaubten, er werde recht gut mit ihnen sein. Aber Theobald wurde von Tag zu Tag mürrischer — er dachte noch immer an seine unselige Tat zurück. Endlich ward er so böse, daß man sich den alten Abt zurückwünschte, der doch nicht so schlimm gewesen war.

Als Theobald merkte, daß die Brüder scheu vor ihm auswichen, und er sich vor Gewissensbissen nicht mehr zu helfen wußte, stieg er auf den höchsten Turm des Domes von Corvey und stürzte sich hinab, so daß er augenblicklich tot blieb. Er war der erste in Corvey, der ohne die weiße Lilie starb.

Seit jener Zeit sind die Brüder gestorben wie andere Leute, und keinem ist der Tod durch die Blume der Weissagung vorher angekündigt worden. Nach Grimm und Pfeil.

Die Springwurzel.



Am linken Weserufer erhebt sich an der Grenze von Hannover, Lippe, Paderborn nnd Corvey der Köterberg, dessen Gipfel die Höhe von reichlich 500 Meter erreicht. Er ward sonst der Götzenberg genannt, weil die Götter der Heiden da angebetet wurden. Er ist innen voll Gold und Schätze, die einen armen Mann wohl reich machen könnten, wenn er dazu gelangte.

Vor Zeiten hütete ein Schäfersmann auf dem Köterberg friedlich seine Herde. Da stand, als er sich einmal umwendete, ein prächtiges Königsfräulein vor ihm und sprach: „Nimm die Springwurzel und folge mir nach.“ — Die Springwurzel erhält man dadurch, daß man einem Grünspecht (Elster oder Wiedehopf) sein Nest mit einem Holze zukeilt; sowie der Vogel das bemerkt, fliegt er fort und weiß die wunderbare Wurzel zu finden, die ein Mensch noch immer vergeblich gesucht hat. Er bringt sie im Schnabel und will sein Nest damit wieder öffnen; denn hält er sie vor den Holzkeil, so springt er heraus, wie vom stärksten Schlag getrieben. Hat man sich versteckt und macht nun, wenn er herankommt, einen großen Lärm, so läßt er sie erschreckt fallen (man braucht aber auch nur ein weißes oder rotes Tuch unter das Nest zu breiten, so wirft er sie darauf, sobald er sie gebraucht hat). — Eine solche Springwurzel besaß der Hirt, ließ nun seine Tiere herumtreiben und folgte dem Fräulein. Sie führte ihn bei einer Höhle in den Berg hinein; kamen sie zu einer Türe oder einem verschlossenen Gang, so mußte er seine Wurzel vorhalten, und alsbald sprang sie krachend auf. Sie gingen immer fort, bis sie etwa in die Mitte des Berges gelangten, da saßen zwei Jungfrauen und spannen emsig. Der Böse war auch da, aber ohne Macht und unten an dem Tisch, vor dem die beiden Jungfrauen

saßen, festgebunden. Ringsum war in Körben Gold und leuchtende Edelsteine aufgehäuft, und die Königstochter sprach zu dem Schäfer, der da stand und die Schätze anlusterte: „Nimm dir, soviel du willst." Ohne Zaudern griff er hinein und füllte seine Taschen, so viel sie halten konnten, und wie er, also reich beladen, wieder hinaus wollte, sprach sie: „Aber vergiß das Beste nicht!" Er meinte nicht anders, als das wären die Schätze, und glaubte sich gar wohl versorgt zu haben, aber es war das Springwort. Wie er nun heraustrat ohne die Wurzel, die er auf den Tisch gelegt, schlug das Tor mit Schallen hinter ihm zu, hart an die Ferse, doch ohne weiteren Schaden, wiewohl er leicht sein Leben hätte einbüßen können. Die großen Reichtümer brachte er glücklich nach Haus, aber den Eingang konnte er nicht wieder finden.

Brüder Grimm.

Die Stein- oder Teufelsmühle bei Dölme.

Wer von Polle im schönen Wesertale nordwärts gen Bodenwerder zieht, erblickt in der ersten Weghälfte, dem kleinen Dorfe Dölme gegenüber, eine Mühle und ein Wirtshaus daneben. Die Felswände treten hier so nahe an die Straße — die ihrerseits auch schon dicht am Ufer hinführt — heran, daß die Gebäude sich bescheiden an die Seite drücken müssen. Verwundert bleibt der Wanderer stehen, wenn er das klappernde Räderwerk hört, und fragt, woher denn der Bach kommt, der die Mühle treibt. Dann gewahrt er oben in enger Felsschlucht hinter Busch und Baum das Wasser hervorschießen, das, kaum ans Tageslicht getreten, auch schon die Räder drehen muß. Brausend fällt es in die Tiefe und verschwindet. Doch unter der Landstraße forteilend, kommt es, mit weißem Schaum aufsprudelnd, abermals zum Vorschein, um sich dann mit den Fluten des langsam dahinziehenden Stromes zu vereinen. Das Haus aber heißt die Stein- oder Teufelsmühle. Davon lautet folgende Sage.

Vor Zeiten lebten an der Weser zwei Riesen oder Hünen, der eine, Otto vom Stein, in der Gegend des heutigen Ottenstein,

der andere in dem Hünengrund unweit Polle. Jener war ein Bäcker, dieser ein Müller. Es hatten aber beide als gute Nachbarn einen Vertrag miteinander abgeschlossen, wonach der Bäcker bei dem Müller unentgeltlich mahlen und dieser bei jenem unentgeltlich backen durfte. Für den Müller im Hünengrund war das laute Kratzen mit dem Troghaken immer das Zeichen, daß der Nachbar Bäcker den Ofen geheizt habe und daß es Zeit sei, den Brotteig zu bringen.

Eines Tages wollte der Müller auch wieder backen und wartete auf das bekannte Zeichen. Otto, der Bäcker, hatte aber seinen Nachbar ganz vergessen und war in das vor Ottenstein liegende Wasser, das Teufelsbad, gegangen, um zu baden. Das Abreiben seines Körpers verursachte nun ein ähnliches Geräusch, wie das Kratzen mit dem Troghaken, und sofort erschien der Müller mit seinem Brotteige. Aber wie erstaunte er, als er den Ofen gar nicht geheizt und den Bäcker nicht einmal zu Hause fand. In großem Zorn begab er sich deshalb nach dem Teufelsbade, um unter lautem Schelten dem ungetreuen Nachbar den Vertrag zu kündigen und ihm hinfort seine Mühle zu versagen.

Der Bäcker geriet dadurch in große Verlegenheit, da er nun nicht wußte, wo er mahlen sollte, und er rief den Teufel um Hilfe an. Dieser kam und war auch bereit, dem Hünen in seiner Not beizustehen. Er nahm seine Lanze und stieß sie mit so grausamer Stärke tief in den Teich hinein, daß die Spitze mitten in den Klippen am linken Weserufer wieder hervordrang und sogleich ein starker Wasserstrom nachfolgte. Hier erbaute sich nun Otto vom Stein eine Mühle und war aus aller Verlegenheit. Darum heißt das Haus noch heute die Stein- oder Teufelsmühle. G. Grieß.

Der Teufel und der Schmied.

In einem braunschweigischen Weserdorfe lebte ein Schmied, mit dessen Geschäft ging es nicht so, wie es sollte, und er wurde arm und ärmer. Eines Tages ging er trübe und traurig von Haus fort. Unterwegs traf er mit einem Fremdling zusammen, der bot

ihm die Tageszeit und redete dann dies und jenes. Endlich fragte der Wandersmann den Meister, warum er so einsilbig und kopfhängerisch sei. Der Schmied erzählte ihm seine Umstände, worauf dann der Fremde sich für einen Schmiedegesellen ausgab und den Wunsch äußerte, bei ihm in Arbeit zu treten. Der Meister aber gab zur Antwort: „Ich kann Euch nicht einstellen, denn ich habe schon lange kein Eisen mehr." Der Gesell aber versprach ihm, nicht nur tüchtig zu arbeiten, sondern auch Eisen genug anzuschaffen. „Doch", fügte er hinzu, „eins müßt Ihr mir versprechen: Sobald Ihr mal keine Arbeit mehr für mich habt, müßt Ihr mein sein samt allem, was Euch gehört!" Der Meister dachte, an Arbeit soll es schon nicht fehlen, und schlug ein.

Am andern Morgen in der Frühe stehen ein paar Fuhren voll Eisenstangen vor der Schmiede, und der fremde Gesell ladet ab und läßt sich dann vom Meister die rückständige Arbeit anweisen. Am Abend ist er mit allem fertig. Tags darauf erhält er die Weisung, einen großen Ackerwagen zu beschmieden. Der Gesell ist wieder bis zum Feierabend damit fertig. Am folgenden Morgen verlangt der Meister von ihm, acht Eggen zu beschmieden. Auch das ist für den Gesellen nur die Arbeit eines Tages. Jetzt hat der Meister für den flinken Menschen keine Beschäftigung mehr in der Werkstätte, sondern trägt ihm für den vierten Tag auf, zwei Morgen Stuken aufzuroden und das Holz zu zerkleinern und aufzubansen. Am Abend war auch das gemacht. Nun verlangt der Meister für den fünften Tag, einen Pump (Sumpf) mit Erde auszufüllen. Der Gesell vollbringt auch das, wiewohl er 600 Fuder Boden dahin schaffen muß. Das wird dem Meister denn doch zu arg, und weil er für den sechsten Tag gar keine Arbeit mehr aufzutreiben vermag, läuft er ratlos zum Hause hinaus.

Da begegnet ihm ein altes Weib, das fragt ihn, warum er denn so griesgrämig aussehe. Der Meister offenbart ihr seine Not. Das Weib lacht listig und ruft: „Der dumme Teufel! Wir wollen ihm schon was aufgeben, daß er mit Schimpf und Schande abziehen muß." Und dann raunte sie dem Meister zu: „Laßt Euch von jemand drei krause Haare geben, Meister Pinkepank! Die

reicht Ihr dem Gesellen mit dem Bedeuten, sie gerade zu hämmern. Dann sollt Ihr mal sehen, wie er laufen kann!"

Gesagt, getan. Als der Meister seinem Gesellen die drei krausen Haare unter die Nase hielt, ist er zornmütig von dannen gefahren.

Th. Voges.



Wunderbare Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen.

Zu Bodenwerder an der Weser steht ein altes, freundliches Schloß, das vor ungefähr 150 Jahren dem Freiherrn von Münchhausen gehörte, der durch seine ergötzlichen Jagd- und Kriegsabenteuer weit und breit bekannt geworden ist. In seiner Jugend war er

in den Dienst des Erbprinzen Anton Ulrich von Braunschweig getreten und hatte seinen Herrn nach Rußland und in die beiden Türkenkriege von 1737 und 38 begleitet. Nach einem tatenreichen Leben zog er sich auf sein Gut Bodenwerder zurück. Hier, im engen Freundeskreise, gab er dann abends beim Punsch in köstlichster Laune seine wunderbaren Abenteuer zum besten. Nicht wenig Verdruß aber bereitete es ihm, als er vernahm, daß in England eine Sammlung seiner Schwänke mit seinem Namen erschienen sei. Doch konnte er es nicht mehr verhindern, daß die überaus humorvollen und phantasiereichen Erzählungen bald als



„Münchhausiaden" durch die ganze Welt gingen. Der Dichter Gottfried August Bürger übertrug die englische Ausgabe wieder ins Deutsche, und noch heute bereiten „Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande" jung und alt die gleiche Freude. Darum dürfen auch in einer Sammlung der schönsten niedersächsischen Sagen und Schwänke einige Jagd- und Kriegsabenteuer unseres berühmten Landmannes nicht fehlen.

„Sie haben unstreitig, meine Herren, von dem heiligen Schutzpatron der Weidmänner und Schützen, St. Hubertus, nicht minder auch von dem stattlichen Hirsche gehört, der ihm einst im Walde aufstieß und welcher das heilige Kreuz zwischen seinem Geweihe

trug. Ich weiß nicht, ob es vorzeiten solche Kreuzhirsche gegeben hat oder wohl gar noch heutigen Tages gibt; doch lassen Sie sich erzählen, was ich mit meinen eigenen Augen sah. Einst, als ich all mein Blei verschossen hatte, stieß mir, ganz wider mein Vermuten, der stattlichste Hirsch von der Welt auf. Er blickte mir so mir nichts dir nichts ins Auge, als ob er es auswendig gewußt hätte, daß mein Beutel leer war. Augenblicklich lud ich indessen meine Flinte mit Pulver und darüber her eine ganze Hand voll Kirschsteine, wovon ich, so hurtig sich das tun ließ, das Fleisch abgezogen hatte. Und so gab ich ihm die volle Ladung mitten auf seine Stirn zwischen das Geweih. Der Schuß betäubte ihn zwar, er taumelte, machte sich aber doch aus dem Staube. Ein oder zwei Jahre danach war ich in ebendemselben Walde auf der Jagd, und siehe, zum Vorschein kam ein stattlicher Hirsch mit einem voll ausgewachsenen Kirschbaum, mehr denn zehn Fuß hoch, zwischen seinem Geweih. Mir fiel gleich mein voriges Abenteuer wieder ein, ich betrachtete den Hirsch als mein längst erworbenes Eigentum und legte ihn mit einem Schusse zu Boden, wodurch ich denn auf einmal Braten und Kirschtunke zugleich erhielt; denn der Baum hing reichlich voll Früchte, die ich in meinem ganzen Leben so delikat nicht gegessen hatte. Wer kann nun wohl sagen, ob nicht irgend ein passionierter heiliger Weidmann, ein jagdlustiger Abt oder Bischof das Kreuz auf eine ähnliche Art durch einen Schuß auf Sankt Hubertus Hirsch zwischen das Gehörn gepflanzt habe? Im Falle der Not, und wenn es „Entweder — oder“ gilt, was einem braven Weidmann nicht selten begegnet, greift er lieber, wer weiß, wozu und versucht eher alles, als daß er sich die günstige Gelegenheit entwischen läßt.

So war ich einmal ausgegangen, um eine neue Flinte zu probieren, und hatte meinen kleinen Vorrat von Hagel ganz und gar verschossen, als wider alles Vermuten vor meinen Füßen eine Flucht Hühner aufging. Der Wunsch, einige derselben abends auf meinem Tische zu sehen, brachte mich auf einen Einfall, von dem Sie, meine Herren, auf mein Wort, im Falle der Not Gebrauch machen können. Sobald ich gesehen hatte, wo sich die Hühner

niederließen, lud ich hurtig mein Gewehr und setzte statt des Schrotes den Ladestock auf, den ich, so gut sich's in der Eile tun ließ, an dem obern Ende etwas zuspitzte. Nun ging ich auf die Hühner zu, drückte, sowie sie aufflogen, ab und hatte das Vergnügen, zu sehen, daß mein Ladestock mit sieben Stück, die sich wohl wundern mochten, so früh am Spieße vereinigt zu werden, in einiger Entfernung allmählich heruntersank. — Wie gesagt, man muß sich nur in der Welt zu helfen wissen.

Im Türkenkriege belagerten wir einst, ich weiß nicht mehr, welche Stadt, und dem Feldmarschall war ganz erstaunlich viel an genauer Kundschaft gelegen, wie die Sachen in der Festung ständen. Es schien äußerst schwer, ja fast unmöglich, durch alle Vorposten, Wachen und Festungswerke hineinzugelangen; auch war eben kein tüchtiger Mann vorhanden, durch den man so etwas glücklich auszurichten hätte hoffen können. Vor Mut und Diensteifer fast ein wenig allzurasch stellte ich mich neben eine der größten Kanonen, die soeben nach der Festung abgefeuert ward, und sprang im Hui auf die Kugel in der Absicht, mich in die Festung hineintragen zu lassen. Als ich aber halbwegs durch die Luft geritten war, stiegen mir allerlei nicht unerhebliche Bedenklichkeiten zu Kopfe. Hm, dachte ich, hinein kommst du nun wohl, allein wie hernach sogleich wieder heraus? Und wie kann's dir in der Festung ergehen? Man wird dich sogleich als einen Spion erkennen und an den nächsten Galgen hängen. Ein solches Bett der Ehre wollte ich mir denn doch wohl verbitten. Daher entschloß ich mich kurz und nahm die glückliche Gelegenheit wahr; als eine Kanonenkugel aus der Festung einige Schritte weit von mir vorüber nach unserm Lager flog, sprang ich von der meinigen auf diese hinüber und kam, zwar unverrichteter Sache, jedoch wohlbehalten bei den lieben Unsrigen wieder an.

Trotz aller meiner Tapferkeit und Klugheit ging's mir in dem Türkenkriege doch nicht immer nach Wunsch. Ich hatte sogar das Unglück, durch die Menge übermannt und zum Kriegsgefangenen gemacht zu werden. Ja, was noch schlimmer war, aber doch immer unter den Türken gewöhnlich ist, ich wurde als Sklave verkauft.

In diesem Stande der Demütigung war mein Tagewerk nicht sowohl hart und sauer, als vielmehr seltsam und verdrießlich. Ich mußte nämlich des Sultans Bienen alle Morgen auf die Weide treiben, sie daselbst den ganzen Tag lang hüten und dann gegen Abend wieder zurück in ihre Stöcke treiben. Eines Abends vermißte ich eine Biene, wurde aber sogleich gewahr, daß zwei Bären sie angefallen hatten und ihres Honigs wegen zerreißen wollten. Da ich nun nichts anderes Waffenähnliches in Händen hatte als die silberne Axt, welche das Kennzeichen der Gärtner und Landarbeiter des Sultans ist, so warf ich diese nach den beiden Räubern, bloß in der Absicht, sie damit wegzuscheuchen. Die arme Biene setzte ich auch wirklich dadurch in Freiheit: allein durch einen unglücklichen, allzustarken Schwung meines Armes flog die Axt in die Höhe und hörte nicht auf zu steigen, bis sie im Monde niederfiel. Wie sollte ich sie nun wiederkriegen? Mit welcher Leiter auf Erden sie herunterholen?

Da fiel mir ein, daß die türkischen Bohnen sehr geschwind und zu einer ganz erstaunlichen Höhe emporwüchsen. Augenblicklich pflanzte ich also eine solche Bohne, welche wirklich emporwuchs und sich an eins von des Mondes Hörnern von selbst anrankte. Nun kletterte ich getrost nach dem Monde empor, wo ich auch glücklich anlangte. — Es war ein ziemlich mühselig Stück Arbeit, meine silberne Axt an einem Orte wiederzufinden, wo alle anderen Dinge gleichfalls wie Silber glänzen. Endlich aber fand ich sie doch auf einem Haufen Spreu und Häckerling.

Nun wollte ich wieder zurückkehren, aber ach, die Sonnenhitze hatte indes meine Bohne aufgetrocknet, so daß daran schlechterdings nicht wieder hinabzusteigen war. Was war nun zu tun? — Ich flocht mir einen Strick von dem Häckerling, so lang ich ihn nur machen konnte. Diesen befestigte ich an eins von des Mondes Hörnern und ließ mich daran hinunter. Mit der rechten Hand hielt ich mich fest, und in der linken Hand führte ich meine Axt. Sowie ich nun eine Strecke hinuntergeglitten war, so hieb ich immer das überflüssige Stück über mir ab und knüpfte dasselbe unten wieder an, wodurch ich dann ziemlich weit nach unten ge-

langte. Dieses wiederholte Abhauen und Anknüpfen machte nun freilich den Strick ebensowenig besser, als es mich völlig hinab auf des Sultans Landgut brachte.

Ich mochte wohl noch ein paar Meilen weit droben in den Wolken sein, als mein Strick auf einmal zerriß und ich mit solcher Heftigkeit herab zu Gottes Erdboden fiel, daß ich ganz betäubt davon wurde. Durch die Schwere meines von einer solchen Höhe herabfallenden Körpers sank ich in ein Loch wenigstens neun Klafter tief in die Erde hinein. Ich erholte mich zwar endlich wieder, wußte aber nun nicht, wie ich wieder herauskommen sollte. Allein, was tut nicht die Not! Ich grub mir mit meinen Nägeln, deren Wuchs damals vierzigjährig war, eine Art Treppe und förderte mich dadurch glücklich zu Tage. —

Manche Reisenden sind imstande, mehr zu behaupten, als, genau genommen, wahr sein mag. Daher ist es denn kein Wunder, wenn Leser oder Zuhörer ein wenig zum Unglauben geneigt werden. Sollten indessen einige von der Gesellschaft an meiner Wahrhaftigkeit zweifeln, so muß ich sie wegen ihrer Ungläubigkeit herzlich bemitleiden."

Nach Gottfr. Aug. Bürger.

Katernhajen.

An'n rechten Weseräuwer, einige Stunnen von Hameln upwarts liggt dat Dörp Hajen, wo in'n Volksmunne ok „Katthajen", „Kattenhajen" oder „Katernhajen" tau eseggt werd. Wenn't einen mal na'n Dracht Släge gelüstet, denn kann hei da nich bäter tauekomen, as wenn hei na Hajen geiht und fanget da an tau miauen as en Katte.

In oler Tit, as noch neine Dampers dei Frachtschippe un Böcke de Weser upwarts slepen, möste dat dör Päre un noch freuher dör Minschen scheihn. Dei Wege, dei hiertau an der Weser lang leipen und an slechten Stehen saugar eplastert wören, sind hier und da noch hütigen Dages uptausinnen und hetet „Treidelpfade". Anthand wören woll'n drittig Mann vor sau'n Schipp

espannt. Sei heiten „Bockdriwer", wören awer in allgemeinen „Hüossen" neumet, wo se gewaltig falsch ower weren können. No, eck kann't sei nich verdenken, un wenn sei an'n Dörpe vorbi keimen un de Jungens reipen: „Hüossen — Waterklossen!" denn mösten dei seck up öhre flinken Beine verlaten. De meisten von düsser Sunft wören ut den schaumburgischen Dörpe Gr. Wieden. Et wören Kerels von growwen Slage, dei Wind un Wäer gewohnt wören. Eine von den Statschonen, wo sei de Nacht ower blewen, was Hajen, un dei Wirt harre dadör veel Verdeinst.

Einmal harre den Wirt sine Fru en Hasenbraen emaket un in de Spisekamern estellt, as dei „Hüossen" keimen un owernachten wollen. Dei Kerels röken den Braen, un as dei Wirtslüe na'n Bedde wören, sleik seck eine in de Spisekamern und hale den Hasen, un se freiten 'n gemeinsam up. Et woord ok es emerket, as dei Bockdriwers den andern Dag lange wege wören. Dei Wirt was falsch un sä: „Dei verfluchten Hüossen schöllt an meck denken!" An den Dage, as sei weer trügge komen mösten, slachte hei en olen Bolßen (Kater) und leit den braen, un dat dufte dör't ganße Hus. As dei Hüossen keimen un röken den Braen, heilen sei Rat. Wecke meinen: „Wi dröwwet dat nich noch emal daun, dei Kerel maket süß Spetakel." Andere awer säen: „Wat bruket dei al weer Hasenbraen! Wi frätet'n up, un werd hei groww, denn kome wi hier nich weer her, un denn hett hei sülben den Schaen." Ok düsse Braen woord ehalt un vertehrt.

Den andern Morgen was dei Wirt al freuh uppe. „No", sä hei, „hett dei Hasenbraen gladde smecket?"

„Wat for'n Hasenbraen? Wi hewwet neinen Hasenbraen eseihn."

„Sau", sä dei Wirt, „denn hewwet ji'n woll bi Düstern uppefräten! Verstellt jück man nich un segget, wat ji for den Hasen, den ji meck estohlen hewwet, geben willt!"

Nu wören dei Kerels ruppig, un dei Wirt leit se es orndlich in Raasche komen, denn sä hei: „No, dat este Mal hewwet ji meck annefeuert, düttmal awer hewwe eck jück annesmeert. Wat ji egetten hewwet, dat was nein Hase, dat was use ole Bolße, Hinderk."

sä hei tau sinen Knechte, „hale mal dat Sell her, datt sei't eseihn könnt!“ Sei verlangen awer nich dana, et woord sei greun un gäl vor den Ogen, un sei maken, datt se henut keimen. Un in'n Ogenblicke wören se öhren „Hasenbraen“ weer quitt und datau alles, wat sei süß noch egetten un edrunken harren.

Dei Kerels ut Gr. Wieden sind hier nich weer innekehrt, sei tögen en Dörp füdder. Awer wenn se an Hasen vorbi keimen, denn miauen se sau jämmerlich, datt dei Buren mit Meßgrepen un Knüppels dahinder keimen. Seit der Tit hett dat Dörp Katten- oder Katernhasen.

Chr. Siemes.

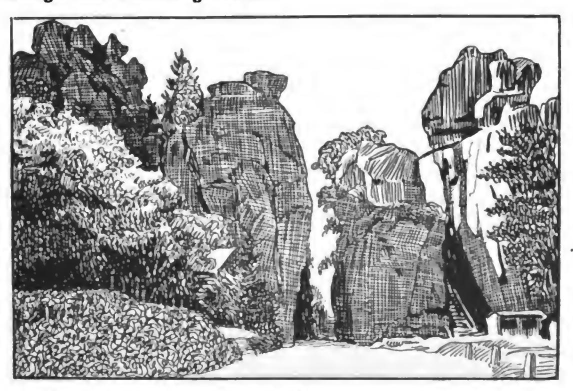
Die Externsteine.

Bei der Stadt Horn am Fuße des Teutoburger Waldes erheben sich die berühmten Externsteine, vom Volk auch Eggester- oder Elsternsteine genannt, angeblich weil die Elstern darin nisten. Es sind 5 wie Riesensäulen aus der Erde aufragende Felsblöcke, die vollständig frei nebeneinander stehen. Sie rühren wahrscheinlich von einer Erdumwälzung her, welche durch Überflutung alle sandigen Teile rings umher fortgespült hat, so daß sie allein stehen geblieben sind.

Die Externsteine waren bis zur Zeit Karls des Großen Hauptsitz des germanischen Heidentums, und auf den daselbst befindlichen Opferaltären wurden wahrscheinlich die gefangenen Römer nach der Niederlage des Varus geschlachtet. Auf dem höchsten der Felsen stand ein Götzentempel, der später in eine christliche Kapelle verwandelt wurde. Im 11. Jahrhundert wurden die Externsteine von Einsiedlern zu ihren Wohnsitzen erwählt; dieser Zeit verdanken wahrscheinlich die in die Felsen gehauenen Gemächer und Bilder, die den Sieg des Christentums über das Heidentum bekunden, ihre Entstehung.

Der nördlichste der Felsen ist zu einer geräumigen Einsiedelei ausgehöhlt, an deren äußerer Wand die Abnahme Christi vom

Kreuze dargestellt ist; seitwärts sieht man in einer Felsnische das heilige Grab. Der zweite Felsen ist auf dem Gipfel zu einer viereckigen Kapelle mit Altar und Tür ausgehauen, zu der man auf einer von dem dritten ersteigbaren Felsen hinüberführenden Brücke gelangt. Der vierte trägt auf der Höhe ein losgerissenes, mächtiges Felsstück, das jeden Augenblick herabzustürzen droht, obgleich es schon Jahrhunderte diese Lage behauptet. Der fünfte Felsen tritt weniger aus dem Berge hervor.



Daß diese merkwürdige Felsengruppe auch von der Sage umsponnen wird, ist nicht zu verwundern, und kein anderer als der Teufel konnte es sein, der solch Riesengebäude errichtet.

Es war zur Zeit, als der Frankenkönig Karl die heidnischen Sachsen bekriegte und sie zum Christentum zu bekehren suchte. Viele Jahre schon hatte dieser Krieg gedauert, und immer noch widerstand das zähe Volk und vor allem der Herzog Wittekind. So oft Karl glaubte, die Sachsen unterworfen zu haben, so brachen sie doch immer wieder los, und der unermüdliche Wittekind entflammte stets aufs neue ihren Mut. Allein auch die Kraft dieses

letzten Vorkämpfers des Heidentums erlahmte endlich, und seine Macht ward alle Tage geringer.

Da erschien ihm einst bei der Nacht der Teufel und erbot sich, einen Heidentempel zu erbauen, der so gewaltig sein sollte, daß ihn der starke Karl wohl stehen lassen müsse. Um dieses Heiligtum sollten sich dann alle, die noch den alten Göttern treu wären, sammeln und in fester Einigkeit von dort aus die verhaßten Feinde vertreiben. Und dafür, versicherte der Teufel, wolle er nichts weiter, als daß Wittekind und die Seinen dem väterlichen Glauben nimmer entsagten. Mit Freuden willigte der Herzog ein, und der Teufel versprach, den Bau in der nächsten Vollmondnacht zu vollführen. Von dieser Zeit an waren Wittekinds Waffen wieder siegreich, und sein Anhang mehrte sich von Tag zu Tag.

So kam die Zeit des Vollmonds, und der Teufel begann sein Werk. Ungeheure Felsen schleppte er aus aller Welt Enden herbei und türmte sie zu Gewölben und Hallen von gewaltigem Umfang übereinander. Zu gleicher Zeit wollte auch Wittekind einen entscheidenden Schlag gegen die Franken tun. Verkleidet schlich er sich in ihr Lager, um auszukundschaften, wo König Karl sich aufhielt. Er sah den Gegner in der Kapelle knieen, in ernstem Gebet um das Seelenheil Wittekinds und der Sachsen bemüht. Wittekind ward so tief davon ergriffen, daß er seinen heidnischen Irrtum einsah, sich reumütig zu Karls Füßen warf und sich taufen ließ.

Da das der Teufel gewahr ward, geriet er in eine fürchterliche Wut. Er stürzte über den Tempel her, riß Säulen, Wände und Giebel mit entsetzlicher Kraft auseinander und warf die Felsen links und rechts neben sich auf die Erde. Das sind die Externsteine, die noch jetzt, grau und verwittert, am Eingang in den Teutoburger Wald zu sehen sind. Auf der Höhe des einen findet sich noch ein Gemach mit einem Opferstein, welches der Teufel zu zerstören wohl vergessen haben mag. —

Als nun aus dem Heidentempel eine christliche Kapelle geworden und ein mächtiges Kreuz in die Felsenwand gehauen war, da rief von der Kuppe des Felsens ein Glöcklein die Gläubigen zum

Gebet, und Tausende strömten zu diesem Gnadenort. Der Teufel aber, der vor Ärger lange Zeit die Stätte gemieden hatte, verspürte eines Tages Lust, sich seinen früheren Tummelplatz wieder einmal anzusehen. Er fuhr also durch die Luft daher nach den Externsteinen. Allein wie ward ihm, als er von weitem das Glöcklein hörte und dann vor dem Altar einen Priester stehen sah, umgeben von einer großen Anzahl andächtiger Beter!

Da ergriff er in seinem ersten Groll einen mächtigen Felsblock und schleuderte ihn mit schwerem Fluche gegen die Kapelle, um den Priester zu zerschmettern. Dieser aber sah den Block heranfliegen, erhob das Kreuz und schrie zu Gott dem Herrn. Und siehe, der Felsblock senkte sich und blieb an der schroffen Kante des gegenüberliegenden Felsens hängen. Der Teufel, der wohl wußte, wer den Stein hier festbannte, knirschte in ohnmächtiger Wut mit den Zähnen und flog von dannen.

Jener Felsblock aber hängt heute noch auf der Höhe der Externsteine und dräuet allen, als wenn er sogleich herabstürzen wolle. Ja, wenn der Wind scharf weht, so bewegt er sich, aber er bleibt gleichwohl liegen; denn der, welcher ihn dort angeheftet hat, läßt ihn nicht fallen.

Nach J. Th. Grässe u. a.

Die Zwerge und der alte Hermann im Hermannsberge.

Auf einer steilen Bergkuppe an den Ufern der Emmer erheben sich die Ruinen der Hermannsburg. Es soll hier Hermann, der Befreier Deutschlands, seinen Wohnsitz gehabt und von hier aus bei seinem Trachten nach dem Throne sein Volk im Zaune gehalten haben. Nach der Sage schlummert er im Hermannsberge, wie Karl der Große zu Herstelle und Wittekind im Wedigenstein, und wartet auf seine Zeit. Aus dem wüsten Gemäuer aber sprudelt ein silberklarer Quell hervor, welcher der „Brunnen der Zwerge“ genannt wird, und im Lande umher erzählt man sich über diese Stätte folgende Sage.

Mit reicher Beute war Ritter Hermann aus der Ferne zurückgekehrt, und da er auf seinem weiten Zuge gar viele schöne Burgen gesehen hatte, wollte ihm sein altes Haus nicht mehr gefallen. So entschloß er sich denn, auf einer nahen Bergspitze ein neues, stolzes Schloß zu erbauen. Nachdem auch seine genügsamere Frau ihre Einwilligung gegeben hatte, begannen seine Werkleute, die jähe Höhe abzutragen und zu ebnen, damit sie zur Baustelle tauglich würde.

Da erschien in der nächsten Nacht vor des Ritters Bett eine ganze Schar winziger, alter Männlein. Sie waren wie Bergleute gekleidet, und jedes von ihnen trug ein goldenes Grubenlicht, wodurch des Ritters Schlafgemach hell erleuchtet ward. Der Führer der Schar trat vor und sprach zu dem wach gewordenen Ritter: „Herr, wir bitten Euch, stellt den Bau der neuen Burg auf unserm Grund und Boden ein; denn seit alten Zeiten haben wir dort unsern Tanzplatz." — „Wer seid ihr denn?" sprach der Ritter. „Wir sind die Herren der Berge," antwortete der Kleine gar ernsthaft, „und in dem Berge, auf dem Ihr bauen wollt, wohnen unserer viele." — „Was fällt euch ein?" sprach unwirsch der Ritter, „ihr seid ein verwegenes Volk. Nicht ihr, sondern ich bin Herr des Berges, und ich kann mein Schloß hinbauen, wo es mir beliebt." Und damit hieß er sie mit drohender Stimme sich packen. Betrübt trippelten die Kleinen von dannen.

Nun ging es unverdrossen an den Bau. Keine Mühe, keine Ausgabe wurde von seiten Hermanns gespart, um ein Schloß herzustellen, wie es schöner und kostbarer in der ganzen Gegend nicht zu finden war. Bald stand die Ritterburg vollendet da und schaute stolz von dem Gipfel des Berges ins Tal hernieder. Da lud Hermann die Ritter und Herren des Landes mit ihren Frauen und Töchtern ein, der Einweihung der Burg beizuwohnen. Es war ein Festtag, wie ihn die Gegend noch nie gesehen. Ein glänzendes Turnier eröffnete die Feier, dann ging es an die reichbesetzte Tafel, und zuletzt lockten lustige Tanzweisen Ritter und schöne Frauen zum munteren Reigen.

Eben verkündete die Burguhr die Mitternachtsstunde, doch weder Gastgeber noch Gäste mochten der Freude ein Ende machen. Da kam plötzlich ein gewaltiger Stoß aus der Tiefe des Berges herauf, der das ganze Gebäude erschütterte, also daß Ritter und Frauen entsetzt zusammenfuhren. Und nun folgte Stoß auf Stoß, und zugleich klommen tausend kleine Flämmchen an Säulen und Zinnen empor, leckten an Balken und Dächern, wurden größer und größer und vereinigten sich, und bald war die ganze Burg eine zu den Wolken aufschlagende Lohe. Unzählige kleine Gestalten umtanzten hohnlachend die prasselnde Glut. Ritter Hermann aber mit allen seinen Gästen ward unter dem einstürzenden Schlosse begraben. Das war die Rache der Zwerge. —

Viele Jahrhunderte sind vorübergegangen. Aber noch stehen auf steiler Bergeskuppe an den Ufern der Emmer die Ruinen der Hermannsburg; noch quillt in dem wüsten Gemäuer silberhell wie ehemals der Brunnen der Zwerge; noch leben viele, die in duftigen Sommernächten die Tänze des kleinen Volkes belauscht haben.

Tief drinnen aber im Hermannsberge bewachen die Zwerge einen unermeßlichen Hort von Kleinodien und Kostbarkeiten. Da liegen Perlen, goldene Äpfel, Diamanten und Rubinen haufenweise aufgeschichtet; da lagert uralter, würziger Wein in Fässern von Weinstein; da sprießen in unterirdischen Gärten goldene Rosen und silberne Lilien. Und wer die rechte Zeit weiß, wann der Berg sich öffnet, der kann auf eine Stunde lang hinabsteigen und von den Schätzen mitnehmen und von dem Wein trinken, soviel er mag. Aber der größte Schatz, der in der dunklen Tiefe ruht, das ist der alte Hermann, den die Zwerge gebannt und verzaubert halten bis zu seiner Zeit. Doch wenn seine Zeit da ist, dann wird der alte Hermann erwachen und aufstehen, und die Seinen werden sich um ihn sammeln und die alte deutsche Freiheit erringen, wie in den früheren herrlichen Tagen.

Nach O. Weddigen u. H. Hartmann.

Die Ampel auf dem Kirchhof zu Lügde.

Einst, vor vielen hundert Jahren, hatte sich ein Rittersmann verirrt in dem großen Walde, der damals Lügde einschloß. Er kannte weder Weg noch Steg, und der Ritter und sein Roß hatten bereits solange gehungert und gedurstet, daß sie sich kaum fortschleppen konnten. Von Reiten war überhaupt keine Rede, sondern er zog das Roß langsam am Zügel hinter sich her. Zuletzt ergriff



ihn Verzweiflung; denn er hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, aus dem dichten Wald herauszukommen und ein Obdach zu erreichen.

Siehe, da glänzte plötzlich in weiter, weiter Ferne durch die dichten Bäume ein Licht, und freudig atmete der Verlassene auf; denn wo ein Licht ist, dachte er, da müssen auch Menschen sein. Er sprach seinem Rößlein Mut ein, und wie wenn es seine Worte verstände, wieherte es ihm fröhlich entgegen; es raffte sich auf, und so zogen beide dem Lichte nach. Freilich hatten sie einen

langen Weg bis dahin zu durchwandeln, allein endlich erreichten sie es doch.

Es war ein Feuer, welches die Totengräber auf dem Kirchhof zu Lügde zur Zeit der furchtbaren Pest, welche man den schwarzen Tod nannte, angezündet hatten. Gerade als der Ritter das Feuer erreicht hatte, erlosch es. Da sank er auf seine Kniee, dankte dem Herrn, daß er ihn aus großer Lebensgefahr errettet hatte, und tat ein Gelübde, eine Stiftung zu machen, daß jede Nacht hier eine Leuchte angezündet werden solle, um verlassenen Wanderern den Weg hierher zu zeigen.

So ist es auch geschehen, und noch heute brennt die Ampel, erhalten von den Spenden des Ritters und anderer Gläubigen, nachts auf dem Kirchhof zu Lügde. J. G. Th. Gräße.

Die Wasserfei von Pyrmont.

Eine Stunde weit von dem blühenden Badeort Pyrmont ragt der Schellenberg empor, der trug ein uraltes Schloß, dessen Ursprung in die früheste deutsche Vorzeit hinaufragt. Die Sage erzählt, dort habe Thusnelde gewohnt, Hermanns des Cheruskers Weib. Thusnelde hatte ein Vöglein, das konnte reden, flog im Land umher und sagte ihr Neues an. Eines Tages kam das Vöglein geflogen und schrie fort und fort:

„Hessental blank! Hessental blank!"

und zeigte damit an, daß ein Römerheer durchs Hessental ziehe, von dessen hellen Rüstungen und Gewaffen das Tal erglänzte. Da sandte Thusnelde alsbald Eilboten ab an Hermann, daß er sein Heer rüste, dem heranrückenden Feind zu begegnen.

In späterer Zeit ward der Schellenberg Eigentum der Grafen von Pyrmont, in deren Grafschaft er lag. Der Stammname jener Grafen wird abgeleitet von dem Namen des neuen festen Schlosses auf dem Schellenberge, das dem heiligen Petrus zu Ehren Petrimons, wälsch Pierremont, genannt wurde, woraus zuletzt Pyrmont geworden sein soll. —

Eine wunderbare Geschichte hat sich dereinst mit dem Grafen Dietrich von Pyrmont zugetragen. Als er nämlich einmal von seiner Burg auf dem Schellenberge herniederstieg zu dem heiligen Born, welchen sie jetzt die Mineralquelle nennen und der damals noch ein großer, blinkender See war, fand er dort eine hohe, anmutige Frau, die ihn mit hellem, jubelndem Gesang, welchen sie auf einer Harfe mit silbernen Saiten begleitete, also begrüßte:

„Dietrich, lieber Grafe mein,
Sollst mein herzlieber Buhle sein,
Sollst mit in mein kristallen Schloß,
Dein Haupt soll ruhen in meinem Schoß."

Der Graf, bezaubert von ihrer lieblichen Gestalt und ihrem süßen Gesang, setzte sich zu ihr und fragte sie, wer sie sei. „Ich bin die Herrin des Sees," antwortete sie, ihn liebkosend, „tief unten auf seinem Grunde steht mein Schloß. Ach, wie lange schon hab ich dich gekannt, du teurer Mann, und mich nach dir gesehnt! Aber erst heute ward es mir vergönnt, dich zu sprechen. So komm denn in meine Wohnung; dreimal drei Tage darfst du bei mir verweilen, doch am zehnten Tage mußt du immer wieder herauf zur Erde. Willst du, Graf Dietrich, willst du?"

Solchen Lockungen konnte der Graf nicht widerstehen. Freudig sagte er ihr zu und gab der wundersamen Frau auf deren Begehr auch das Versprechen, nimmer einem andern Weibe seine Liebe zuzuwenden. Nachdem sie ihm noch die schlimmen Folgen eines Treubruchs vorgehalten hatte, griff sie wiederum in die Saiten, daß es seltsam und bestrickend über den See hinrauschte. Da teilten sich vor ihnen die Wellen, eine Marmortreppe wurde sichtbar, und beide stiegen hinab in die Tiefe. Die Wasser kehrten zurück und schlugen über ihren Häuptern zusammen.

Nachdem sie nun die Treppe hinabgestiegen waren, gelangten sie zu einem Kristallpalaste, dessen funkelnde Dächer unter köstlichen Korallenbäumen hervorragten. Eine Schar holder Jungfrauen empfing sie an den Pforten des Palastes mit lieblichen Liedern, und die Fei führte ihren Gast in ihre glänzende Wohnung. Schnell vergingen dem Grafen bei dem wonnigen Weibe die Stunden,

und ehe er's ahnte, waren dreimal drei Tage verronnen. Jetzt entließ ihn die Fei auf einen Tag; doch gab sie ihm ihr Saitenspiel mit und zeigte ihm, wie er die Zauberharfe erklingen lassen müsse, um zu ihr zurückkehren zu können. Kaum war der Tag vorüber, so eilte er auf der Marmortreppe wieder dem Kristallpalaste zu, wo ihn das schöne Weib voller Sehnsucht erwartete.

So lebten sie viele Jahre lang. Der Graf ward nicht älter und seine Liebe nicht schwächer. Da geschah es, daß der König ein großes Turnier ausschrieb und alle Ritter seines Landes, auch den Grafen Dietrich, dazu einladen ließ. Es sollte gekämpft werden auf Leben und Tod, und der Sieger sollte des Königs Tochter zur Gemahlin haben. Der Graf bat seine schöne Fei um Erlaubnis, dem Rufe folgen zu dürfen. Ungern ließ sie den Geliebten ziehen; aber seinen Bitten und Vorstellungen, daß seine Ehre auf dem Spiel stände, konnte sie zuletzt nicht widerstehen. Sie reichte dem Scheidenden eine Halskette von roten Korallen und sprach: „Solange du diesen Talisman unversehrt trägst, kann keine fremde Liebe dein Herz berücken, und alles bleibt gut. Aber wenn sie von dir käme, — hüte dich, Graf, hüte dich!" Graf Dietrich versprach, den Schmuck auf das sorgfältigste zu bewahren, und nahm bewegten Herzens Abschied von der Fei.

Viele Ritter von nah und fern waren zu des Königs Turnier gekommen. Aber wie viel starke und tapfere Kämpfer sich auch dem Grafen Dietrich entgegenstellen mochten, er besiegte sie alle, selbst den letzten, der wegen seiner Kraft und Gewandtheit vor allen berühmt war. Unter dem Jauchzen des Volkes führte ihm der König seine wunderschöne Tochter zu. Erst jetzt sah der Graf mit Schrecken die roten Korallen im Staube liegen; ein Schwerthieb jenes gewaltigen Ritters hatte die Halskette, die er als edlen Schmuck über der Rüstung getragen, durchschnitten. Der König, der die Bedeutung des Kleinods nicht kannte und den Helden für seinen Verlust entschädigen wollte, hing ihm mit eigner Hand eine kostbare Goldkette um. Siehe, da war mit dem Talisman auch die Liebe zu der Fei verschwunden, und eine andere, zu dem holden Königskinde, zog in sein Herz.

Der Hochzeitstag ward bestimmt, und bald stand der Graf mit seiner schönen Braut am Altar. Aber daneben stand, andern unsichtbar, eine dritte, und das war die Wasserfei. Und in demselben Augenblick, da der Graf das Jawort aussprechen wollte, umschlangen ihn ihre Arme so wild und so kalt, daß er tot an des Altars Stufen niedersank.

Als die Diener nach der so entsetzlich gestörten Trauung des Grafen Leichnam hinwegtragen wollten, war er nirgends zu finden. Er ruhte im Kristallpalast der Wasserfei.

Nach Bechstein, Weddigen u. Hartmann.



Die Geister im Lüningsberge.

Vor langer Zeit haben die weißen Geister im Lüningsberge bei Ärzen, da, wo der schöne ebene Rasenplatz zwischen den grünen Büschen liegt, des Nachts gekegelt und zwar mit goldenen Kugeln nach goldenen Kegeln. Das soll wunderbar ausgesehen haben, wenn in der dunkeln Nacht die leuchtenden Kugeln windschnell über den Rasen hinrollten und die Kegel mit einem hellen,

tönenden Klange umfielen. Es soll gar schön gewesen sein, wenn der Mond hell und voll über dem Walde am blauen Himmel gestanden und die Eichen, Buchen und Tannen, welche die wunderbare Kegelbahn umfriedeten, erleuchtet hat. Wenn die klingenden Kegel fielen, sind oft die kleinen bunten Vögel auf den Bäumen erwacht, haben neugierig aus den Zweigen zugeschaut; sind Hasen, Rehe, Fuchs und Dachs herangekommen, um einmal zuzusehen, und alle vertrugen sich aufs beste. Die Geister im Lüningsberge hatten schon lange liebe Zeit ihr Spiel getrieben, darin sie keiner stören wollte. Die Leute in Ärzen erzählten sich viel und mancherlei von den goldnen Kugeln und Kegeln; aber keine Menschenseele hatte sich bislang zur Nachtzeit in den Wald gewagt, das Grauen war zu groß.

Einmal war ein lustiger Webergesell, der hatte mancherlei Fahrten und Wanderungen in fremde Lande gemacht. Wie der wieder in die Heimat kam, da gefiel die schöne Müllerstochter Anna seinem Herzen mehr denn alles, was er in der Welt gesehen hatte. Beide waren aber blutarm und konnten sich nicht heiraten. Heinrich, so hieß der Gesell, war ein keckes, junges Blut; der wußte bald Rat. „Ich gehe in den Lüningsberg“, sagte er, „wenn die Geister nach ihren goldenen Kegeln werfen, und hole mir einen davon.“

In einer linden Nacht schleicht er scheu und sacht durch die Gesträucher und Felder; wie er aber in den stillen Wald tritt, da pochte sein Herz doch gewaltig. Er kommt an den Rasenplatz, immer näher und näher, und plötzlich sieht sein Auge alles, wie es ihm erzählt ist. Er sieht, wie die kleinen, weißen Geister ihre leuchtenden Kugeln pfeilschnell über den Rasen schleudern, die immer von selbst wieder zurücklaufen, hört, wie die goldenen Kegel mit wunderbarem Klange umfallen. Auch den Fuchs und den Dachs und die Rehe und Hasen sieht er friedlich beieinander sitzen, und die Vöglein munter nach dem Klange auf den Zweigen hüpfen. Tief drückt er sich ins Gebüsch, aufs Heidekraut nieder; denn ihm ist bange, daß ihn die Geister entdecken möchten. So kriecht er immer näher zu den blitzenden Kegeln und kann sie

bald mit der Hand erreichen. Da schleudert ein starker Wurf einen der Kegel ins Gebüsch, in welchem Heinrich versteckt ist. Er greift danach, ruft: „Anna! Anna!“ und eilt atemlos mit dem kostbaren Funde durch den Wald dem Ausgang zu. Aber die weißen Geister haben seinen Ruf vernommen: ihr Kegel ist geraubt, sie wehklagen einen Augenblick, dann laufen sie mit Wut dem verwegenen Menschenkinde nach, es graumsam zu züchtigen. Heinrich ist indessen auf der Wiese angelangt, die unten am Lüningsberge liegt, und eilt dem alten morschen Baumstamme zu, der als Steg über die Humme gelegt ist. Die Geister sind ihm ganz nahe, er hört ihren Odem, es fährt ihm eiskalt durch die Glieder. Nun verfehlt er den schmalen Steg, zagt nicht, springt in die Humme — zu seinem Heil! „Das ist dein Glück,“ rufen die Geister, „ins Wasser reicht unsere Macht nicht, auf dem Baumstamm aber hätten wir dich gepackt und dir den Hals umgedreht.“

Atemlos kam Heinrich ans andere Ufer. Da hat er noch ganz deutlich die Geister gleich Nebelgestalten hin- und herschweben sehen; sie konnten aber keinen Übergang finden.

Heinrich und Anna hielten bald fröhliche Hochzeit. Heinrich kaufte ein altes Haus, ließ es einreißen und baute ein neues an die Stelle. Von den Geistern im Lüningsberge hieß es bald darauf, daß sie verschwunden seien und ihr wunderbares Kegelspiel aufgehört habe: es sei ihnen ein goldener Kegel entwendet worden, und davon möchte wohl Heinrich sein Haus gebaut haben.

Noch heute wird der Platz im Lüningsberge gezeigt, wo die weißen Geister einst ihr Spiel mit den goldenen Kegeln trieben, und wenn jetzt die Knaben und Mägdlein des Orts an dem Hause am Mühlbache, vor dem der große Lindenbaum steht, vorübergehen, so flüstern sie einander heimlich zu: „Seht, das ist das Haus, welches von dem goldenen Kegel der Geister im Lüningsberge gebaut ist.“

Hermann Harrys.

Der Eid derer von Lohe.[1])

Um Waterloo brüllen die Donner der Völkerschlacht.
Schreie, — ein lediges Pferd, — die Salve kracht, —
Signale, — lodernde Dörfer, — gelbbraunes Rauchmeer,
Darinnen prasseln siebzig Schwadronen einher.

„Oberst von Lohe soll vorgehn!“ — „Zu Befehl Majestät!“
Der König, der auf der Lafette steht,
Wartet lange. Das Fernrohr zittert. „Verdammt!
Lohe schwenkt ab! Das kostet ihm Degen und Amt!“

Die Schlacht ist gewonnen, das müde Heer hält Rast,
Alle heute bejubelt, einer gehaßt,
Alle besteckt mit Reisern und grünem Bruch,
Einer erwartet seines Königs Spruch.

Ist er geflohn? Oder ging ihm der Befehl
Verloren im Lärm des Reiterkampfs um Lavèle? —
Fern brennen Dörfer, Wachtfeuer glühen darein,
Soldaten singen: „Zu Braunschweig zogen wir ein.“ —

Aus des Königs Quartier tritt ernst ein General:
„Oberst, Seine Majestät stellt Ihnen die Wahl,
Da nicht zu wissen ist der Grund der Tat,
Ob Sie schuldig aus Irrtum oder aus Verrat:

Entweder: Den Pallasch zerbricht Ihr jüngster Rekrut,
Oder: Sechzig Jahre Verbannung auf Ihr Gut!“
Schweigen. Eine Scheune stürzt knisternd zusammen,
Ferne Soldatenlieder wehn in den Flammen.

---

[1]) Von dem Gründer der herrlichen Anlagen auf dem Ohrberge am linken Weserufer unweit Hameln wird erzählt, daß er als Oberst in der Schlacht bei Waterloo dem Befehl Wellingtons zuwider das Schlachtfeld verlassen habe, um sein Regiment nicht der völligen Vernichtung preiszugeben. Er wurde dafür zum Tode verurteilt; weil aber die Schlacht siegreich für die Verbündeten ausgefallen, wurde die Todesstrafe in lebenslängliche Verbannung umgewandelt. (Vgl. Meissel, Sagen und Geschichten aus dem Kreise Hameln.) Unser niedersächsischer Balladendichter Börries v. Münchhausen schuf aus diesem sagenhaften Stoff in dichterischer Freiheit die packende Ballade „Der Eid derer von Lohe.“

Der von Lohe hat die Hand an den Helm gelegt,
Ein Zittern hat die grauen Wimpern bewegt:
„Melden Sie Majestät, daß ich erkor
Sechzig Jahre Ehrenhaft in Lohr!

Aber ich bin alt, und bald heißt es abgebaut
Für einen, dem sein König den Mut mißtraut;
So geb ich mein adelig Wort auch für den Sohn,
— Sechzig Jahre in Lohr, er erlebt sie schon!

Und sechzig Jahre jeden einzigen Tag
Ein Lohe steigt zum Lohrberg hinan durch den Hag
Und späht nach Hannover und sehnt den Boten herbei,
Der unser Geschlecht vom Zorne des Königs befrei!“ —



Drei Tage vergehn, da reitet ein müder Mann
Der Weser zu an der gelben Lippe hinan,
Zerfetzt, ein Reitermantel deckt seinen Rücken, —
Mehr als ein Mantel ging in der Schlacht in Stücken!

Der Regen schlug die Felder eintönig und weich,
Da kam er von Westfalen ins Königreich,
Und Regen rieselte, als er ritt durchs Tor,
Durchs Sandsteintor seines alten Schlosses Lohr. —

Soweit die Körner segnen der Väter Land,
Soweit er in eigenem Forste die Büchse spannt,
Soweit sein Pflug die Scholle der Heimat bricht,
Soweit wagt sich sein Fuß und weiter nicht.

Die zehner Jahre, die werden ihm gar so lang,
Wie späht er täglich vom Lohrberg fiebernd und bang;
Die zwanziger Jahre, — er gibt sich müde darein,
Ein rauhes Leben steht still im Abendschein.

Die dreißiger Jahre, die schnellen vierziger Jahre,
Da welkte die Degenhand, da bleichten die Haare,
Längst folgte auf Wilhelm König Ernst August,
Wie keucht zum Lohrberg jetzt die alte Brust.

Nach dem Boten frug er noch einmal in Ungeduld, —
Dann erbte ein anderer Lohe die alte Schuld.
Die fünfziger Jahre gehen ins Welfenland,
Er warb um Ursula von Knyphausens Hand,

Er führte sie heim, die Hochzeit war in Lohr,
Er ging bis zur Grenze und keinen Schritt davor,
Und als der König Georg bestieg den Thron,
Da hielt der Lohe im Arm den ersten Sohn

Und beugte sich nieder zu ihm und sprach in Gram:
„Muß sich auch dieses Auge einst senken in Scham?
Muß auch der noch die Saat des Vaters mähn,
Die Saat der Schuld, und nach Hannover spähn?“

Die sechziger Jahre, da blitzt es auf bei Nacht,
Der große Komet hat großen Krieg gebracht,
Die Knechte liefen zu Hofe, der erste schrie:
„Nu sün wie preusch, un Sei sün wedder frie!“

Tief atmete da der Lohe in Schmerz und Scham
Und sann und sann. Am Nachmittage kam
Klencke Hämelschenburg und frug. Da sprach er schlicht:
„Ich breche den Sühneid des Vaters nicht!“

Da brach der Sühneid des Vaters ihn.
Sein Vaterland verloren, sein König in Wien,
Die Gnadensonne erloschen, die nie er sah,
Seinem Herzen kam die bitterste Stunde da.

Sein Sohn, der dritte Lohe, hält seine Hand,
Ein Knabe schwört in die kalte Totenhand:
„Drei Königen hielten wir treu die Adelspflicht,
Drei Könige lösten den Eid der Lohes nicht.

Drei Welfenkönige gingen von Leben und Thron,
Drei Lohes dagegen, Großvater, Vater und Sohn,
Und so ist's recht, daß auch von den Unseren drei
Zerbrechen im Lebenskampfe, bis wir frei!“

Er steigt nicht mehr zum Lohrberg spähend hinan,
Er pflegt seinen Park, er jagt in Laub und Tann,
Soweit sein Pflug die Scholle der Heimat bricht,
Soweit wagt sich sein Fuß und weiter nicht.

Still segnen die gelben Körner der Väter Land,
Die siebziger Jahre kommen. Krieg ist entbrannt,
Dann klingt von fern ein Rufen, das Friede ruft, —
Der Kaiseraar schwebt hoch in deutscher Luft.

Dann noch vier Jahre, da geht von Lohr ins Land
Ein stiller Mann, des Sippe den Frieden fand,
Sechzig Jahre, — auch sechzig gehn vorbei:
Nach sechzig Jahren die Lohes sind wieder frei.

Börries, Freiherr von Münchhausen.

Die Schäferfrau aus Tündern.

Nach der Schlacht bei Hastenbeck (1757) sah es in dem Dorfe Tündern a. d. Weser traurig aus. Die Franzosen hatten alles, was nicht niet- oder nagelfest war, geraubt. Am begierigsten waren sie nach Leinenzeug. Sogar die Mägde mußten ihre Leinwand, die sie gesponnen, hergeben, da half kein Bitten und Flehen.

Auf einem der größten Höfe war das Futter so sparsam geworden, daß man sich keinen Rat wußte. Es standen an 500 Schafe im Stall, und der Schäfer war tot. Als nun die Bäuerin weinte, sagte die Schäferfrau, die vor nicht gar langer Zeit ein Kind gekriegt hatte: „Frau, ich will es versuchen, die Herde über den Berg nach Diedersen zu bringen; Gott wird mir schon helfen." Sie nahm ihr Kind in ein Tuch und trieb die Herde vor sich her nach Voremberg zu. Dort wurde sie von Franzosen angehalten und so geängstigt, daß sie nicht weiter konnte.

In diesem Augenblick höchster Verzweiflung trat ein junger französischer Offizier, der Zeuge des Vorganges gewesen, auf die Soldaten zu, fuhr sie an und sprach: „Wer die Frau nicht ungehindert ziehen läßt, der bekommt's mit mir zu tun." Dann begleitete er die Frau bis an den Berg, wo sie nichts mehr zu be- befürchten hatte. Sie dankte dem Offizier und kam glücklich mit ihrer Herde in Diedersen an.

Ein Sohn dieses Offiziers kam 50 Jahre später als Oberst nach Tündern und nahm Quartier auf demselben Hofe. Hier erkundigte er sich eingehend nach der Schäferfrau, denn sein Vater hatte ihm die Geschichte erzählt. Leider war die wackere Frau schon tot.

F. Meissel.

Die Hämelschen Kinder.

Wer ist, in dessen Erinnerung die uralte Sage vom Pfeifer zu Hameln, und wie der am Johannistage anno Domini 1284 mit 130 Bürgerkindern in den Koppelberg zog, nicht nachklängen? Chroniken, verwitterte Steine, Ammen, Wärterinnen und Großmütter

haben seit vielen hundert Jahren davon erzählt und erzählen heute noch davon, und wer die Geschichte einmal gehört hat, der vergißt sie so leicht nicht. Es ist ihr aber auch kaum eine andere gleich zu setzen, welche wie sie geheimnisvollen Schauder und dumpfes Grauen erregt.

Ach, es war eine arge Plage zu Hameln an der Weser! Mäuse und Ratten hatten so überhand genommen in der Stadt, wie Raubritter und Strolche im herrenlosen, heiligen römisch-deutschen Reich. Bürgerschaft und Rat hätten wohl dem fremden Mann im grünen Jägerkleid mit der roten Feder den bedungenen Lohn zahlen können, als er seinem Versprechen gemäß das nagende Geziefer unter dem schrillen Klang seiner Pfeife in die Weser geführt hatte, daß kein Schwanz und kein Schwänzlein in der Stadt zurückblieb. Sie taten es aber nicht, — geiziges Volk! — der Plage waren sie ledig, das Gute hatten sie genossen; so machten sie's denn wie viele andere Leute und Gemeinwesen auch: sie knüpften die Taschen zu, und den Beutel öffneten sie nicht. Mit Hohnlachen schickten sie den grünen Jägersmann mit der roten Feder und der künstlichen Pfeife zum Tor hinaus; sie verließen sich, wie manche andere damals, darauf, daß der Kaiser Rudolf weit entfernt und Recht und Gerechtigkeit schwer oder nirgends zu finden sei.

Lauf, Pfeiferlein, lauf! Such den langnäsigen Habsburger Grafen, klag ihm dein Leid und bring ihn mit Rossen und Mannen, mit Mauerbrechern, Blyden und Mangen vor der Stadt Mauern! Wer weiß, was geschehen kann! — Vielleicht kommen wir dann zu einem Vergleich. Wer weiß, was geschehen kann; das Ganze werden wir auch dann wohl nicht zahlen, vielleicht aber doch die Hälfte oder ein Viertel. Es soll darauf ankommen, wieviel Knechte, Ritter und Rosse der Habsburger mit sich bringt: — lauf Pfeiferlein lauf! —

Der grüne Jäger, der Pfeifer, lief aber nicht; er fluchte und wetterte auch nicht, als er unter dem Tore stand, und die Bürger von Hameln ihm nachlachten. Er zog nur eine Fratze, wie Rat und Bürgerschaft noch keine gesehen hatten, eine Fratze, vor

welcher die Kinder in Haufen schreiend davon liefen oder das Gesicht in der Schürze der Mutter bargen: dann schüttelte er den Staub von den Schuhen und ging, und die Stadt ging auch an ihre Geschäfte, und die Kinder vergaßen die Fratze und fingen ihre Spiele in den Gassen von neuem an.

Nun hätten die Bürger jedenfalls das Ganze und doppelt und dreifach das Ganze bezahlt, und die Mütter würden all ihren Schmuck, alle Kostbarkeiten, Haus und Hof willig dem Pfeifer hingeworfen und überlassen haben, wenn sie gewußt hätten, was die Fratze des Mannes bedeuten sollte; sie wußten es aber nicht und vergaßen das Gesicht, bis es sich ihnen auf die allerschrecklichste Weise in die Erinnerung zurückrief.



Was erzählen nun die Chroniken, Großmütter und Ammen?

Es war der Johannistag im Jahre Eintausendzweihundertachtzigundvier; in der Kirche befanden sich alle erwachsenen Einwohner Hamelns, nur die Kinder spielten draußen im lichten Sonnenschein. In der Sankt Bonifatiuskirche sangen die Väter und Mütter die Messe, und so vernahmen sie vor den heiligen Klängen nicht den andern Klang, der ihnen so großes Weh bedeutete. Über den Kirchplatz schrillte eine lustige Pfeifermelodie, und der grüne Jäger mit der Hahnenfeder, dessen Gesicht man so schnell vergessen hatte,

durchzog alle Straßen der Stadt, und alle Kinder in den Gassen schlossen sich ihm an, und alle Kinder in den Häusern, welche die Pfeife vernahmen, sprangen hervor und folgten ihr, wie einst ihr die Mäuse und Ratten gefolgt waren. Sie vernahmen nichts im Münster zu Sankt Bonifatius. Mit hundertdreißig Kindern zog der Pfeifer aus dem Ostertor langsamen Schrittes, immerfort seine wildlustige Weise blasend. Tanzend und jauchzend folgten ihm die Kinder gegen den Koppelberg, und als der Zug davor angelangt war, öffnete sich der Berg — tat auf eine schwarze Höhle, und hinein in die Höhle, in die dunkle Gruft, zogen aus dem hellen Sonnenschein mit dem Pfeifer die Kinder von Hameln. Der Berg schloß sich wieder, und niemals hat man wieder etwas gehört von dem Pfeifer und den armen Kleinen. Der Kinderjubel war verstummt, und das Wehklagen und Jammern der Väter und Mütter begann in den Gassen und Häusern Hamelns und hallte durch die Jahrhunderte weiter.

Im Jahre MCCLXXXIV na Christi Gebort
To Hameln worden utgevort
Hundert und drittig Kinder, dasülvest geborn,
Dorch einen Piper under den Köppen verlorn,

lautet der alte Vers, und bis in die neueste Zeit durfte in der Bungenstraße, welche nach dem Ostertor führt, keine Geige gestrichen, keine Trommel gerührt, keine Pfeife und Flöte geblasen werden. —

Seltsamerweise wurden auch bis in die späteste Zeit die deutschen Kolonien in Siebenbürgen mit diesem „Hamelschen Kinderauszug" in Verbindung gebracht.

Wilhelm Raabe.

Kloster Fischbeck.

Auf der Schaumburg, die einst von der steilen Vorhöhe des Süntelgebirges mächtig und stattlich in das gesegnete Wesertal herabschaute, lebte zur Zeit Kaiser Ottos I. Graf Rickbert mit seiner edlen Gemahlin Helmburg. Zurückgekehrt vom Feldzuge gegen

die Ungarn, warf ihn eine plötzliche Krankheit aufs Lager. Seine treue Gattin pflegte ihn aufs beste, allein nichtsdestoweniger erregten die Huldigungen, welche die Ritter der Umgegend ihrer Schönheit bezeugten, heftige Eifersucht im Herzen des Grafen und vergrößerten seine Qualen.

In banger Besorgnis um den Gemahl gedachte Helmburg eines Wundertränkleins, das ihr ein aus dem heiligen Lande heimkehrender Pilger geschenkt hatte, wobei er ihr gesagt, diese Arznei vermöge jegliche Krankheit zu heilen, nur dürfe der, welcher sie brauche, keinen Argwohn im Herzen tragen, denn dann erzeuge sie Wahnsinn. Nichts Böses ahnend, reichte Helmburg ihrem Gemahl den Trank. Aber kaum waren die letzten Tropfen über seine Lippen geflossen, so begann er schrecklich zu toben und zu rasen und wild um sich zu schlagen, ja, er verlangte ein Schwert, um alle, die sich ihm nahten, zu töten, auch seine Gemahlin nicht ausgenommen. Nach langen, furchtbaren Stunden fiel er endlich in einen tiefen Schlummer; doch als er erwachte, stieg der Verdacht in ihm auf, daß das Tränklein Gift gewesen sei, durch welches ihn Helmburg zu ermorden versucht habe. Er beschloß daher ihren Tod und ließ den Nachrichter kommen, um sie hinzurichten.

Helmburg war tief gekränkt durch den Argwohn ihres Gatten und das Gefühl getäuschter Liebe. Mit ruhiger Würde, wiewohl zerrissenen Herzens, hörte sie alle Beschuldigungen an und erbot sich, zum Beweise ihrer Unschuld die Feuerprobe zu bestehen. Es ward also ein Holzstoß in der Ebene aufgerichtet und in Flammen gesetzt. Nur mit einem härenen Hemde bekleidet, ward sodann die Gräfin streng bewacht hinausgeführt. Sie empfahl sich der Himmelskönigin und trat mutig zum Feuer. Zweimal geht sie unversehrt durch die Flammen, aber beim dritten Male fällt ihr ein Funken auf die nackte Schulter. Das gilt dem Grafen als ein Beweis ihrer Schuld. Als die Gräfin nun in bitterer Betrübnis dennoch ihre Unschuld beteuert, läßt er sie in wildem Zorn zu neuem Gottesurteil auf einen mit wilden Rossen bespannten Wagen setzen, läßt den Pferden die Peitsche geben und sie dann zügellos die steile Burghöhe hinabrennen. In ihrer schrecklichen Not gelobt die

Gräfin, wenn die Heiligen des Himmels ihr Schutz gewähren würden, so solle ihnen zum Dank ein reich begabtes Stift erbaut werden.

Geradeswegs flohen nun die Rosse den Burgpfad hinunter, kamen aber unbeschädigt mit dem Gefährt in die Ebene. Und unaufhaltsam eilten sie weiter dahin durch Feld und Wald und Sumpf, immer näher der Weser zu. Schon waren sie dem Ufer des Stromes nicht mehr fern, da gerieten sie in einen Bach, der so sehr angeschwollen war, daß sein Wasser bis in den Wagen stieg. Hier standen die Rosse still, verschnauften und tranken. Da sah die Gräfin, daß sie errettet war, und sie gedachte ihres Gelübdes. Von ohngefähr aber kam ein Fischlein mit dem Wasser in den Wagen geschwommen. Das ergriff sie mit der Hand und sprach:

„Dat saft du Fisk geneten,
Düt Stift sall Fischbeck heten."

Bald eilten ihre Diener herbei und halfen der schwer geprüften Frau aus dem Wagen. Auch ihr Gemahl kam zu ihr und bat mit reumütigem Sinne, daß sie ihm vergeben möchte. Helmburg aber hatte keine Lust mehr an der Welt; sie ließ den Bau des Stifts, das ihrem Wunsche gemäß Fischbeck genannt wurde, beschleunigen, um dort in Gemeinschaft frommer Nonnen ihr Leben als erste Äbtissin des Klosters zu beschließen. Noch zeigt man im Beichor der Klosterkirche zu Fischbeck eine alte gewirkte Decke, auf welcher in mehreren Feldern die ganze Begebenheit dargestellt ist.

Nach J. G. Th. Gräße u. a.

Die Burglinde vor der Schaumburg.

Am 1. Mai 1389, als Graf Otto I. von Schaumburg fern von seinem Lande in Gefangenschaft schmachtete, war vor der Schaumburg eine große Menschenmenge versammelt. Es war Gerichtstag. Vogt und Schöffen saßen an einem langen Tische. Vor ihnen stand ein junges Mädchen, das der Zauberei angeklagt war. Mit ergreifenden Worten beteuerte die Angeklagte ihre Unschuld. Selbst die schrecklichsten Qualen der Folter vermochten

kein anderes Bekenntnis aus ihr herauszubringen. Nach langen Verhandlungen gab das Gericht bekannt, daß ein Gottesurteil alsobald entscheiden solle. Nun brach man eilig auf, um noch vor Sonnenuntergang die Wasserprobe bei der Arensburg vornehmen zu können. Als die Gefangene durch das Burgtor schritt, ergriff sie hastig ein Lindenreis, steckte es in die Erde und rief: „So gewiß dies Reis grünen wird, so wahr ist meine Unschuld!" Alle waren von diesem Vorgang tief ergriffen. Was mag nun werden? Wird das Wasser sie aufnehmen oder als Hexe ausstoßen?



Bald war die Arensburg erreicht. Schweigend standen die Zuschauer am Rande des Burgteiches. Jeder verrichtete ein kurzes Gebet. Dann traten auf das Geheiß des Vogtes zwei Knechte vor. Diese legten der Gefangenen einen Strick um den Leib und warfen sie dann in die Flut. Das Wasser aber nahm das arme Opfer augenblicklich auf. Bestürzt zog man die Unglückliche aus der Tiefe. Allein das Leben war entwichen. Also war eine Unschuldige gerichtet! —

Und das Lindenreis vor der Schaumburg? Siehe, es grünte und wurde ein prächtiger Baum. Wir aber lauschen noch heute dem Flüstern seiner Blätter und dem Rauschen seiner Zweige und gedenken mit Schaudern jener Zeit finsteren Aberglaubens.

W. Wiegmann.

Der weiße Hirsch auf dem Dachtelfelde.

Die großartigste Felsengruppe des Süntelgebirges ist der Hohenstein. Seinen Namen trägt er nicht mit Unrecht; denn er steigt — nach Süden hin — als ein mächtiger, durch tiefe Klüfte zerrissener Fels majestätisch zu einer Höhe von über 330 Meter empor. Bekannt sind die geschichtlichen Erinnerungen, die sich an das unweit des Hohensteins gelegene Dachtelfeld und Totental (Schlacht im Süntel 782) knüpfen. Weniger bekannt sind die Sagen, die sich um diese Felsengruppe schlingen. —

Da ist einmal ein Kuhhirt gewesen, der hat seine Herde immer auf dem Dachtelfelde geweidet. Eines Tages bemerkt er, daß unter seiner Herde ein weißer Hirsch ist, der zwischen dem Geweih ein langes schwarzes Horn hat. Der Hirt stutzt, denn solch ein Hirsch ist ihm noch nicht vorgekommen. Er sieht, wie der Hirsch immer zwischen den Kühen herumgeht, als mustere er sie, wie er dann mit dem schwarzen Horn eine der Kühe berührt, mit ihr fortrennt und hinter den Felsen verschwindet. Gern wäre der Hirt ihnen nachgefolgt, er will aber doch die Herde nicht allein lassen und bleibt. Nach einer Weile kommt die Kuh wieder zurück mit ganz schlappem Euter, und es ist kein Tropfen Milch mehr darin. Als der Hirt des Abends mit seinen Kühen ins Dorf kommt, erzählt er gleich von der merkwürdigen Erscheinung; aber niemand will es glauben, am wenigsten der, dem die mit dem Hirsch gelaufene Kuh gehört. Er hat den Hirten im Verdacht, die Kuh selbst ausgemolken zu haben.

Am folgenden Tage läßt sich der Hirsch nicht sehen. Erst am dritten ist er mit einem Male wieder da, wandert unter der Herde herum, neigt den Kopf bald zu dieser, bald zu jener Kuh, berührt dann eine mit dem schwarzen Horn und rennt mit ihr davon. Voll Ärger ruft der Hirt mit überlauter Stimme dem Hirsche nach: „Wart, du Teufelsvieh, das nächste Mal sollst du mir nicht entwischen!“ Doch kaum hat er diese Worte ausgestoßen, so braust aus der Gegend hinter dem Felsen, wo der Hirsch verschwunden ist,

ein starker Luftstrom auf Hirt und Herde los. Zugleich fährt ein Blitzstrahl aus freiem Himmel hernieder, zersplittert einen Baum dicht neben dem Hirten, und ein Donnerschlag erdröhnt, fürchterlich krachend und von den Felsen doppelt und dreifach zurückhallend. Gleich darauf ist alles still. Der Hirt aber ist voller Angst. Er merkt wohl, daß mit Gewalt hier nichts zu machen ist: nur mit List wird er ausforschen können, wohin der Hirsch die Kuh entführt. Er beschließt daher, vom folgenden Tage an jedesmal einen Knaben mitzunehmen, der bei der Herde bleiben soll, während er heimlich dem Hirsch nachgehen will.

Das geschieht: aber der Hirsch bleibt viele Tage weg, und der Hirt meint schon, er komme nicht wieder. Doch am siebenten Tage spaziert der Hirsch mit einem Male und ohne, daß ihn der Hirt herbeikommen sieht, unter den Kühen herum. Wie immer nimmt er wieder eine Kuh mit sich. Sogleich folgt ihm der Hirt, den Knaben bei der Herde lassend. Zwar biegen die Tiere bald um einen Felsen und verlieren sich im Dickicht zwischen Felsgruppen: aber der Pfad, den sie getreten, leitet den Hirten in die Gegend des Hohensteins. Hier muß er sich lange zwischen Felsen hindurchwinden, doch endlich gelangt er auf einen freien Platz. Und was sieht er da? Seine Kuh, den Hirsch daneben und ein schneeweißes Hirschkalb am Euter der Kuh saugend. Der Hirsch springt sogleich eine Felskuppe hinan und schaut scheu herab: das Kälbchen versteckt sich im dichten Gebüsch, die Kuh aber bleibt ruhig stehen. „Das Kalb, den Milchdieb muß ich haben," spricht der Hirt bei sich selbst und läuft auf das Dickicht zu. Plötzlich prallt er zurück: denn aus dem Gebüsch hervor tritt ein langer, hagerer Mann mit tiefgefurchtem Gesicht und eisgrauem Bart, gekleidet in ein bis auf den Boden hinabreichendes schwarzes, vorn mit blutroten Schleifen zugebundenes Totenhemd, in der Rechten ein goldenes Schwert, in der Linken ein goldenes Horn haltend. Zornige Feuerblicke schießt das Gespenst aus den tiefliegenden Augen auf den vor Entsetzen klappernden, totenbleichen Hirten. Er weiß nicht, ob er fliehen oder bleiben soll: denn sein Verstand steht still, und das Herzblut pocht und pocht wie ein

Eisenhammer. Endlich kommt er wieder zu sich, dreht sich um und will weglaufen.

„Halt!" schreit der graue Mann, und der Hirt steht wie angewurzelt, klappernd und schlotternd, da. Der Mann hebt das goldene Schwert empor und schwingt es dreimal durch die Luft. Darauf setzt er das Horn an den Mund, und ein greller Ton erschallt. Da erhebt sich ein Sausen und Brausen in der Luft, die Felsen umher dröhnen vom Krachen des Donners, Blitze zucken hernieder, und ein Wirbelwind hebt den Hirten, der ohnmächtig in die Kniee gesunken ist, hoch in die Luft mit sich fort. — Als er, an der Erde liegend, aus der Betäubung wieder erwacht, sieht er sich auf dem Weideplatz seiner Herde, die ruhig neben ihm grast, und den Knaben dabei im tiefsten Schlaf. Er reibt sich die Augen, schüttelt den Kopf bedenklich, und da ringsum alles still ist, meint er, geträumt zu haben.

Der Hirt erzählt daheim sein Erlebnis, aber niemand will ihm glauben. Da fordert er die Leute auf, selbst mit ihm auf den Weideplatz zu gehen, um sich zu überzeugen. So ziehen denn am folgenden Morgen viele jüngere und ältere Männer des Dorfes, versehen mit Stangen und Stricken, Schießgewehren und Heugabeln, mit der Herde hinaus auf den Weideplatz.

Nicht lange läßt der gespenstische Hirsch auf sich warten. Er spaziert bald wie gewöhnlich unter den Kühen herum. Da stehen die Bauern alle erstaunt und verdutzt, starren das seltene Tier an, und keiner getraut sich, ihm zu nahen. Mit innerer Schadenfreude sieht's der Hirt. „Na" spricht er, „lacht ihr mich noch aus mit meinem Hirsche? Da ist er ja; warum fangt ihr ihn denn nicht?"

Die Bauern beraten nun, wie sie dem Hirsch wohl am besten beikommen möchten. Die einen wollen ihn mit Heugabeln niederstechen, die andern mit Schlingen ihn fangen, um das Wundertier lebendig in ihr Dorf zu bringen. Doch ehe ein Beschluß gefaßt ist, hat der Hirsch sich eine Kuh ausersehen und ist mit ihr schon auf dem Wege zum Walde.

Da rennt hurtig ein junger Bauernbursche den Tieren nach, schießt sein Gewehr auf den Hirsch ab, trifft ihn aber nicht.

Sogleich erſcheint auf einer Felskuppe der Alte, ſchwingt ſein Schwert und bläſt fürchterliche Töne auf ſeinem Horn. Und nun beginnt ein Sturm und Wetter, ein Blitzen und Donnern mit Krachen und Hageln, als ob die Welt untergehen ſollte. Die Bauern laufen erſchrocken und entſetzt durcheinander und wollen entfliehen, aber eine Wetterhoſe zieht ihnen nach, wirbelt ſie alle zuſammen, hebt ſie hoch in die Luft bis über den Felſen, und auf dieſen ſtürzen ſie nun zerſchmettert nieder. Nur der Hirt ſamt ſeiner Herde bleibt unverſehrt. Mit Entſetzen ſieht er das grauſige Schauſpiel. Jammernd und händeringend treibt er das Vieh zuſammen, eilt nach Haus und verbreitet im Dorfe die traurige Kunde von der teufliſchen Rache des Berggeiſtes.

Seitdem weidet nie mehr eine Herde auf dem Dachtelfelde, und ſelbſt der Weidmann wagt es nicht, dieſes Geiſterrevier zu betreten.

F. Meiſſel.

Die St. Magnuskirche zu Beber.



enn der Wanderer die Höhen des Süntels überſtiegen hat und in das Tal zwiſchen Deiſter und Süntel hinabſchaut, ſo wird ihm unter den Ortſchaften, welche zu ſeinen Füßen liegen, ein Dorf durch ſeinen wahrhaft impoſanten Kirchturm auffallen, und wenn er Ortskundige nach des Dörfchens Namen fragt, ſo wird er hören, daß es Beber heißt. An die Kirche dieſes Ortes knüpſt ſich folgende Sage.

Zur Zeit der Kreuzzüge wohnte auf feſtem Schloſſe im Süntelgebirge ein Ritter namens Magnus. Dieſer machte nach Gewohnheit der damaligen Zeit die dortige Gegend unſicher und beraubte wehrloſe Kaufleute ihrer Güter. Er dehnte ſeine Raubzüge bis an

die Weser aus, auf welcher die Waren stromaufwärts in das Innere Deutschlands geführt wurden. Aber bei einer dieser Unternehmungen ereilte ihn sein Geschick. Ein Schiff, das er für einen Kauffahrer hielt und mit seinen Knappen berannte, war ein Wikingerschiff, bemannt mit streitbaren Normannen. Diese warfen sich mit Übermacht auf ihre Angreifer und töteten die meisten, unter ihnen auch den Ritter Magnus selbst. So meldeten es wenigstens die entronnenen Knechte auf dem Schlosse. —

Hier waltete in frommer Züchtigkeit des Ritters edle Gattin, das völlige Gegenteil ihres wilden Gemahls. Sie hatte stets, wenn der Ritter auf Raub auszog, vor dem Altarbilde der Schloßkapelle auf den Knieen gelegen und um Bekehrung des Gatten gebetet. Als sie nun die Kunde von seinem Tode vernahm, legte sie Witwenkleider an und war nur darauf bedacht, durch Werke der Liebe für die arme Seele des Gefallenen zu sorgen und sie aus den Flammen des Fegefeuers zu erlösen. So erbaute sie vier Kirchen rund um den Süntel her, darunter auch die zu Beber.

Ritter Magnus aber war in Wirklichkeit bei dem Überfall gar nicht getötet, sondern nur schwer verwundet und von den Normannen mit in ihre nordische Heimat genommen worden. Zehn Jahre hatte er ihnen dort als Sklave dienen müssen, bis es ihm gelang, die ersehnte Freiheit wiederzugewinnen. Elend, ohne Geld und Waffen, wie ein Bettler, schlug er sich durch die Länder und langte endlich auf seiner Stammburg an. So sehr hatte die zehnjährige Gefangenschaft seine ganze Gestalt verändert, daß nicht einmal das Auge der treuesten Liebe ihn wiedererkannte. Das Herz der Gattin erbebte, und ihre Glieder zitterten, als sich der totgeglaubte Gatte zu erkennen gab und ihr die Geschichte seiner zehnjährigen Leiden erzählte. Und als er sie nun fragte, was sie die langen Jahre hindurch begonnen und ob sie ihm die Treue gehalten habe, da sagte sie in heiliger Scham: „Ich habe zehn Jahre lang für das Heil deiner armen Seele gebetet und habe dir zum Gedächtnis vier Kinder geboren.“ Magnus verstand den tiefen Sinn dieser Rede nicht und ergriff in wildauf-

loderndem Grimm ein Messer, um die Treulose zu erstechen. Doch vermochte er nicht, die grause Tat zu vollführen — und als er nun erst erfuhr, was die edle Frau alles für ihn getan hatte und wie treu sie ihm, dem vermeintlich Toten, geblieben war, da wurde sein Trotz gebrochen: weinend sank er zu ihren Füßen nieder und gelobte völlige Umkehr. Und er hielt sein Gelübde.

Als der deutsche Kaiser zum Kreuzzuge nach dem heiligen Lande aufrief, versammelte auch Magnus seine Mannen und zog mit vielen anderen Rittern in den fernen Osten, um das heilige Land den Sarazenen zu entreißen. Sein Schwert ward gefürchtet bei den Feinden und sein Name geehrt bei den Freunden. Mit Ruhm gekrönt, kehrte er nach Jahren heim, das Herz voll heißer Sehnsucht nach der trauten Heimat und dem treuen Weibe. Aber als er in den Schloßhof eintritt und nach ihr fragte, da führte ihn der Burgwart in die Schloßkapelle und zeigte ihm einen Grabstein gerade vor dem Altar auf dem Chor, der trug den Namen und den Todestag der Heißgeliebten. Da fiel der Ritter, vom Schmerz überwältigt, auf den Stein und blieb auf seinem Angesichte liegen den ganzen Tag und die ganze Nacht. Am andern Morgen stand er auf, teilte alle seine Güter gleichmäßig unter die vier Kirchen: das Schloß nebst Zubehör überließ er der treuen Dienerschaft. Er selbst aber ging in härenem Gewande ins Gebirge und baute sich an einem stillen Platze eine Einsiedlerhütte, verbrachte seine Zeit mit Fasten und Beten, und alt und jung ehrte ihn als einen Heiligen.

Eines Morgens kamen Holzfäller in die Nähe der Klause, und es trieb sie, nach dem Heiligen zu sehen. Da fanden sie ihn tot — nicht auf einem Bette, nein, auf einem harten Holzkreuz liegend, mit verklärtem Angesicht und — o Wunder! — an Händen und Füßen trug er die Nägelmale des Herrn. Da hoben sie ihn in tiefer Ehrfurcht auf und trugen ihn auf seinem Kreuze zu Tal. Und die Glocke im Turm zu Beber fing an zu läuten, als riefe sie ihnen zu: „Hierher bringt den Heiligen!“ So brachten sie ihn in die Kirche, legten ihn vor dem Altar nieder und begruben ihn daselbst. Und ein geschickter Meister fertigte ein Bild

von dem Toten auf dem Kreuzesbalken mit den Nägelmalen. Und dieses Bild findet sich noch dort bis auf den heutigen Tag. Magnus aber wurde heilig gesprochen und zum Schutzpatron der Kirche zu Beber erklärt.

P. Tovote.

Edeltrud.

Zwischen Stadthagen und dem Dorfe Habichthorst am Fuße des Bückeberges liegt dicht an der Chaussee ein kleiner Teich, im Volksmunde gewöhnlich der Habichthorsterteich genannt. Während die übrige Umgebung des Teiches aus fruchtbarem Boden besteht, ist an der einen Seite nur ein Stückchen Heideland zu finden, wo Heidekraut, Ginster und verkrüppelte Föhren ihr Dasein fristen. An diesen Ort knüpft sich nachstehende Sage.

Als Karl der Frankenkönig mit Heeresmacht bis an die Weser gezogen war, verließen eine Anzahl Sachsen, nachdem sie das Nutzlose des Kampfes mit den Franken eingesehen und notgedrungen sich zum Christentum bekehrt hatten, ihre Niederlassung und wandten sich ostwärts, um sich eine neue Heimat zu suchen. In der Nähe des heutigen Stadthagen fanden sie inmitten des fast undurchdringlichen Waldes weite Flächen saftiger Wiesen, auf denen zahlreiches Wild äste; ein murmelnder Bach schlängelte sich längs des Waldes dahin, und sie beschlossen, sich hier niederzulassen. „Auf dem Stocke" nannten sie dieses Fleckchen Erde, da sie ihren Anführer Bernward wegen seines hohen Alters auf einem Stabe bis hierher getragen hatten. Bald erhoben sich kleine Hütten, die den Bewohnern zur Unterkunft dienten; Äcker wurden bestellt, und nichts störte den Frieden der kleinen Gemeinde, die im Schnatwinkel ihre Andacht verrichtete. So vergingen lange Wochen.

Edeltrud, die Enkelin Bernwards, war es besonders, die in ihrer neuen Heimat sich glücklich fühlte; hatte sie doch auf ihren Ausflügen, die sie täglich unternahm, einen Fremden getroffen, der einen unauslöschlichen Eindruck auf sie gemacht hatte. Es war

Ditlew, ein vornehmer Krieger aus dem Heere Karls des Franken, der, im Kampfe mit den Sachsen verwundet, hier zurückgeblieben war und von dem Einsiedler Peregrinus, dessen Hütte an einem kleinen Teiche stand, gepflegt wurde. Sehr oft trafen sich nun Edeltrud und Ditlew im Walde, und nicht lange dauerte es, da zog die Liebe mit Allgewalt in die jungen Herzen. Ditlew trat freien Mutes vor Bernward hin und begehrte von ihm Edeltrud zum Weibe. Wohl wollte Bernward anfänglich von einer Verbindung seiner Enkelin mit einem Franken nichts wissen, denn in seinem Herzen regte es sich immer noch wie Haß gegen die fremden Unterdrücker; doch da Edeltrud erklärte, niemals von Ditlew lassen zu wollen, gab er schließlich seine Einwilligung.

Der Tag der Hochzeit wurde festgesetzt, und am Morgen desselben begaben Edeltrud und Ditlew sich zu dem Einsiedler Peregrinus, um diesen zu ihrer Hochzeitsfeier abzuholen. Es war ein herrlicher Morgen. In wolkenloser Klarheit wölbte sich der Himmel über den Liebenden, so daß Edeltrud vermeinte, hinaufsehen zu können bis zu ihrem neuen Gott, von dem Ditlew ihr soviel erzählt hatte. Während Ditlew sich zu dem Einsiedler begab, hatte Edeltrud sich an den Rand des Teiches am Stamm einer Eiche niedergelassen und blickte träumenden Auges in das Gezweige des Baumes, wo ein Eichhörnchen sein munteres Spiel trieb. Eine weiße Taube hüpfte vertraulich zu ihren Füßen. Plötzlich sah Edeltrud, wie ein großer Vogel herniederschoß, mit scharfen Krallen das Täubchen erfaßte und mit ihm in dem Gipfel des Baumes verschwand. Mitleidig erhob sich Edeltrud, eilte zu Ditlew und bat ihn tränenden Auges, das Täubchen zu retten. Willfährig beeilte sich dieser, den Wunsch Edeltruds zu erfüllen, und gewandt erklomm er den Baum. Bald hatte er die Spitze des Baumes erreicht, und er sah, daß ein Habichtspaar hier gehorstet hatte. Eben wollten seine Hände nach dem noch lebenden Täubchen greifen, da fühlte er plötzlich, wie der Ast, auf dem er stand, nachgab. Vergeblich war sein Bemühen, sich zu halten, und mit einem gellenden Schrei stürzte er zu Edeltruds Füßen nieder. „Wie, wie hab ich dich lieb," flüsterten seine Lippen im Sterben. Edeltrud

stand einen Augenblick wie erstarrt, dann drehte die Welt sich mit ihr im Kreise, sie sank in das stille Wasser, das sich über ihr schloß. Und als Peregrinus zu ihrer Rettung herbeieilte, da sah er nur noch, wie sich eine weiße Taube aus dem Teiche erhob und mit leichtem Flügelschlage in dem blauen Äther verschwand. —

Groß war der Kummer der kleinen Sachsengemeinde „Auf dem Stocke", als Peregrinus von dem Tode Edeltruds und Ditlews Kunde brachte. Mehrere Männer machten sich alsbald



auf, um das Habichtspaar, das die Ursache zu diesem Unglück gegeben, zu vertreiben. Nachdem sie Ditlew begraben, entzündeten sie am Fuße der Eiche ein Feuer, das sich bald mit rasender Schnelligkeit ausbreitete, so daß sie sich selbst nur mit knapper Not retten konnten.

Der Ort, wo Edeltrud und Ditlew eines so jähen Todes gestorben, heißt seitdem Habichtshorst, und auf der Stelle, wo das Unglück geschehen, ist ödes Heideland. Um die Zeit der Sonnenwende aber kann man in mondhellen Nächten auf dem inmitten des Teiches liegenden Granitblock eine weiße Mädchengestalt sitzen

sehen, wie sie mit der Hand Wasser aus dem Teiche schöpft. Doch wenn ein menschliches Wesen sich dem Teiche zu nahen versucht, fliegt eine weiße Taube auf, und aus den Föhren ertönt der Ruf: „Wie, wie hab ich dich lieb!" Das sind die Geister Edeltruds und Dilleros, die keine Ruhe finden können, weil sie so plötzlich ihrem höchsten irdischen Glücke entrissen wurden.

Heinrich Franke.

Der Hünenkönig und seine Tochter.

Auf einem Berge bei Rinteln, der noch heute die Hünenburg heißt, wohnte auf seinem festen Schlosse ein gewaltiger Hünenkönig, dem weit und breit alles Land untertan war. Er hatte eine überaus schöne Tochter, Jlda, welche er wie ein Drache behütete und niemanden sehen ließ. Und doch drang der Ruf ihrer Schönheit in die Ferne, und viele Freier kamen, um ihre Hand zu werben. Aber der König hatte einen Schwur getan, sie keinem zu geben, der es mit ihm im Zweikampfe nicht aufnehmen könne. Da dieses aber unmöglich schien, so zogen die Freier wieder heim. Einer aber tat ein Gelübde, nicht eher ruhen und rasten zu wollen, als bis er sich die schöne Jlda erworben habe.

Da begab es sich, daß der alte Hünenkönig mit dem größten Teile seiner Vasallen einem befreundeten Könige, dessen Reich in Gefahr stand, zu Hülfe zog und nur wenige Ritter zur Verteidigung seines Schlosses und seiner Tochter zurückließ. Davon hatte auch der treue Freier der schönen Jlda gehört und glaubte nun die Zeit gekommen, sich sein Lieb zu holen. Er ließ seine wehrhaften Freunde und Vasallen zu sich entbieten, und als sich alle guten Mutes eingestellt hatten, zog er mit ihnen nach der Hünenburg. Aber die Verteidiger hielten treue Wacht und wehrten sich tapfer, als das Häuflein gegen die Burg anrannte. Mancher seiner Genossen lag schon bleich und tot unter dem hohen Gemäuer, da spornte der Freier sein Roß zu gewaltigem Anlauf und sprengte zwischen den Pfeilern und Wurfspießen der Feinde hindurch auf

das Tor der Burg zu. Zugleich hob er seine Streitaxt und sprengte mit mächtigem Schlage das Tor, so daß die Flügel krachend aufsprangen. Mit wildem Siegesgeschrei stürzte er, die Seinen ihm nach, in die Burg, alles erschlagend, was ihnen widerstehen wollte. Und immer weiter drangen sie durch Höfe und Hallen bis zu den höchsten und festesten Gemächern, wo die Tochter des Riesenkönigs mit ihren Frauen sich aufhielt. Da quollen ihnen auf einmal aus diesen erstickender Qualm und prasselnde Flammen entgegen. Der mutige Ritter sprengte die Tür und erkannte durch Rauch und Lohe die ersehnte Braut. Ohne sich lange zu bedenken, sprang er in das glühende Gemach, erfaßte die schöne Ilda und trug sie auf seinen starken Armen aus den Flammen. Umgeben von den Seinen trug der Ritter die Jungfrau, welche unversehrt geblieben war und zu ihrem Retter mit dankbaren und zugleich verschämten Augen emporblickte, aus der brennenden Burg. Rasch eilte nun der Zug dem Ufer der Weser zu. Dort stiegen sie zu Schiffe und fuhren nach einer fernen Insel, wo der Ritter ein festes Schloß hatte.

Als der alte Hünenkönig zurückkehrte und vernahm, was mit seiner Burg und mit seinem Kinde geschehen war, eilte er mit dem Reste seiner Mannschaft dem Räuber seines Kindes nach. Mit Wut stürmte er gegen die Burg an; aber mächtig war das Gemäuer, und tapfer waren, die es schirmten. Am andern Morgen stand die schöne Ilda auf den Zinnen der Burg und rief Worte des Friedens und der Versöhnung zu ihrem Vater hinab. Aber der Alte blieb unbeugsam und wollte von keiner Versöhnung mit dem Ritter wissen. Da spornte sie selbst die Besatzung der Burg zur tapfersten Gegenwehr an. Und wieder begann ein neues Ringen um die Burg, und das Häuflein der Angreifer und Verteidiger der Burg wurde immer kleiner. Um Mitternacht aber begann die Tochter des Hünenkönigs dunkle, zaubergewaltige Lieder zu singen, daß die Toten sich aufrichteten und einen Kampf hielten bis zur Morgenröte. So war es Tag an Tag und Nacht an Nacht. Am Tage kämpften die noch Lebenden, des Nachts die Toten miteinander. Da endlich kein Lebender mehr auf der Insel war, so kämpften

zuletzt nur noch die Toten. Das ist der Kampf der Toten, und die Leute dort sagen, er solle dauern bis zum jüngsten Tage.[1])

O. Weddigen und H. Hartmann.

Der Kobold in der Mühle.

Es machten einmal zwei Studenten von Rinteln eine Fußreise. Sie gedachten in einem Dorfe zu übernachten; weil aber ein heftiger Regen fiel und die Finsternis so überhand nahm, daß sie nicht weiter konnten, gingen sie zu einer in der Nähe liegenden Mühle, klopften und baten um Nachtherberge. Der Müller wollte anfangs nicht hören, endlich gab er ihren inständigen Bitten nach, öffnete die Tür und führte sie in eine Stube. Sie waren beide hungrig und durstig, und da auf dem Tisch eine Schüssel mit Speise und eine Kanne mit Bier stand, baten sie den Müller darum und waren bereitwillig, es zu bezahlen. Der Müller aber schlug's ab; selbst nicht ein Stück Brot wollte er ihnen geben und nur die harte Bank zum Ruhebett vergönnen. „Die Speise und der Trank", sprach er, „gehört dem Hausgeist. Ist euch das Leben lieb, so laßt beides unberührt; sonst aber habt ihr kein Leid zu befürchten. Lärmt's in der Nacht vielleicht, so bleibt nur still liegen und schlafen." Mit diesen Worten ging er hinaus und schloß die Tür hinter sich zu.

Die zwei Studenten legten sich zum Schlafe nieder. Aber nach etwa einer Stunde griff den einen der Hunger so übermächtig an, daß er sich aufrichtete und die Schüssel suchte. Der andere, ein Magister, warnte ihn, er solle dem Teufel lassen, was dem Teufel gewidmet wäre; aber er antwortete: „Ich habe ein besser Recht dazu als der Teufel", setzte sich an den Tisch und aß nach Herzenslust, so daß wenig von dem Gemüse übrig blieb. Darnach faßte er die Bierkanne, tat einen guten, pommerschen Zug, und

---

[1]) Eine Erinnerung an die Siegfrieds- und Brunhildensage und die Hunnenschlacht.

nachdem er also seine Begierde etwas gestillt, legte er sich nieder zu seinem Gesellen. Doch als ihn über eine Weile der Durst aufs neue plagte, stand er noch einmal auf und tat einen zweiten so herzhaften Zug, das er dem Hausgeist nur die Neige hinterließ. Nachdem er sich's also selbst gesegnet und wohl bekommen geheißen, legte er sich und schlief ein.

Es blieb alles ruhig bis Mitternacht; aber kaum war die herum, so kam der Kobold mit großem Lärm hereingefahren, wovon beide mit Schrecken erwachten. Er brauste ein paar Mal in der Stube auf und ab, dann setzte er sich, als wollte er seine Mahlzeit halten, zu Tisch, und sie hörten deutlich, wie er die Schüssel herbeirückte. Gleich darauf setzte er sie, als wäre er ärgerlich, hart nieder, ergriff die Kanne und drückte den Deckel auf, ließ ihn aber gleich wieder ungestüm zuklappen. Nun begann er seine Arbeit, wischte den Tisch, darnach die Tischfüße sorgfältig ab und kehrte dann, wie mit einem Besen, den Boden fleißig ab. Als das geschehen war, ging er noch einmal zur Schüssel und Kanne zurück, ob es jetzt vielleicht besser damit stehe, stieß aber beides wieder zornig hin. Darauf fuhr er in seiner Arbeit fort, kam zu den Bänken, wusch, scheuerte, rieb sie unten und oben; als er zu der Stelle gelangte, wo die beiden Studenten lagen, zog er vorüber und nahm das übrige Stück unter ihren Füßen in die Arbeit. Wie er zu Ende war, fing er an der Bank oben zum zweiten Mal an und überging auch zum zweiten Mal die Gäste. Als er aber zum dritten Mal an sie kam, strich er dem einen, der nichts genossen hatte, über die Haare und den ganzen Leib, ohne ihm im geringsten wehe zu tun. Den andern aber packte er an den Füßen, riß ihn von der Bank herab, zog ihn ein paar Mal auf dem Erdboden herum, bis er ihn endlich liegen ließ und hinter den Ofen lief, wo er ihn laut auslachte. Der Student kroch zu der Bank zurück; aber nach einer Viertelstunde begann der Kobold seine Arbeit von neuem, kehrte, säuberte, wischte. Die beiden lagen da, in Angst zitternd; den einen fühlte er, als er an ihn kam, ganz lind an, aber den andern warf er wieder zur Erde und ließ hinter dem Ofen ein grobes und spottendes Lachen hören.

Die Studenten wollten nun nicht mehr auf der Bank liegen; sie standen auf und erhuben vor der verschlossenen Tür ein lautes Geschrei, aber es hörte niemand darauf. Sie beschlossen endlich, sich auf den platten Boden hart nebeneinander zu legen, aber der Kobold ließ sie nicht ruhen. Er begann sein Spiel zum dritten Mal, kam und zog den Schuldigen herum und lachte ihn aus. Dieser war zuletzt wütend geworden, zog seinen Degen, stach und hieb in die Ecke, aus der das Gelächter schallte, und forderte den Kobold mit Drohworten auf, hervorzukommen. Dann setzte er sich mit seiner Waffe auf die Bank, zu erwarten, was weiter geschehen würde, aber der Lärm hörte auf, und alles blieb ruhig. —

Der Müller verwies ihnen am Morgen, daß sie seiner Ermahnung nicht nachgelebt und die Speise nicht unangerührt gelassen; es hätte ihnen leicht das Leben kosten können. Brüder Grimm.

Die Entstehung der westfälischen Pforte.

Da, wo die Weser aus dem Bergland in die Ebene tritt, erheben sich gleich zwei gewaltigen Torpfeilern der Wittekindsberg im Westen und der Jakobsberg im Osten des Stromes. Das dazwischen liegende enge Tal, das den Eingang aus dem niedersächsischen Tieflande nach Westfalen bildet, heißt die westfälische Pforte oder im Volksmund die Weserscharte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die seeartig angeschwollenen Wassermengen der Weser das früher zusammenhängende Gebirge durchbrochen haben, oder daß in den mannigfachen Erdumwälzungen der Vorzeit das Wesergebirge hier durch ein Erdbeben gespaltet worden ist und die Weser damit einen Abfluß zum Meere gefunden hat. Die Sage aber gibt sich mit einer solchen Erklärung über die Entstehung dieses mächtigen Bergtores nicht zufrieden; da muß natürlich der Teufel wieder seine Hand im Spiele gehabt haben.

Einst nämlich quälte der Teufel die Bewohner des oberen Wesertales ganz gewaltig, daß sie ihm dienen sollten. Da sie aber nicht wollten, so meinte er, sie durch Angst und Not dazu zwingen zu können. Er schleppte große Felsstücke herbei und dämmte die

Wallücke, eine Schlucht im Gebirge unweit Bergkirchen, durch welche die Weser vordem ihr Wasser in die Ebene ergoß, damit zu. Nun schwoll der Strom im Tale gewaltig an und stieg fast bis zur Krone des Gebirges. Die Menschen mußten ihre Ansiedlungen verlassen und immer höher den Berg emporklettern, bis sie endlich kaum noch Raum genug hatten, um sich vor den stets nachdringenden Wassermassen zu retten.

Dennoch wollten sie sich dem Teufel nicht ergeben, sondern sie flehten in ihrer Not inbrünstig zu Gott, daß er sie von der Gewalt des Bösen erretten möchte. Und Gott erhörte das Gebet der so schwer geängstigten Menschen. Er ließ ein furchtbares Unwetter kommen, daß alle glaubten, die Erde würde untergehen. Doch es geschah zu ihrem Heil: denn die Blitze spalteten das Gebirge und bildeten eine Schlucht, durch die das Wasser abfloß, so daß die Täler und Tiefen nach und nach frei wurden. So entstand die westfälische Pforte.

Als der Teufel nun sah, daß ihm sein Spiel verdorben war, wurde er wütend, flog hin und packte mit seinen großen Klauen einen ganzen Berg, nahm ihn auf den Rücken und wollte die Weserscharte damit zustopfen. Doch die Last wurde ihm unterwegs zu schwer; an der Grenze des Lippischen Landes fiel er mit seiner Bürde zu Boden und wurde selber unter der Bergmasse begraben. Darum heißt der Berg Bölmerstod.[1]) Noch heute soll der Teufel darunter sitzen und manchmal ganz gewaltig rumoren. Doch die Menschen im Wesertal fürchten sich nicht mehr vor ihm; ja, sie haben durch den Engpaß sogar eine Eisenbahn gebaut.

Nach J. G. Th. Grässe u. a.

Die Roßhufquelle auf dem Wittekindsberge.

Auf dem linken Weserufer bei Minden an der westfälischen Pforte liegt der Wittekindsberg. Auf demselben steht, nicht ganz auf dem Gipfel, eine Kapelle, vor welcher ein Brünnlein aus einem Felsen entspringt.

---

[1]) Bol, Boland der Teufel.

Auf der Stelle, wo heute sich die Kapelle erhebt, hielten vorzeiten die beiden Helden Karl und Wittekind, im Wortstreit über die Wahrheit ihrer verschiedenen Glaubenslehren begriffen. Als nun Wittekind von Karl ein Zeichen der Wahrheit seines Glaubens verlangte, siehe, da scharrte das Roß des Kaisers und schlug mit seinem Huf gegen den Felsen. Auf den Schlag entsprang dem Steine ein Strahl klaren Wassers und rieselte den Berg hinunter. Karl deutete dem heidnischen Widersacher das Zeichen, und wirklich war Wittekind dermaßen von dem Wunder ergriffen, daß er dem Kaiser nicht länger widerstritt, sondern sich zum Christentum bekehrte.

Bald darauf hat der Sachsenheld die heilige Taufe willig angenommen und hat auch viele seiner ihm untergebenen Fürsten und Führer veranlaßt, daß sie sich taufen ließen. Karl der Große aber machte ihn zum Herzog von Sachsen, Engern und Westfalen und verwandelte das schwarze, springende Roß, welches der Sachsenheld in seinem Schilde führte, in ein weißes.

O. Weddigen und H. Hartmann.

Das weiße Sachsenroß.

Es jagt der Sturm im grünen Wald,
Er reitet und zwängt der Eichen Wucht,
Die alte Weser muß ihre Wellen
Vor Zorn und Angst am Fels zerschellen,
Und vom Gebirg und aus der Schlucht
Des Donners Siegesrufen hallt.

Ein fränkscher Mann, gar müd und still,
Verlassen irrt im fremden Land,
Die Glieder brechen ihm fast zusammen,
Doch löscht ihm nichts des Auges Flammen,
Da steht ein Hüttlein an dem Strand:
„Hallo, ein Fremder Obdach will!“

Ein Sachse, hoch, mit stolzem Blick,
Sieht lang und fremd den Franken an:
„Kommst du, um Gastfreundschaft zu bitten,
So bist du sicher in Sachsenhütten.“ —
Da trat den Herd der Franke an,
Er nahm den Becher und gab ihn zurück.

Sie sitzen ernst am heilgen Herd,
Sie sehen schweigend einander an,
Und staunend bewundert immer wieder
Ein jeder des andern Heldenglieder.
Da hebt zuletzt der Franke an:
„Bei Gott, wir sind einander wert.

Wenn solcher viel das Sachsenland
Zum Kampf gen unsern König stellt,
So möchte Karol bitter klagen,
Daß Sachs' und Frank' noch Schlachten
Da führt aufs regengrüne Feld [schlagen."
Hinaus der Sachs' ihn an der Hand.

Ein weißes Roß, gar stark und schön,
Sprang auf der freien Weide frei.
„O laß das schöne Roß uns fangen",
So sprach der Frankemit Verlangen. —
„Wohl auf mein Locken kommt es frei;
Gefangen hat's noch keiner gesehn."

Und wie er es gerufen mild,
Da kommt es lustig wiehernd nah
Und bäumt die schlanken Vorderfüße
Und bringet seine besten Grüße.
Da spricht der Sachse: „Siehe da,
Das ist des Sachsenvolkes Bild!"

Der Franke reichet ihm die Hand:
„Das war ein Wort zu rechter Zeit!
Du sollst von fränkscher Großmut hören,
Dem Kampf der Völker will ich wehren.
Du, denke dieser Stunde heut:
Ich bin der König Karl genannt!"

Der Sachse reichet ihm die Hand:
„Hast fränksche Großmut du genannt,
So lern auch Sachsentreue kennen!
Ich will dir deinen Gastfreund nennen:
Herr Karl, du bist in mächtiger Hand,
Ich bin der Wittekind genannt!"

Da rief der Karl: „Ja, treu und frei!
Das edle Roß, das ist dein Bild.
Nun soll der goldne Friede tagen,
Du sollst die Herzogskrone tragen!
Das weiße Roß, das führ' im Schild,
Für ewig sei es treu und frei!"

Max von Oer.



Inhalt.

Quellenangabe.

Asche, Th. Sagen von Goslar. (Jul. Brumby. Goslar.)

Bechstein, Ludw. Deutsches Sagenbuch. (Leipzig 1853.)

Bern, M. Für kleine Leute. (Twietmeyer. Leipzig.)

Brümmer, Fr. Deutschlands Helden in der deutschen Dichtung. (Stuttgart 1891.)

Bürger, G. A. Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Abenteuer zu Lande. (Neu herausgegeben von der Kunstsektion des Schöneberger Lehrervereins. J. Räde, Berlin.)

Colshorn, Carl u. Theod. Märchen und Sagen. (Hannover 1854.)

Eichler, M. Sagen von Blankenburg und Umgebung. (In Stolles Führer und Sagen — Rud. Stolle. Harzburg.)

Erdmann, Theod. Die alte Kaiserstadt Goslar und ihre Umgebung in Geschichte, Sage und Bild. (L. Koch. Goslar.)

Ey, Aug. Harzmärchenbuch oder Sagen und Märchen des Oberharzes. (Stade 1862.)

Görges, Wilh. Vaterländische Geschichten und Denkwürdigkeiten. 3 Bde. (Braunschweig 1843/45.) 2. Aufl. von Ferd. Spehr. (Fr. Wagners Hofbuchhandlung. Braunschweig 1881.)

Grässe, J. G. Th. Sagenbuch des preußischen Staates. 2 Bde. (Glogau 1868.)

Grimm, Brüder. Deutsche Sagen. 2 Bde. 2. Aufl. (Berlin 1865.)

Günther, Friedr. Aus dem Sagenschatz der Harzlande. (Manz u. Lange. Hannover-Linden 1893.)

Harrys, Herm. Volkssagen, Märchen und Legenden Niedersachsens. 2 Abt. (Celle 1840.)

Havemann, Wilh. Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg. 3 Bde. (Göttingen 1853/57.)

Heinze, Wilh. Geschichte der Stadt Alfeld. (F. W. Diedrichs Nachf., Alfeld 1894.)

Kassebeer, Fr. Hildesheimer Rosen. 2. Aufl. (Gebr. Gerstenberg. Hildesheim 1903).

Klee, Gotth. Sieben Bücher deutscher Volkssagen. 2. Aufl. (Bertelsmann. Gütersloh 1906.)

Kuhn, A. u. W. Schwartz. Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. (Leipzig 1848.)

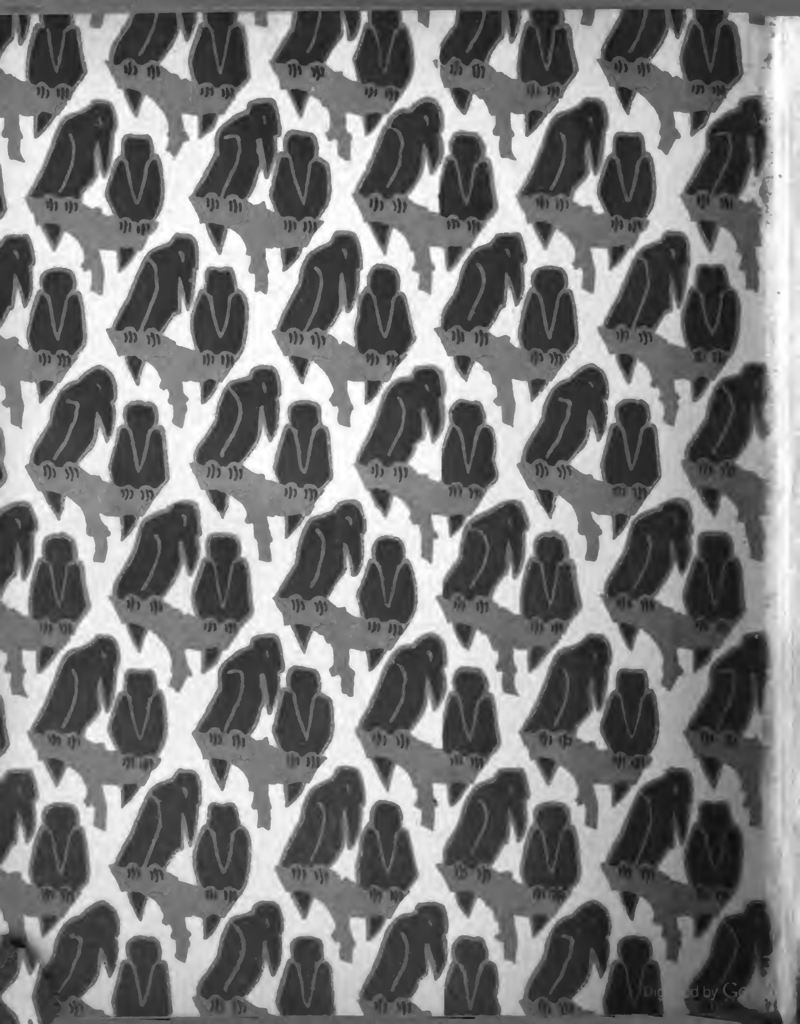
Lesebuch für die anhaltischen Volksschulen. Mittelst. 18. Aufl. (Bernburg 1895.)

Letzner, J. Corbeyische Chronika. (Leipzig 1693.)

Meissel, F. Sagen und Geschichten aus dem Kreise Hameln und dessen nächster Umgebung. (C. W. Niemeyer. Hameln 1906.)

Meyer, Joh. Die Provinz Hannover in Geschichts-, Kultur- und Landschaftsbildern. 2. Aufl. (K. Meyer. Hannover 1880.)

Münchhausen, Börries, Freiherr von. Balladen. 2. Aufl. (H. A. Lattmann. Goslar.)
Niedersachsen. Halbmonatsschrift für Geschichte, Landes- und Volkskunde, Sprache und Literatur Niedersachsens. (C. Schünemann. Bremen 1895—1906.)
Niedersächsisches Lesebuch für Volksschulen. 2 Teile. (Hannover 1903.)
Niedersächsische Volkszeitung. (Chr. Jenssen. Alfeld a. L.)
Pfeil, O. Deutsche Sagen. (O. Spamer. Leipzig.)
Pröhle, H. Deutsche Sagen. (Berlin 1863.)
— Sagen des Oberharzes. (Leipzig 1859.)
— Unterharzische Sagen. (Aschersleben 1856.)
Raabe, Wilh. Gesammelte Erzählungen, II. Bd. 2. Aufl. (O. Janke. Berlin 1891.)
Richter, Alb. Lustige Geschichten aus alter Zeit. (F. Brandstetter. Leipzig 1879.)
Richter, J. W. Otto. Deutscher Sagenschatz. 3 Bände. (Flemming. Glogau.)
Schambach, G. und W. Müller. Niedersächsische Sagen und Märchen. (Göttingen 1855.)
Scheibe, Karl. Geschichte des Klosters Fredelsloh. (B. Franke. Leipzig).
Seifart, Karl. Sagen, Märchen, Schwänke und Gebräuche aus Stadt und Stift Hildesheim. 2. Aufl. (A. Lax. Hildesheim 1889.)
Sohnrey, Heinr. Alle Märeken von der Weper. (Nienhagen b. Moringen.)
— Deutscher Dorfbote. Wochenblatt für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege. (Deutsche Landbuchhandlung. Berlin SW. 11.)
— Die Landjugend. Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung. (Das.)
Stahl, F. Westfälische Sagen und Geschichten. 2 Bdch. (Elberfeld 1831.)
Strasser-Aemilius, Th. Wilde Ranken. Sang und Sage für unmoderne Leute. 2. Aufl. (Berenberg'sche Verlagsanstalt. Hannover.)
Tecklenburg, A. und K. Dageförde. Geschichte der Provinz Hannover. (C. Meyer. Hannover-List 1906.)
Till Eulenspiegels Wunderliche und seltsame Historien. (Berlin o. J.)
Voges, Th. Sagen aus dem Lande Braunschweig. (B. Goeritz 1895.)
Weddigen, Otto u. Herm. Hartmann. Der Sagenschatz Westfalens. (Bruns. Minden 1884.)
Weichelt, Herm. Hannoversche Geschichten und Sagen. 4 Bde. (D. Soltau. Norden 1878.)
Wiegmann, W. Heimatkunde des Fürstentums Schaumburg-Lippe. (H. Heine. Stadthagen 1905.)




3 2044 013 659 453
This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.
A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.
Please return promptly.

